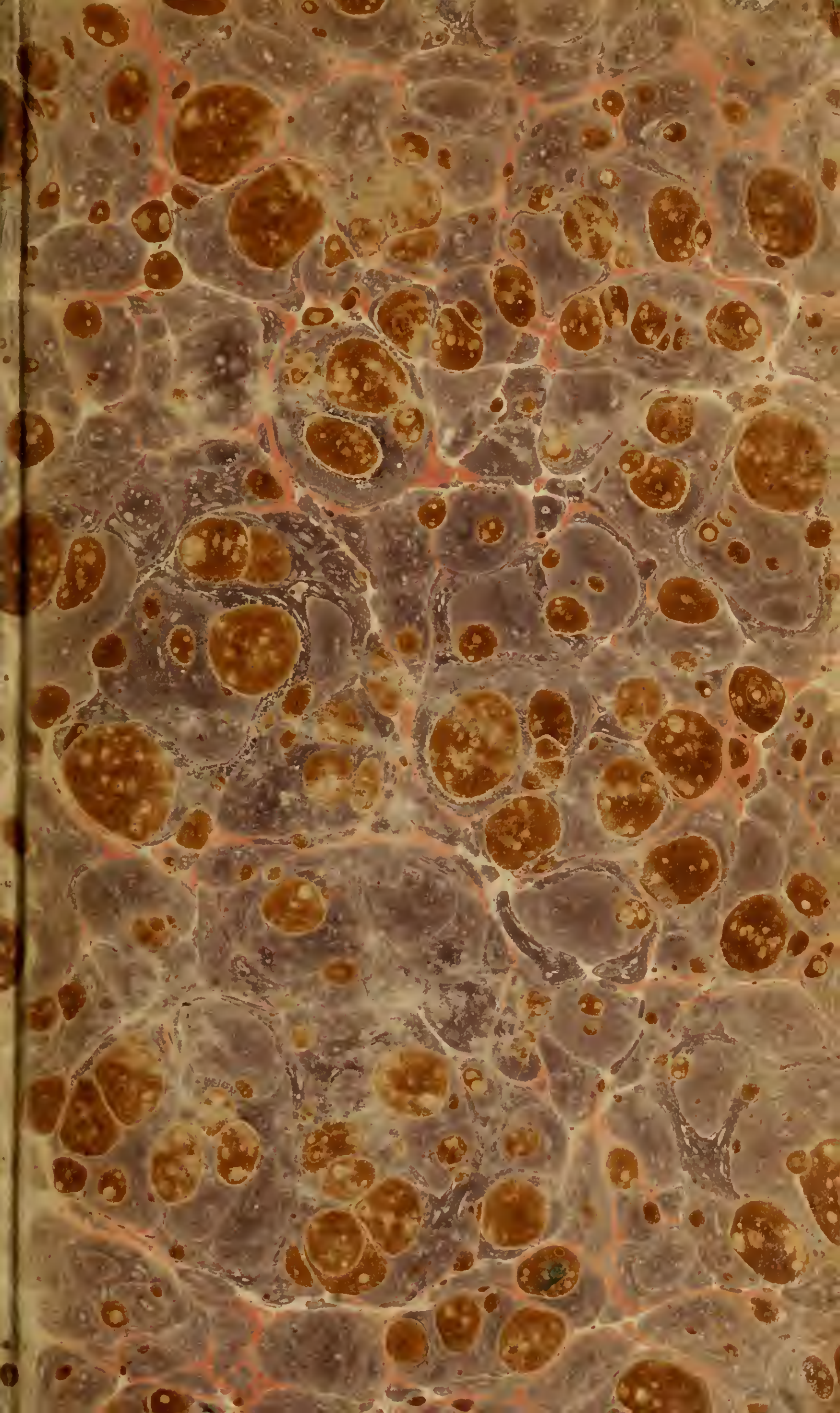
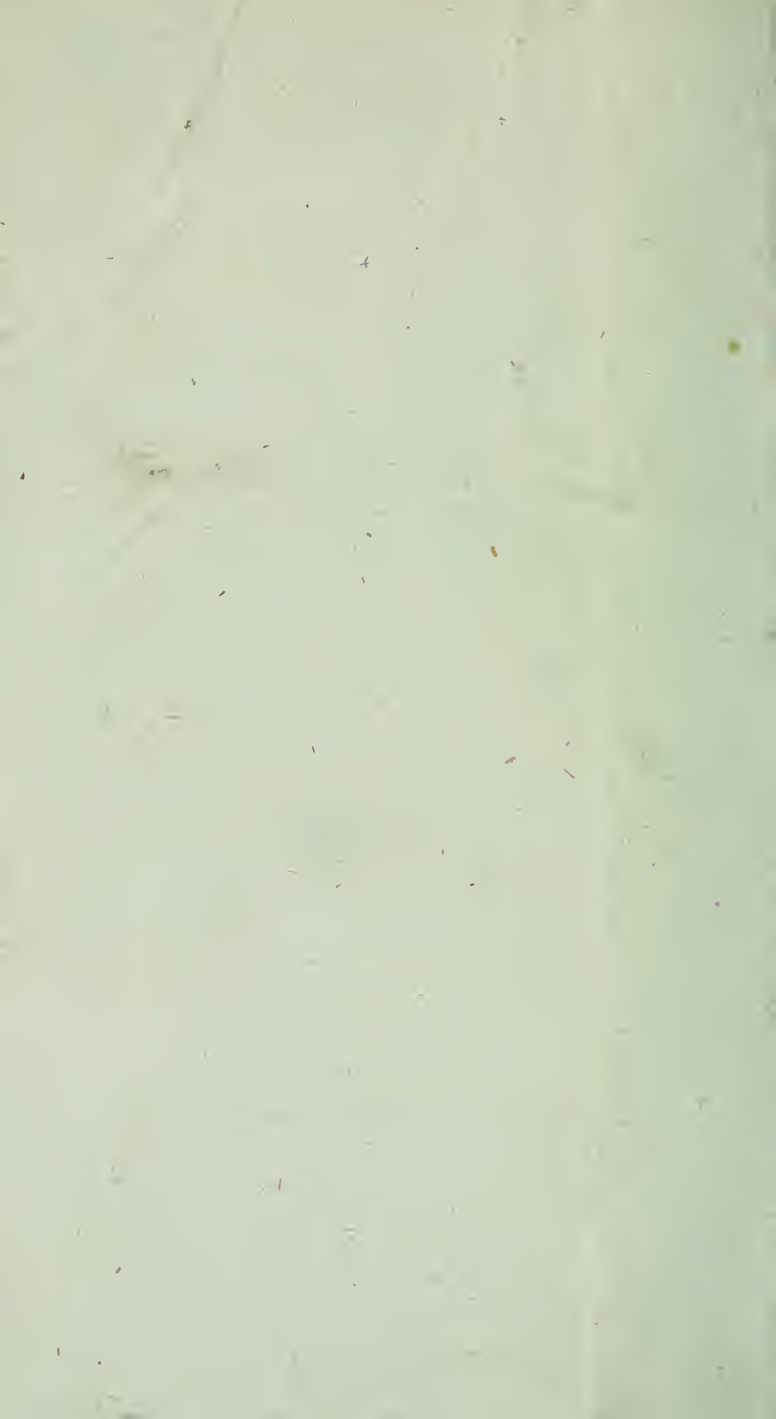
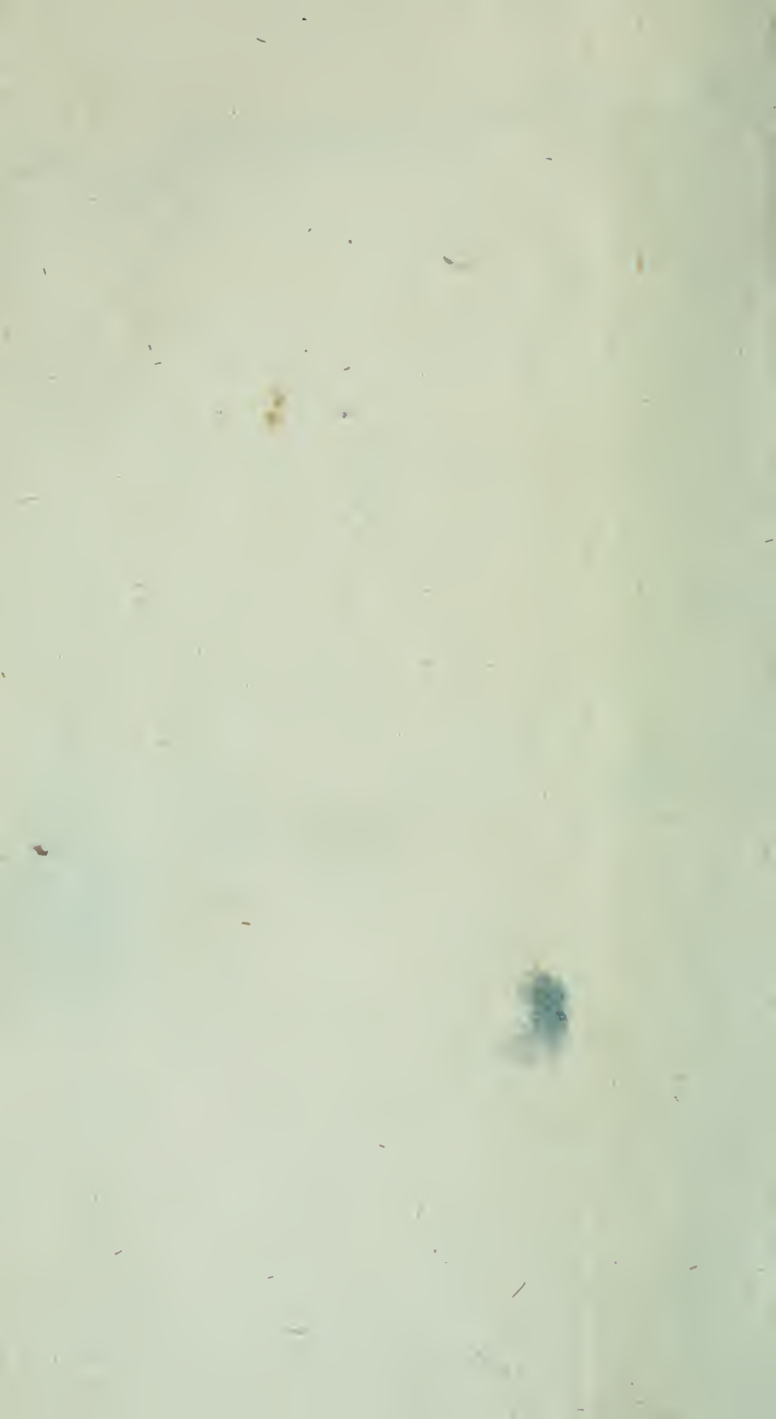






Neue Monatsschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Fünf und zwanzigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1828.

Inhalt
des fünf und zwanzigsten Bandes.

Seite

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Acht und vierzigstes Kapitel.

Von den Schwierigkeiten einer angemessenen Verfassung für die durch den Frieden von 1783 frei gewordenen Staaten Nordamerika's.

Einer dünnen Bevölkerung von weniger als drei Millionen, welche über ein Areal von mehr als 70,000 deutschen Geviertmeilen verbreitet war, eine solche Verfassung zu geben, daß ihr Zusammenhang und ihre Einheit gerettet wurde, war gewiß keine leichte Aufgabe; sie war sogar um so schwieriger, weil in den verschiedenen Staaten, welche in Zusammenhang gebracht und zur Einheit erhoben werden sollten, ein sehr verschiedenes Interesse vorherrschte, das sich in einigen mehr für die Fortschritte des Ackerbau's, in andern mehr für die des Handels und der Gewerbe aussprach. Dazu kam, daß es an einer großen Autorität fehlte, welche durch das von ihr eingeflößte Vertrauen die widerstrebenden Willen hätte zur Unterwerfung

bringen können. So wie die Sachen einmal lagen, mußte das Beste, was sich in konstitutioneller Hinsicht erwarten ließ, unendlich mehr von dem Drange der Noth und von dem selbstgefühlten Bedürfnisse nach Zusammenhang und Einheit herrühren, als von Idealen, deren Anwendung in den meisten Fällen unzulässig ist, weil der Mensch seine Schöpferkraft nur in vorhandenen Materialien offenbaren kann, die gesetzgebende Weisheit also, wie alles Uebrige, durch den Stoff bedingt ist, worin sie sich offenbaren soll. Wie Verfassungen entstehen und sich fortbilden, mußte sich also nach dem Frieden von 1783 vorzugsweise an den Vereinigten Staaten Nordamerika's darthun; auch that es sich auf eine Weise dar, welche für alle Zeiten belehrend geworden ist.

Kaum war der Friede wieder hergestellt, kaum hatten sich die brittischen Truppen theils nach Kanada, theils nach England zurückgezogen, so fingen die Vereinigten Staaten an, die Mängel und Gebrechen ihrer allgemeinen Regierung zu fühlen. So lange der Feind im Lande gewesen war, hatte die Furcht vor seinen Zerstörungen — sie, von welcher der erste Antrieb zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung ausgegangen war — das vornehmste Band politischer Einheit gebildet. Selbst die Autorität des Kongresses hatte auf dieser Furcht beruht; und wenn mehrere seiner Beschlüsse von den Regierungen der Einzelstaaten angenommen waren, und dadurch die Kraft von Gesetzen erhalten hatten: so war der Grund kein anderer gewesen, als daß man eine an sich gefährliche Lage nicht hatte verschlimmern wollen. Vor allem war dies der Fall gewesen mit jenen Artikeln von Verbündung und bleibender

Einheit, welche der Kongreß im Jahre 1778 der Erwägung der Einzelstaaten hingegeben hatte. Waren gleich einige von diesen Staaten auf der Stelle beigetreten, weil sie ihren Vortheil dabei gefunden hatten, so hatten doch andere Bedenken getragen, einen Vertrag zu unterzeichnen, welcher vorzüglich die Staaten begünstigte, die noch über weite Strecken unangebauten und unangeeigneten Landes zu verfügen hatten, und folglich einer großen Ueberlegenheit in Bevölkerung und Reichthum fähig waren. Nur sehr allmählig waren diese Bedenklichkeiten und Einwendungen überwunden worden; und erst seit dem Jahre 1781, wo Maryland beigetreten war, galten die Bundes-Artikel für Gesetze, wodurch die Regierungsform der Vereinigten Staaten bestimmt werde. Doch war man sich in dieser Ansicht nicht gleich geblieben. Nach dem Frieden war die alte Eifersucht erwacht. Jeder einzelne Staat hatte, nachdem die Gegenstände der Furcht beseitigt waren, sein Recht, die Angemessenheit der Beschlüsse des Kongresses streitig zu machen, wieder an sich genommen; und so hatte ein Gefühl und eine Gesinnung, welche sonst nur der Regierung des Mutterlandes zugewendet gewesen waren, ihren Gegenstand verändert, und sich gegen die allgemeine Regierung des eigenen Landes gerichtet.

In dieser Lage der Dinge fehlte es nicht an Männern von Talent, welche immer Feinde der jetzt beendigten Umwälzung geblieben waren. Diese benutzten die öffentliche Stimmung, die Befürchtungen zu vermehren und ein allgemeineres Mißvergnügen in Gang zu bringen. Ein nicht unmerkwürdiger Auftritt in Konnektikut war die Folge dieser Bemühungen. Kaum waren die Kriegs-

unruhen vorüber, so suchte man das Volk zu bereden, daß jenes im Jahre 1778 von dem Kongreß ausgegangene Gesetz, wodurch den Offizieren für ihre Lebensdauer der Halbsold bewilligt war, im höchsten Grade ungerecht und tyrannisch sei — ein erster Schritt zur Einführung von Pensionen — ein Despotismus, der sich nie werde zügeln lassen. Das Volk zu beschwichtigen, erschien im Jahre 1783 eine zweite Kongreß-Akte, wodurch der Halbsold auf Lebenszeit in fünfjährigen vollen Sold verwandelt wurde; der Kongreß wünschte dadurch dem Volke die Ueberzeugung zu geben, daß er nichts weiter beabsichtige, als die Offiziere für die Verluste zu entschädigen, welche sie während der Werthlosigkeit des Papiergeldes gelitten hatten. Das Volk ließ sich jedoch dadurch nicht besänftigen; denn es ging von dem Grundsatze aus, die Offiziere wären für den Verlust, den sie durch das Papiergeld gelitten, hinreichend entschädigt durch die Bewilligungen, welche die Legislaturen der verschiedenen Staaten ihnen von einer Zeit zur andern zugestanden hatten. Außerdem blieb es sich in seinem Mißvergnügen gleich, weil dieselbe Kongreß-Akte, welche den Offizieren einen fünfjährigen vollen Sold bewilligt hatte, diese Belohnung auf einen einjährigen vollen Sold für den gemeinen Soldaten herabsetzte: eine Unterscheidung, welche die Gährung im Volke verstärkte, und einen großen Theil seiner Wuth gegen die Offiziere selbst richtete. Die Feinde der Unabhängigkeit bliesen die Flamme der Unzufriedenheit noch stärker dadurch an, daß sie durch die Tagblätter grundlose Gerüchte zum Nachtheil des Kongresses und der Offiziere verbreiteten; beide Theile sollten sich während des Krieges auf Kosten des Volks

unermeßlich bereichert haben. Die Leichtgläubigkeit der Menge kam diesen Unruhestiftern zu Hülfe. In kurzer Zeit wurde der Lärm so groß, als er werden konnte. Zu Middletown wurde ein Konvent veranstaltet, dessen Bestimmung keine andere war, als gegen die Maßregel des Kongresses hinsichtlich der Offiziere zu protestiren; und obgleich das Oberhaus seinen Beitritt zu einer solchen Maßregel versagte, so wurde doch die von dem Hause der Abgeordneten abgefaßte Protestation dem Kongresse zugesendet.

Ein zweiter Umstand trug nicht wenig dazu bei, daß der Haß gegen den Offizierstand verstärkt wurde. Die Offiziere hatten nämlich, kurze Zeit vor der Entlassung des Heeres, eine Gesellschaft gebildet, welche die Benennung der Cincinnati angenommen hatte. Was die Urheber dieses Vereins mit demselben auch beabsichtigen mochten: im Allgemeinen hielt man den Zweck des Vereins für unschädlich und ehrenvoll. Nur der große Haufe dachte darüber anders; denn er glaubte den Keim zu einer neuen Aristokratie wahrzunehmen, deren Bestimmung keine andere sei, als ihn unterdrücken zu helfen. Alles war zu einer Empörung geneigt, als besser unterrichtete Männer unter den Regierungs-Beamten und der Geistlichkeit sich den verfassungswidrigen Schritten widersetzten, welche die Abgeordneten zu Middletown zu thun entschlossen waren. Jene brachten es gegen den Schluß des Jahres 1783 durch Belehrungen aller Art dahin, daß die Opposition nachließ. Die Kommissionen wurden aufgelöset, die Ruhe kehrte zurück, und im Mai des folgenden Jahres sah sich die Legislatur von Konnektikut im Stande, mehrere Maß-

regeln durchzuführen, die bis dahin für unmöglich gehalten waren. So bewilligte sie eine Steuer zu fünf v. H. für den Kongreß; und durch eine zweite Akte wurden, zur Aufmunterung des Verkehrs mehrere Städte mit beträchtlichen Privilegien dem Staate einverleibt.

Zwar stieg die Opposition gegen die Anordnungen des Kongresses hinsichtlich des Offizierstandes und des Cincinnaten-Ordens in anderen Staaten nicht zu gleicher Höhe, wie in Konnektikut; dennoch aber brachte sie in Massachusetts und in anderen Staaten sehr viel Unruhe hervor. Eifersucht auf die öffentliche Macht war unter dem Volke um so allgemeiner verbreitet, weil die Vernichtung der alten Regierungsformen und die Zügellosigkeit des Krieges den gewohnten Gehorsam verdrängt, und das Gefühl der Gleichheit zum vorherrschenden Gefühl gemacht hatten. Noch hatte man keine Erfahrung darüber, innerhalb welcher Gränzen die Ehrsucht Aller befriedigt werden kann; und weil es daran fehlte, glichen die Bürger dieser Staaten den Schildwachen, die, nachdem sie einmal von dem Feinde überfallen worden sind, auf das Rauschen jedes Blattes zusammenfahren und Lärm machen.

Es war jedoch nicht diese Eifersucht allein, was die weitere Ausbildung einer Verfassung verhinderte, welche immer nur eine Bundesverfassung werden konnte; viele andere Ursachen trugen dazu bei.

Während des Krieges waren von dem Kongreß große Summen Papiergeldes in Umlauf gesetzt worden, und gegen das Ende des Krieges hatten theils die französischen Truppen, theils der spanische Handel sehr viel Baares ins Land gebracht. Diese Fülle von Geld setzte die Staaten

in den Stand, den Anforderungen des Kongresses zu genügen, so daß, zwei bis drei Jahre hindurch, der Bundesschatz reichlich versehen war. Doch als die Gefahren des Krieges vorüber waren, und die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse die Masse des umlaufenden Baaren vermindert hatte: da ließen die Staaten ab von ihrer Unterstützung des Kongresses mit baarem Gelde. Die Vernichtung des Kredits, worin das Papiergeld eine Zeit lang gestanden hatte, brachte nichts so sicher mit sich, als daß diese Art des Geldes aus dem Umlaufe verschwand; die Bedürfnisse hingegen, die man während des Krieges angenommen hatte, dauerten fort, und da zur Befriedigung derselben die größten Summen nach Europa, vorzüglich aber nach England, gesendet werden mußten, so war nichts natürlicher, als daß der Bundesschatz zu darben begann. Welche Form nun auch eine Regierung haben möge: in ihrem Verhätnisse zu den Regierten ist alles Wechselwirkung; und zwar in einem so hohen Grade, daß, wenn die Einwirkung aufhört, die Rückwirkung gleichmäßig zum Stillstand gebracht wird. Nur allzu bald kam es also dahin, daß die Zinsen der öffentlichen Schuld nicht mehr bezahlt werden konnten; und nicht lange darauf stockten auch die Zahlungen der Zivil-Liste. Genöthigt zur Ausfertigung von sogenannten Zertifikaten oder öffentlichen Sicherheiten, welche weder fundirt noch bezahlt werden konnten, wirkte der Kongreß bald selbst zu seiner Herabwürdigung; denn diese gingen auf das Fünftel, das Achtel und selbst das Zehntel ihres Nominal-Werths herab, und verkündigten auf diese Weise den Grad des Ansehns, worin die Regierung stand. Es lag am Tage, daß, wie achtungswerth die

Männer, die diesen Kongreß bildeten, auch in jeder andern Hinsicht seyn mochten, sie doch in der Kunst zu regieren noch bloße Neulinge waren, denen es an einer gründlichen Kenntniß der Gesellschaft und ihrer Erscheinungen fehlte.

Unter den Vereinigten Staaten war Pensilvanien der erste, welcher, die nothwendigen Folgen einer solchen Auflösung berechnend, ihr dadurch eine Gränze zu setzen suchte, daß er Anstalt traf zur Bezahlung der Zinsen, sowohl seiner eigenen, als der Bundesschulden; er that dies dadurch, daß er seinen Antheil an der allgemeinen Schuld ausmittelte, und seinem eigenen Gläubiger Noten an die Stelle derjenigen gab, welche von den Vereinigten Staaten herrührten. Nichts verführte ihn dazu noch mehr, als das Gefühl der Unermeßlichkeit seiner Hülfsmittel. Allein er machte sehr bald die Erfahrung, daß der Einzelne nur dann etwas vermag, wenn er die Unterstützung der übrigen findet. Je gleichgültiger die übrigen zwölf Staaten hinter ihm zurück blieben, desto schneller kam er dahin, daß er, selbst in herabgewürdigtem Papiergelde, seine Zahlungen nicht pünktlich bestreiten konnte.

Nur Massachusetts fühlte den Beruf, dem Beispiele Pensilvaniens zu folgen. Doch indem es den Anforderungen des Kongresses und denen seiner eigenen Gläubiger zu genügen strebte, warf es auf die Steuerpflichtigen eine so schwere Last, daß im Jahre 1786 eine Empörung entstand. Mehrere Ursachen vereinigten sich zur Hervorbringung dieses Ergebnisses. Auf dem Staate selbst drückte eine schwere Schuld; kaum geringer aber war die Last, womit jede Korporation zu kämpfen hatte, und dazu kam

denn, auf der einen Seite der Verfall, oder vielmehr die Vernichtung alles öffentlichen Kredits, auf der andern ein großes Sittenverderbniß, wie es sich in anhaltenden Kriegen nur allzu leicht einstellt, und ein auffallendes Zurückgehen des Handels und der Gewerbe. Mit Einem Worte: weil Jeder, mehr oder weniger, mit Privat-Schulden belastet war: so fühlte er sich abgeneigt von Beiträgen, welche die öffentliche Ordnung bezweckten. Die erste Gewaltthat der Menge bestand darin, daß sie das neue Steuergesetz verbrannte. Hieraus ging eine Empörung hervor, welche ein ganzes Jahr anhielt, und heftige Staatskrämpfe verursachte. Verhindert wurde, wie die Gerechtigkeitspflege, so die Einsammlung der ausstehenden Schulden. Zur Wiederherstellung der Ordnung blieb nichts anders übrig, als die bewaffnete Macht unter dem General Lincoln gegen die Empörer zu richten. Doch so zahlreich waren die letzteren in den Grafschaften Worcester, Hampshire und Berkshire, so fest der Entschluß, sich der Vollziehung der Gesetze entgegen zu stellen, daß der Guvernör und der Staatsrath von Massachusetts es für angemessen fanden, den General Lincoln auf bloße Vertheidigung zu beschränken, damit das Uebel nicht ärger werden möchte. Glücklicherweise waren die Häupter der Empörung nicht Männer von Kopf und großem Ansehn; sie verzweifelten zwar, doch fehlte es ihnen an Entschlossenheit, und wie sehr sie auch von der Volksmasse emporgetragen wurden, so behielten sie doch das Gefühl ihrer Schuld: ein Gefühl, das selbst den Verwegensten zügelt, und hinter seinen Vorsätzen und Entwürfen zurückhält. Dies zeigte sich in dem Betragen einer Rebellenschaar vor

dem Magazin bei Springfeld, wo General Shepard mit einer kleinen Wache die Kontinental-Vorräthe beschützte. In überlegenerer Zahl erschienen die Empörer auf der Ebene; doch wenige Kanonenschüsse vermochten sie aus- einander zu treiben, ohne daß mehr als vier Mann das Leben darüber eingebüßt hatten. Das entschlossene Betra- gen des Generals Shepard, verbunden mit der Ausdauer und der klugen Standhaftigkeit des Generals Lincoln, zer- streute die Empörer, vertrieb die Häupter derselben aus dem Staate, und stellte die Ruhe wieder her. Ihrerseits war die gesetzgebende Behörde weise und leidenschaftslos genug, den Empörern Ungestraftheit zu verheißen, wenn sie wieder friedliche Unterthanen werden und den Treueid leisten wollten. Zwar wurden die Häupter der Empörung für den Augenblick aus dem Staate verbannt; aber auch sie erhielten Verzeihung, als sie darum baten, und sich mit politischen Beweggründen zu entschuldigen versuchten.

Mangel an öffentlichem Ansehn, Volksunruhen und Empörungen waren nicht die einzigen Kalamitäten, welche aus den besonderen Verhältnissen, worin die einzelnen Staaten zu einander standen, hervorgingen; die häufigen Emissionen von Kredit-Scheinen vermehrten das Verzeich- niß der politischen Unordnungen, und es ist wohl der Mühe werth, genauer anzugeben, wie dies geschah.

Die Vortheile, welche die Kolonien, so lange sie unter brittischer Hoheit gestanden hatten, von den Kredit- Scheinen einernteten, verführten im Jahre 1775 den Kon- greß zur Ausfertigung solcher Scheine, um den Krieg mit Nachdruck zu führen. Unstreitig lag dieser Maßregel eine unvermeidliche Nothwendigkeit zum Grunde; denn baares

Geld konnte weder durch Besteuerung, noch durch Anlei-
hen herbeigeschafft werden. Die erste Emission dieser
Kredit-Scheine brachte keine andere Wirkung auf den ge-
sellschaftlichen Verkehr hervor, als daß das Baare sich aus
dem Umlaufe zurückzog. Allein sobald, vermöge wieder-
holter Emissionen, Papier an die Stelle des Baaren getre-
ten war, und die für den Umlauf nöthige Summe über
die Gebühr angeschwellt hatte, verloren die Kredit-Scheine
ihren Werth; und dieses Sinken im Werth nahm derge-
stalt zu, daß 70 und selbst 150 Papier-Dollars kaum
Einem geprägten spanischen Dollar gleich geachtet wurden.
Nichts desto weniger war, von dem Jahre 1775 bis zum
Jahre 1781, dies herabgedrückte Papier beinahe das ein-
zige Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit: es
ersetzte das Baare und gab dem Kongreß das Mittel, ein
zahlreiches Heer auf den Beinen zu erhalten. Die Summe
des umlaufenden Papiergeldes belief sich zuletzt auf 200
Millionen Dollars; und noch immer hatte es nicht allen
Werth verloren. Doch um das Jahr 1780 begann baares
Geld wieder in Umlauf zu kommen: dies geschah theils
durch den Sold, der dem französischen Heere ausgezahlt
wurde, theils durch den Verkehr mit den spanischen Kolo-
nien, theils endlich durch den untersagten Verkehr mit
der brittischen Besatzung von New-York. Dieser Umstand
nun beschleunigte die Werthlosigkeit des Papiers in einem
so hohen Grade, daß es auf nichts herabsank. Die Kauf-
leute und Makler in den südlichen Staaten, das nahe
Schicksal des Papiergeldes ahnend, sendeten davon uner-
meßliche Summen nach Neu-England, machten zu Boston
große Ankäufe und brachten dadurch die Wirkung hervor,

daß die Kredit-Scheine aus dem Umlaufe verschwanden. Im Ganzen genommen war die Geschichte dieses Papiergeldes eine Geschichte öffentlichen und Privat-Betrugs. Alte Geldschulden wurden nicht selten mit herabgewürdigtem Papier bezahlt, und selbst neue Kontrakte auf wenige Wochen, ja selbst auf wenige Tage, geschlossen, wurden mit einem geringerem Theil des empfangenen Werthes erfüllt. Und sobald dies Verfahren im Gange war, fehlte es nicht an Spekulanten und reisenden Kaufleuten, welche ein ehrliches Gewerbe aufgegeben hatten, um in betrüglichen Geschäften, welche keinem Prinzip untergeordnet werden konnten, wo möglich große Gewinne zu machen. Das Schlimmste in der ganzen Erscheinung war, daß es, von nun an, an einem sicheren Maßstabe für den Werth der gesellschaftlichen Arbeit und dessen, was durch dieselbe geleistet wird, fehlte. Dieser Kalamität — der größten von allen, weil die Gesellschaft nur durch die Arbeit besteht — zu begegnen, gerieth man auf den Einfall, feste Preise auf die Waaren zu legen, so daß Niemand dafür mehr geben oder empfangen sollte, als die Obrigkeit gut geheißen hatte. Daß dies ganz vergeblich war, versteht sich wohl von selbst. Es war im Grunde lächerlich, den Werth des Geldes fixiren zu wollen zu einer Zeit, wo aus dem Schatz der Vereinigten Staaten unablässige Ströme von Papiergeld ausflossen; vollkommen eben so lächerlich, als wenn man versucht, das Steigen des Wassers in den Flüssen zu hemmen, während Wolkenbrüche das Wasser anschwellen; vollkommen eben so lächerlich, als wenn man das Verbrechen tadelt, während man es durch alle nur ersinnliche Mittel herbeiruft. Wer die Wirkung nicht will

muß die Ursache hemmen; allein man war in der richtigen Beurtheilung der gesellschaftlichen Erscheinungen in Nordamerika um diese Zeit noch so weit zurück, daß man jenem Satze keine Anwendung auf die Gesellschaft zugestehen wollte. Was aber war die Folge davon? Keine andere, als daß Betrug und listiges Umgehen der Gesetze eine Allgemeinheit gewannen, welche ihnen früher nicht eigen gewesen war; daß die Redlichen im Lande das Opfer der Unredlichen wurden; daß der Spekulationsgeist das Gefühl kaufmännischer Verbindlichkeiten vertrat, und daß die Arbeitsamkeit ihren Werth verlor.

So verhielt es sich mit den natürlichen Wirkungen eines fehlerhaften Geld-Systemes, das, wie nothwendig es auch seyn mochte, deßwegen nicht weniger alle Bande der Gesellschaft auflösete.

Nach dem Frieden mit Großbritannien änderte sich alles. Die von dem Kongreß ausgegebenen Geldscheine hatten schon seit längerer Zeit ihren Werth im Umlauf verloren. Was durch den Krieg an Baarem eingeführt worden war, verschwand, von dem Stillstande der Feindseligkeiten an, in den Handel mit dem Auslande. Zwei Jahre nach dem Frieden war Seltenheit des Geldes die allgemeine Klage. Die Kaufleute hielten es für unmöglich, ihre Schuldforderungen einzuziehen, und regelmäßige Remessen an ihre Gläubiger in Großbritannien zu machen; und die Verzehrer sahen sich endlich genöthigt ihren Luxus einzuschränken, und zu den alten Gewohnheiten der Betriebsamkeit und Sparsamkeit zurückzukehren. Doch war diese Gestalt der Dinge nicht in allen Staaten dieselbe. In mehreren, welche eben so sehr von ihren

Schulden, als von den übrigen Nachwehen des Krieges litten, forderte das Volk ganz laut Papiergeld, weil es darin ein Rettungsmittel in seinem Nothstande sah; die Summe seiner Einsichten war durch die gemachte Erfahrung nicht vermehrt worden.

In Pensilvanien fehlte es nicht an unterrichteten Männern, welche die Unmöglichkeit eines neuen Papier-Kredits ins Licht stellten; allein, da ein solcher Papier-Kredit früher wirklich nützlich gewesen war, so mußten sie denjenigen weichen, welche, von dem Volke unterstützt, den veränderten Umständen keine Gewalt einräumen wollten. So erhielt denn Pensilvanien zum zweitenmal Kredit-Scheine zum Ersatz für Baares. Allein die Umwälzung hatte die Nothwendigkeit dieser Kredit-Scheine beseitigt, und zugleich die Mittel zerstört, wodurch ihr Werth ehemals war gehoben worden. Die Folge davon blieb nicht aus: die Ländereien stiegen am Schlusse des Krieges nicht in ihrem Werth — Anweisungen auf London waren nicht so leicht zu haben, als in jener Zeit, wo Pensilvanien eine abhängige Provinz war — der Staat selbst spaltete sich in Partheien, von welchen die eine die popularen Maßregeln der andern verdächtig machte — und das ganz natürliche Sinken des Papiergeldes verstärkte das Mißtrauen, das man gegen alle öffentlichen Verheißungen zu hegen angefangen hatte. Obgleich ein guter Theil des neuen Geldes durch Ländereien hypothezirt war, und der reiche Staat sein Wort für die Einlösung desselben zu seinem Nominal-Werthe verpfändete: so war und blieb der Unterschied zwischen diesem Papiergelde und dem Baaren doch zehn Prozent: ein Unterschied dessen

Wirkungen in einem Handelsstaate nur allzu nachtheilig waren.

Nord-Karolina, Süd-Karolina und Georgien nahmen ihre Zuflucht zu demselben traurigen Mittel, um sich Geld zu verschaffen. Keiner von diesen Staaten erwog, daß Betriebsamkeit, Frugalität und gute Handelsgesetze die einzigen Mittel sind, um zu Wohlstand und Reichthum zu gelangen; und weil jeder von ihnen sein so achtbares Ziel auf einem bequemeren Wege erreichen zu können glaubte, so schadete er nur: denn das neue Papiergeld verdrängte aus dem Umlaufe alles Baare, und als hierauf jeder Maßstab für seinen Werth weggefallen war, befand man sich auf dem nämlichen Punkte, von welchem man ausgegangen war, nur mit dem Unterschiede, daß die Summe der Verlegenheiten sehr wesentlich zugenommen hatte.

Virginien suchte und fand ein anderes Rettungsmittel. Dies bestand darin, daß es, mit Genehmigung seiner Regierung, Dollars und kleinere Silbermünzen beschnitt, um die Ausfuhr des Baaren zu verhindern. Ein Verfahren das auch in Georgien vorwaltete.

Nur Maryland entging der Kalamität des Papiergeldes. Zwar brachte das Haus der Abgeordneten eine Bill ein, nach welcher Papiergeld zu einem großen Betrage eingeführt werden sollte; allein der Senat widersetzte sich diesem verderblichen Plane mit eben so viel Standhaftigkeit als Erfolg. Die Opposition zwischen den beiden Häusern war heftig und tumultuarisch, und bedrohete den Staat mit Anarchie. Dies ging jedoch bald vorüber. Die Frage wurde dem Volke vorgelegt, und die gesunde Beurtheilung des Senats trug den Sieg davon.

Neu-Jersey, zwischen den beiden größten Handelsstädten Nord-Amerika's gelegen, empfand den Mangel an Baarem, wie so viele andere Staaten. Nach ihrem Beispiele nahm es seine Zuflucht zu Papiergeld, um die Zinsen der öffentlichen Schuld zu bezahlen; und der Erfolg war wie anderwärts: der Werth dieses Geldes fiel, weil nichts vorhanden war, was ihn hätte aufrecht erhalten können.

Rhode-Island gewährte einen niederschlagenden Beweis von der Zügellosigkeit und Anarchie, welche immer auf die Hintansetzung des Sittengesetzes folgt. In ihrer Wuth, den Staat mit Geld zu versehen, und ohne alle Rücksicht auf Fleiß und Arbeitsamkeit die Taschen der Leute — nicht mit Gold- und Silbermünzen, wohl aber mit Papierschnitzeln zu füllen, die eben so gut seyn sollten, gab die gesetzgebende Behörde eine Verordnung, nach welcher 200,000 Pf. kreirt werden mußten: eine Summe, mehr als hinreichend für das Handelsbedürfniß dieses kleinen Staats, selbst wenn er von allem Baaren entblößt gewesen wäre. Die Kaufleute von Newport und Providence widersetzten sich aus allen Kräften dieser heillosen Maßregel; allein sie verstärkten dadurch nur den Eigensinn der Gesetzgeber, welche ihr Vorhaben durch Spezial-Verordnungen der seltsamsten Art unterstützten. Sie gaben ein Gesetz, wodurch befohlen wurde, daß, wenn der Gläubiger sich weigern würde, diese Papiere, es sei für welche Schuld es wolle, anzunehmen, der Schuldner die zu zahlende Summe bei einem Friedensrichter niederlegen sollte, welcher davon in den öffentlichen Blättern Nachricht zu geben hätte; und wenn der Gläubiger nicht innerhalb der nächsten

sechs Monate erschiene, um sein Geld in Empfang zu nehmen, so sollte die Schuld verwirkt seyn. Dies Gesetz erregte das Erstaunen aller Redlichen; und selbst die Beförderer des Papiergeldes in anderen Staaten mißbilligten und verwarfen das Verfahren Rhode Islands als gottlos und unterdrückend. Allein dieser Staat wurde von einer Faktion beherrscht. Während des Geschreis nach Papiergeld war aus den kleineren Städten eine Zahl von vorlauten und unwissenden Männern zur Gesetzgebungsstelle gewählt worden; und diese, in vollem Einklange mit der großen Menge, entwarfen den Plan nach ihren Neigungen und beschränkten Einsichten, und widersetzten sich bei der Durchführung jeder Maßregel, welche dem kaufmännischen Vortheil entsprach. Nicht genug aber, daß sie schlechte Gesetze zur Unterstützung ihres Vorhabens gaben, füllten sie auch die Gerichtshöfe und die übrigen Zweige der Verwaltung mit ihren Kreaturen an. Im Grunde war es ihnen nur um einen Strich durch alle Schuldforderungen zu thun. Doch der Erfolg zeigte, wie wenig in dieser Hinsicht möglich war. Das Papiergeld kam nicht in Werth, weil die Gewalt ihn erzwingen wollte; die Geschäfte ruheten; das Vertrauen ging verloren, und derselbe Staat, der in seinem Innern der Verwirrung preisgegeben war, wurde von allen Nachbarstaaten verabscheut.

Massachusetts Bay hatte, unter allen politischen Unfällen, das gute Glück, dem Papiergelde zu entrinnen. New-Hampshire machte zwar kein Papier; allein in den Verlegenheiten, welche unmittelbar nach dem Kriege eintraten, erhob die Legislatur Pferde, Hausgeräth und Erzeugnisse des Gewerbfleisses zu rechtmäßigen Mitteln, einen

Vertrag zu erfüllen. Ohne allem Zweifel verträgt es sich nicht mit der Gerechtigkeit, daß man einen Gläubiger zwingt, etwas als Zahlung zu nehmen, was bei Abschliessung des Kontraktes nicht zu seinen Absichten paßte; allein, da die Sachen, welche in New-Hampshire zu rechtmäßigen Zahlungsmitteln gemacht wurden, einen inneren Werth hatten, welcher dem Belauf der Schuldsummen entsprach: so war die Ungerechtigkeit des Gesetzes zum wenigsten minder verletzend, als der erzwungene Umlauf des Papiergeldes in Rhode-Island. In Massachusetts galt ein ähnliches Gesetz eine Zeit lang; in Konnektikut aber wurde es in die Wahl des Gläubigers gestellt, ob er seinen Schuldner einstecken, oder Grund und Boden, nach einem von drei unpartheiischen Eigenthümern festgestellten Werth, in Zahlung nehmen wollte. Der gesunde Verstand der Einwohner von Konnektikut war so allgemein, daß, als die Frage: ob man Papiergeld machen solle? in Gang gebracht wurde, nur acht Glieder der Gesetzgebungsstelle sich für eine solche Schöpfung erklärten. Und diese wurden förmlich ausgezischt; so sehr galt diese Maßregel für eine Quelle des Betrugs und des öffentlichen Elendes.

Von allen Staaten hatte New-York die geringste Aufforderung zur Schöpfung eines Papiergeldes; denn die Handelsvorzüge, die es genoß, ließen es nicht an einem Baaren fehlen, das zur Ausgleichung hinreichte. Nichts desto weniger ließ sich auch New-York auf Papiergeld ein; sogar auf eine sehr reichliche Schöpfung desselben. Hier nun war das Papiergeld zwar weniger schädlich; da es aber an Mitteln fehlte, es dem Baaren gleich zu setzen, so brachte es doch den Nachtheil hervor, daß das letztere

im Werthe stieg: ein Nachtheil, welcher im Handel nicht bloß zu vielen Unbequemlichkeiten, sondern selbst zu bedeutenden Verlusten führt, und eben dadurch den National-Reichthum vermindert.

So verhielt es sich mit dem Papiergelde, das in den Vereinigten Staaten, wenn gleich nicht auf eine und dieselbe Weise, nach dem Frieden von 1783 eingeführt wurde. Es war, um alles mit Einem Worte zu sagen, ein sehr elendes Surrogat für Gold und Silber in einem Lande, wo die Zügel der Regierung viel zu schlaff waren, als daß die Erfüllung öffentlicher Verbindlichkeiten hätte erzwungen werden können, wo folglich das öffentliche Vertrauen so gut, als nicht vorhanden war. Dabei läßt sich jedoch nicht läugnen, daß das brittische Ministerium einen Nothstand, der sich durch sich selbst gebildet hatte, nicht wenig erschwerte durch Verfügungen, welche die Nordamerikaner der Vortheile beraubten, die sie von dem Verkehr mit Westindien und Großbritannien hätten ziehen können. Es wurden nämlich schwere Zölle auf solche Artikel gelegt, welche sie den Londoner Kaufleuten für ihre Waaren zurücksendeten; und bald ging das Ministerium noch weiter, indem es, seinen merkantilischen Ansichten getreu, allen Verkehr mit den westindischen Inseln, wenn er auf amerikanischen Schiffen und mit amerikanischen Seeleuten getrieben wurde, unbedingt untersagte. Auf diese Weise in ihren natürlichen Bestrebungen gehemmt, suchten die Amerikaner in weiter Ferne, was ihnen in der Nähe entzogen war; und um den selbstsüchtigen Schiffahrtsgesetzen Englands entgegen zu wirken, schlossen sie jene freisinnigen Verträge, zu welchen das erste Beispiel in dem-

jenigen gegeben wurde, den sie mit Preußen, zehn Monate vor dem Hintritt des großen Friedrichs des Zweiten, schlossen: ein Vertrag, den man als den Wendepunkt, und als die Initiative des freieren Verkehrs betrachten kann, worin das menschliche Geschlecht seit dem Jahre 1786 mit sich selbst getreten ist. Dieser Vertrag ging von dem Kongresse selbst aus. Was von Seiten einzelner Staaten geschah, um die brittische Regierung zur Milderung ihrer strengen Schifffahrtsgesetze zu bewegen, mußte schon deßhalb mißlingen, weil es nicht die Zustimmung der übrigen fand. So legte Messachusetts in seinem Eifer, jenen Schifffahrtsgesetzen entgegen zu wirken, sehr schwere Zölle auf alle Waaren, welche von England aus in seine Häfen anlangten; da aber die übrigen Staaten nicht dieselbe Maßregel ergriffen, so fühlte es sehr bald den Nachtheil, der aus dem Stillstande der Geschäfte entsprang, und die natürliche Folge davon war die Zurücknahme der getroffenen Anordnung. Aehnliches begegnete Pensilvanien, als es brittische Waaren stark besteuerte. Delaware und New-Jersey errichteten auf der Stelle eine Menge Freihäfen, um die Ausschiffung von Gütern innerhalb der Gränzen dieser Staaten aufzumuntern, und Pensilvaniens höhere Steuer diente nur zur Beförderung des Einschwärzens.

Blieb überhaupt alles in der Bahn, worin es sich seit dem Abschluß des Friedens befand: so war die errungene Unabhängigkeit bei weitem mehr für einen Fluch, als für einen Segen zu halten; denn was konnten, so lange es an einer kraftvollen allgemeinen Regierung fehlte, die einzelnen Staaten anders thun, als — ihrem wirklichen

oder eingebildetem Interesse folgend, sich bekämpfen und von versteckten Feindseligkeiten in offenbare mit einander gerathen? Glücklicherweise liegt in jedem Uebel, wovon die menschliche Gesellschaft heimgesucht werden kann, ein Heilmittel, wenn man es zu finden versteht. Getäuscht in ihren Erwartungen von einer unvorbereiteten Staatsglückseligkeit, begannen die Freunde der Freiheit und Unabhängigkeit ihre sanguinischen Hoffnungen von einer Umwälzung aufzugeben, die, in ihrem ersten Entstehen, auf der fantastischen Voraussetzung absoluter Uneigennützigkeit beruht hatte. Jetzt fehlte wenig daran, daß sie zur Verzweiflung übergingen. Das Einzige, das sie davor bewahrte, war die Schnellkraft, welche der menschliche Geist in freien Verfassungen gewinnt. Vermöge des Prinzips der Selbsterhaltung, welche in Republiken so ungemein thätig ist, konnte man sich an den gesunden Menschenverstand des Volkes wenden, um die Fundamental-Ursache aller Unordnungen zu beseitigen. Der Antrieb ging von Virginien aus, das den Vorschlag that, sämmtliche Staaten möchten, nachdem sie von dem auswärtigen Joche befreit worden, in ihren Repräsentanten zusammentreten, um eine Regierungsform zu verabreden, welche dem dringenden Bedürfniß der Einigung entspräche. Herr Madison, in dessen Kopfe dieser Gedanke zuerst entsprungen war, hatte das Vergnügen, zu sehen, daß auf der Stelle zwölf Staaten sich für Virginiens Vorschlag erklärten, und daß daraus eine neue Verfassung hervorging, welche die Bürger der Vereinigten Staaten für alle Beschwerden, Gefahren und Verluste der Umwälzung zu entschädigen versprach.

Es läßt sich nicht sagen, in welchem Grundgedanken die Urheber der neuen Verfassung sich vereinigt hatten; am Tage aber liegt, daß das, was sie an die Stelle jener Konföderations-Artikel vom Jahre 1778, welche bisher für Verfassung gegolten hatten, brachten, in jedem Betracht den Gegensatz bildete. Der Hauptunterschied zwischen den Konföderations-Artikeln und der neuen Konstitution war nämlich folgender: jene wirkten nur auf die Staaten; diese hingegen wirkte auf Individuen. Die Regierung, welche durch die ersteren gebildet wurde, konnte, vermöge eigener Autorität, weder Menschen ausheben noch Steuern ausschreiben, weil sie von dreizehn verschiedenen Legislaturen abhing; die Regierung hingegen, welche durch die letztere gebildet wurde, durchdrang mit ihrer gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt den ganzen Verein der amerikanischen Staaten, weil sie von diesen nicht mehr abhing, als nöthig war, um das allgemeine Wohl mit Erfolg zu umfassen. Bewirkt nun wurde dies dadurch, daß die einzelnen Staaten ihrer Suveränetät in allen den Fällen entsagten, welche die äußeren politischen Verhältnisse betrafen, dieselbe aber auch in mehreren wichtigen Gegenständen ihrer inneren Regierung beschränkten, um die Leitung des Ganzen einer Unions-Regierung in zwei Kammern, mit einem auf vier Jahre gewählten Präsidenten an der Spitze der vollziehenden Gewalt, zu übertragen. Durch diese Anordnung war nicht bloß eine gewissenhaftere Beobachtung der Traktaten, sondern auch die Stabilität der allgemeinen Regierung gesichert: eine doppelte Gewährleistung, welche nicht Statt finden konnte, so lange die Willensäußerungen und Anforderungen des Kongresses

der Revision von dreizehn Gesetzgebungsstellen unterworfen waren, und dreizehn verschiedene Gerechtigkeitspflegen ein verfassungsmäßiges Recht hatten, über denselben Gegenstand zu entscheiden. Im Grunde gab das Volk der Vereinigten Staaten seinen Regierern keine neue Gewalten; es brachte das, was es früher abgetreten hatte, nur in eine bessere Form. Die erweiterte Gewalt der allgemeinen Regierung entstand aus dem, was die Gesetzgebungsstellen der einzelnen Staaten an der ihrigen einbüßten; damit aber die erweiterte Gewalt der allgemeinen Regierung mit Umsicht und Ueberlegung angewendet werde, so wurde der Kongreß, welcher früher einen einzigen Körper gebildet hatte, in zwei Körper gesondert, von welchen das Volk nach Maßgabe seiner Zahl den einen, die Gesetzgebungsstellen der verschiedenen Staaten hingegen den anderen wählten. Die dem Präsidenten übertragene Vollziehungsgewalt konnte auf diese Weise nie gefährlich werden; um so weniger, weil sie auf den Zeitraum von vier Jahren beschränkt war.

Wie einleuchtend dies alles auch seyn mochte: so fehlte doch sehr viel daran, daß es ohne Widerspruch wäre angenommen worden. Als die neue Konstitution dem Volke zur Genehmigung vorgelegt wurde, entstanden lebhafte Debatten über die Einführung und die Nichteinführung derselben. Einige Staaten, welche, vermöge ihrer geographischen Lage den Vortheil genossen, daß sie die Zölle in ihre Schatzkammern aufnahmen, waren abgeneigt von dem Opfer, das sie in dieser Hinsicht darbringen sollten; und andere, die zu den verzehrenden, d. h. zu den nichteinführenden Staaten gerechnet werden mußten, ließen

sich durch entgegengesetzte Beweggründe zur Opposition gegen das neue Werk hinreißen. Die Aussicht auf Erweiterung des Schiffbau's und des Handels war von großem Gewicht für solche Staaten, denen es weder an Matrosen noch an Schiffen fehlte; sie vor allen drangen auf die Annahme der neuen Verfassung, welche das wirksamste Mittel war, sie mit der ganzen Welt zu befreunden. Diejenigen Staaten hingegen, welche vorzüglich vom Ackerbau abhingen, waren besorgt, daß der Eifer für die Belebung des amerikanischen Seewesens ihre Gewinne dadurch schmälern möchte, daß er die Bewerbung der Ausländer um ihre Erzeugnisse verminderte; und diese glaubten, sich dem neuen Regierungs-System um ihres bleibenden Vortheils willen versagen zu müssen. Dazu kam denn, daß Individuen, welche starken Einfluß auf die Gesetzgebungsstellen der einzelnen Staaten hatten, oder einträgliche Stellen in denselben bekleideten, sehr wenig geneigt waren, eine Regierung anzunehmen, die, indem sie die Macht der Einzel-Staaten verminderte, ihrer Wichtigkeit so wesentlichen Abbruch that. Diese fanden ihre Gegner in Solchen, die, indem sie auf Stellen in der neuen Regierung spekulirten, ihren Vortheil dabei fanden, die Annahme derselben zu beschleunigen. Einige waren allzu eifersüchtig auf das, was sie *Freiheit* nannten, um den Regierern viel Gewalt einzuräumen, während andere, von Vaterlandsliebe belebt, der neuen Verfassung die Hand boten, weil sie die Ueberzeugung hegten, sie allein sei das Mittel, um zu einer schnellen Größe zu gelangen. Es giebt vielleicht keine menschliche Leidenschaft, welche nicht mitgesprochen hätte, als es sich um die Annahme oder die Verwerfung

des Verfassungswerks handelte. Die Masse der öffentlichen Gläubiger erwartete Zahlung von der Einführung einer kraftvollen Regierung, und war daher ganz entschieden für die Annahme derselben. Die welche von Gehalten lebten, so wie die, welche, weil sie schuldenfrei waren, ein sichereres Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit, und einen unverhinderten Lauf der Gerechtigkeit zu wünschen Ursache hatten, waren ganz natürliche Freunde einer Konstitution, welche das Ausgeben von Papiergeld und gewaltsame Dazwischentritte zwischen Schuldnern und Gläubigern hemmte. An diese schlossen sich alle Unabhängigen an, welche die Nothwendigkeit einer allgemeinen Regierung fühlten, und von der Fortdauer des Zusammenstosses unter den einzelnen Staaten nichts als Schwäche und Jammer erwarteten. Die Zahl der letzteren war nicht gering; und sie waren es dann auch, die den Ausschlag gaben.

Nach einer vollständigen und gründlichen Erörterung, sowohl ihrer Prinzipien als ihrer einzelnen Verfügungen, wurde die Konstitution den 17. Sept. 1787 von elf unter den damals bestehenden 13 unabhängigen Staaten angenommen; und zwar so, daß man mit Sicherheit auf den Beitritt der beiden übrigen rechnete. In den meisten Hauptstädten feierte man diese Annahme durch Prozessionen, welche alles übertrafen, was Amerika bis dahin in dieser Gattung gesehen hatte. Die Konstitution verdiente diese Auszeichnung vermöge ihrer Angemessenheit an dem gesellschaftlichen Zustande der Nord-Amerikaner: eine Angemessenheit, welche ihren Vorzug vor jeder anderen in einem so hohen Grade bildete, daß Viele dadurch zu dem

Glauben fortgerissen wurden: sie verdiene das Muster aller Konstitutionen zu werden. Scharf aufgefaßt, gewährt sie eine Regierung, welche durch ihre Stellung zur Gesellschaft in die Unmöglichkeit versetzt ist, anders als wohlthätig für das Ganze zu wirken; das Eigenthümliche dieser Regierung aber besteht darin, daß sie weder demokratisch, noch aristokratisch, noch monarchisch ist. Alle diese Beziehungen fallen dadurch für sie weg, daß sie ihren Fundamental-Charakter in der Repräsentation hat, welche ihrerseits auf die Wahl gegründet ist. Sie vereinigt die beiden Charaktere der Einheit und Gesellschaftlichkeit, ohne welche es keine heilsame Regierung geben kann: aber sie vereinigt diese Charaktere auf eine Weise, die sie von jeder anderen Regierung unterscheidet; denn fremd ist ihr jede Erblichkeit persönlicher Vorzüge, und die natürliche Folge davon ist, daß Vorrechte der Entwickelung hoher Bürgertugenden nicht hinderlich werden können. Allerdings ist es der Zeit und der Erfahrung aufbehalten, die Wirkungen dieser neuen Vertheilung der Regierungs-Gewalt zu rechtfertigen, und vorhersehen läßt sich mit der größten Sicherheit, daß die Autorität des Präsidenten in eben dem Maße zunehmen werde, worin die Bevölkerung wächst und der Raum sich immer mehr ausfüllt: allein, so wie die Dinge bisher gelegen haben, muß man bekennen, daß jene Vertheilung der Regierungs-Gewalt ein treffliches Mittel war, Freiheit mit Sicherheit zu vereinigen, und den Grnnd zu einer rasch sich entwickelnden National-Größe zu legen.

Nachdem die Konstitution von jenen elf Staaten angenommen und die Senatoren und die Repräsentanten

ihren Artikeln gemäß gewählt waren, traten diese in New-York zusammen und begannen ihre Arbeiten, gemäß der Bestimmung, die ihnen durch das Verfassungsgesetz gegeben war. Ohne irgend einen Seufzer, ohne irgend ein Aechzen, starb der alte Kongreß im April 1789, d. h. zu einer Zeit, wo in Frankreich die Versammlung der allgemeinen Stände vorbereitet wurde. Mit ihm starb das Papiergeld, dessen Schöpfer er gewesen war. An seine Stelle trat ein neuer Kongreß mit größeren Vollmachten zur größten Freude Derer, welche die Vereinigten Staaten groß und glücklich zu sehen wünschten.

Wie verschieden sich nun auch die Meinungen hinsichtlich der neuen Verfassung ausgesprochen haben mochten: so waren doch über Denjenigen, dem die oberste Vollziehungsmacht anvertraut werden mußte, die Stimmen durchaus nicht getheilt. Antiföderalisten und Föderalisten — denn durch diese Benennungen wurden die Gegner und die Freunde der Konstitution bezeichnet — richteten einmüthig ihre Blicke auf den Oberbefehlshaber des Heeres, den General Washington, als den Mann, welcher die Präsidenten-Würde vor allen Uebrigen zu bekleiden verdiene. Washington verdankte den Vorzug, der ihm auf diese Weise zu Theil wurde, der Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Ausdauer, womit er unter den bedenklichsten Umständen den Vereinigten Staaten gedient, und das große Werk ihrer Unabhängigkeit durchgeführt hatte. In der Sache selbst, d. h. in dem ihm ertheilten Vorzuge, bewährte sich das Instinktive der menschlichen Organisation, die nichts so sicher mit sich bringt, als die Vorliebe für das Einzelwesen, welche die erste Grundlage aller

monarchischen Verfassungen bildet, indem es dem menschlichem Herzen unmöglich ist, einer Körperschaft die Gefühle der Liebe und Achtung zuzuwenden.

Washington lebte zurückgezogen auf seinem Landgute in Virginien, als er an die Spitze der neuen Regierung berufen wurde. Dem Vaterlande glaubte er seine Schuld bezahlt zu haben, und vorgerückt im Alter und belehrt durch viele Erfahrungen, wünschte er den Rest seines Lebens in gänzlicher Abgeschiedenheit vom öffentlichen Geschäfte hinbringen zu können. Wie sehr es ihm damit auch voller Ernst seyn mochte: so bestimmte ihn doch der redliche Eifer, womit er, sein ganzes Leben hindurch, der öffentlichen Sache ergeben gewesen war, seiner Vorliebe für die Zurückgezogenheit zu entsagen, und sich noch einmal in das Gewirre des Staatslebens zu stürzen, um dem großen Vertrauen zu entsprechen, das seine Mitbürger in ihn setzten. Sobald er also die Kunde von seiner Erwählung zur Präsidenten-Würde erhalten hatte, verließ er sein einsames Landgut, um sich nach New-York zu begeben. Auf dem Wege dahin, sah er allenthalben die Landstraße mit Leuten bedeckt, welche den Mann des Volks von Angesicht zu Angesicht zu sehen verlangten. Nicht Militär-Bedeckungen allein, sondern auch Bedeckungen von Freiwilligen aus allen Ständen, begleiteten ihn von einem Staate in den andern; und wo er auch erscheinen mochte, allenthalben sah er sich mit den schönsten Ehren empfangen, die ein dankbares und mit Bewunderung erfülltes Volk gewähren kann. Beinahe in jedem bedeutenderen Orte, durch welchen er kam, wurden ihm von den Bewohnern Glückwünschungsschreiben überreicht, auf welche

er mit derjenigen Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit antwortete, die so sehr zu seiner Lage paßte. In jedem Anderen, der sich an seiner Stelle befunden hätte, würde die Fülle von Ehrenbezeugungen, womit man ihn überschüttete, Zurückhaltung und Stolz erzeugt haben; allein hiervon wurde in dem außerordentlichsten Manne seines Landes und vielleicht auch seiner Zeit, nicht das Mindeste sichtbar. Groß dadurch, daß er den ungetheilten Beifall seiner Mitbürger verdient hatte, wurde er noch größer dadurch, daß er sich in seiner Herablassung gleich blieb, mit Jedem wie mit Seinesgleichen sprach, und keinen anderen Vorzug achtete, als den, der ihn in den Stand setzte, allgemein nützlich zu werden. Als er bei der Brücke anlangte, welche über den Schuylkill führt, fand er dieselbe mit Lorbern und Eppich geschmückt, und an den beiden Enden Bogen angebracht, welche, mit Lorbern verziert, römischen Triumphbogen glichen; und bei der Ueberfahrt ließ ein Knabe, der den Genius Amerika's vorstellte, mit Hülfe einer Maschine, eine Bürgerkrone von Lorbern auf sein Haupt fallen. Beinahe zwanzig tausend Bürger besetzten die Hecken und Baumgänge zwischen den Schuylkill und Philadelphia. Durch diese Reihen wurde er von einer zahlreichen Begleitung achtbarer Bürger nach der Stadt geführt, wo man ihn herrlich bewirthete, und Abends ihm zu Ehren ein Feuerwerk abbrannte.

Als Washington, über den Delavare hin, am Jersey-Ufer landete, wurde er von den Bewohnern der Umgegend mit einem dreimal wiederholten Freudenruf empfangen; und als er, auf dem Wege nach Trenton, den Gipfel des Hügels erreichte, sah er am Eingang der Brücke einen

neuen Triumphbogen, den die Frauen dieses Orts errichtet hatten. Mit Lorbern und Blumen war die Krone des Bogens geschmückt, und an ihr las man die Worte: der 26. Dez. 1776. Am Bogen selbst war die Inschrift angebracht: Der Vertheidiger der Mütter wird auch die Töchter vertheidigen. In Weiß gekleidet, mit Blumen in den Haaren und mit Blumenkörben in den Händen, erwartete am entgegengesetzten Ende der Brücke eine dreifache Reihe von Mädchen und jungen Frauen den Sieger bei York-Town; und als er angelangt war, empfingen sie ihn mit Gesang und streueten Blumen vor ihm her: eine Huldigung, die ihm um so willkommner seyn mußte, je mehr seine gegenwärtige Lage gegen diejenige abstach, worin er sich im Dez. des Jahres 1776 auf demselben Fleck befunden hatte, als die Angelegenheiten Amerika's am schlimmsten standen. Ueber die Bay von Elisabeth-Town nach New-York wurde er von dreizehn Piloten in einem zierlichen Boote gefahren; und im Hafen wurdtn die Flaggen aller Fahrzeuge gehisset. Bei seiner Landung erscholl ein allgemeiner Ruf der Freude, worin man seinen Namen nannte; der Guvernör des Staats empfing ihn mit Glückwünschen. Von dem Landungsplatze wurde er nach dem Hause geführt, das zu seinem Empfange eingerichtet war, und in seinem Gefolge befanden sich, außer den Milizen in ihren Uniformen, eine große Anzahl von Bürgern. Abends waren die Häuser der Einwohner auf das Glänzendste beleuchtet.

Bald nach seiner Ankunft wurde ein Tag anberaumt, an welchem er seinen Eid leisten sollte. Dieser war in

folgenden Worten abgefaßt: „Feierlich schwör' ich, daß ich das Amt eines Präsidenten der Vereinigten Staaten treulich verrichten, und nach meinen besten Einsichten und Kräften die Verfassung der Vereinigten Staaten erhalten, beschützen und vertheidigen will." Bei der Ableistung dieses Eides war er gänzlich in amerikanischen Manufakturen gekleidet. Am Morgen des zu diesem Endzwecke festgesetzten Tages versammelte die Geistlichkeit aller Konfessionen ihre Gemeinden in den ihnen zustehenden Kirchen und Bethäusern; und hier wurden für den Präsidenten und für das Volk der Vereinigten Staaten öffentliche Gebete gehalten. Gegen Mittag ging eine Prozession, begleitet von einer Menge Bürger, von dem Hause des Präsidenten nach der Bundeshalle. Auf dem Wege dahin bildeten die Truppen eine doppelte Reihe, durch welche Washington, begleitet von dem Vize-Präsidenten John Adams, in die Senats-Kammer ging. Unmittelbar darauf, begleitet von beiden Häusern, betrat er die Gallerie, welche auf die breite Straße stößt, und hier, in Gegenwart einer zahlreichen Bevölkerung aus allen Theilen der Vereinigten Staaten, leistete er den von der Konstitution vorgeschriebenen Eid, der ihm von dem Kanzler des Staats von New-York vorgesprochen wurde. Tiefes Schweigen herrschte während dieser Zeremonie untrr allen Zuschauern: eine Minute der erhabensten Freude. Als ihm darauf der Kanzler zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ausgerufen hatte, wurde dies durch Abfeuerung von dreizehn Kanonen, und durch den Freudenruf von zehntausend dankbaren und freundlich gesinnten Herzen beantwortet. Achtungsvoll ver-

beugte sich der Präsident vor dem Volke, und aufs Neue erbebte die Luft vom Freudengeschrei. Washington begab sich hierauf in die Kammer der Senatoren, wo er beiden Häusern eine seelenvolle Rede hielt, in welcher er nicht bloß seine eigene Gefühle bei dieser feierlichen Gelegenheit, sondern auch seine Bekümmerniß um die Wohlfahrt und Glückseligkeit eines Volks ausdrückte, für dessen Sache er so viele Jahre hindurch Leib und Leben gewagt hatte. Alles vereinigte sich auf diese Weise, die Weihe Washington's recht feierlich zu machen; doch was dabei am meisten in Anschlag gebracht zu werden verdiente, war der Umstand, daß die einhällige Stimme von mehr als drei Millionen freier Menschen ihn auf den würdigsten Posten in Amerika erhoben hatte.

Durch Washington's Annahme der Präsidenten-Würde war für die Wohlfahrt der Vereinigten Staaten sehr viel geleistet. Seine Gesinnung, einfach, edel und gemeinnützig, theilte sich der ganzen Regierung mit, und wurde dadurch eine wirksame Beförderin alles Guten und Schönen. Durch die Stiftung einer Bank wurde den Geldverlegenheiten eine Gränze gesetzt; und indem die Gerechtigkeitspflege gleichzeitig verbessert wurde, konnte das schnelle Aufblühen eines Staats, der so große jugendliche Kräfte in sich trug, nicht lange ausblieben. Es offenbarte sich bald in allen Zweigen der gesellschaftlichen Thätigkeit: im Ackerbau, in der Manufaktur, im Handel, in den schönen Künsten und in den Wissenschaften. Was zur Hervorbringung eines so großen Ergebnisses unstreitig das Meiste beitrug, war der Umstand, daß die allgemeine Regierung für die Befriedigung der Staatsbedürfnisse auf die indirekte Steuer beschränkt

blieb;

blieb; denn die glückliche Folge davon war, daß die gesellschaftliche Arbeit den freiesten Spielraum behielt, und sich mit jedem Jahre mehr auszweigen konnte. Von Kasten, Zünften, Innungen und allen den Anstalten, wodurch man in Europa direkte Steuern zu sichern versucht hat, konnte also in den Vereinigten Staaten nie die Rede seyn; und daß ihre Bevölkerung in dem Zeitraum von etwa 40 Jahren sich vervierfacht hat, muß wesentlich der Freiheit zugeschrieben werden, die in der Berechtigung zur Arbeit besteht. Ueberhaupt war es ein ausgezeichnetes Glück für die Vereinigten Staaten, daß ihre Bildung in eine Periode fiel, wo der alte Gesellschaftszustand Europa's sich je mehr und mehr auflösete, um einem besseren Platz zu machen; wo Fragen, deren ausschließender Gegenstand die bessere Organisation der Gesellschaft war, zur Tagesordnung gehörten; wo die physischen Wissenschaften so große Fortschritte gemacht hatten, daß die allgemeinen Naturgesetze auf die gesellschaftlichen Erscheinungen angewendet werden konnten; wo, um alles mit Einem Worte zu sagen, der menschliche Geist, sich eben so sehr über die metaphysischen Systeme, wie über die theologischen, sich zu erheben begann. Von dem, was man die europäische Gährung nennen könnte, durch einen weiten Zwischenraum geschieden, im Uebrigen aber in stetem Zusammenhang mit den Staateu Europa's, eigneten sich die Vereinigten Staaten, bei ihrem höchst einfachen Verwaltungs-Systeme, alles an, was einen reellen Fortschritt in Kunst und Wissenschaft in sich schloß, und gelangten auf diesem Wege, ungestört von widerwärtigen Ereignissen, zu einer Achtbarkeit, worin sie den Europäern nicht selten als Muster

erschienen, während ihre Bescheidenheit sie verhinderte, sich selbst in diesem Lichte zu betrachten.

Dreimal auf vier Jahre zum Präsidenten gewählt, erklärte Washington am 17. Sept. 1796: „daß er darauf Verzicht leiste, einer von Denjenigen zu seyn, unter denen der neue Präsident erwählt werden sollte;" und in einem Aufruf an das amerikanische Volk gestand er, daß ihn nur die Betrachtung der bedenklichen Lage der öffentlichen Angelegenheiten zurückgehalten habe, diese Erklärung vor seiner letzten Erwählung zum Präsidenten zu thun. Wer möchte der Versicherung eines Mannes, wie Washington, mißtrauen? Gleichwohl darf nicht verschwiegen werden, daß er in den vier letzten Jahren seiner Verwaltung das Vertrauen seiner Mitbürger nicht in dem Umfange, wie früher, genoß. Nicht daß er dasselbe weniger verdient hätte; allein, indem der Geist der französischen Umwälzung bis nach Amerika vorgedrungen war, vereinigten sich Unruhstifter und alte Anhänger Englands mit denen, deren Habsucht sich nicht damit vertrug, daß Washington in einem Vertrage mit England die Bezahlung alter Schulden der Amerikaner zu genehmigen entschlossen war. Ihn zu schrekken, nannte man ihn den Söldner Großbritanniens; womit man die Verleumdung verband, daß er dem Staate 24,000 Dollars entwendet habe. Auch Stolz und Geiz wurden ihm zum Vorwurf gemacht. Doch unberührt von allem, was wider ihn gesprudelt wurde, folgte der große Mann, der zugleich Gründer, Vertheidiger und Retter des täglich wachsenden Freistaats war, nur seinem Gewissen bei Unterzeichnung des Handelsvertrages mit England, allen Vorstellungen, die ihm darüber gemacht wurden,

entgegen setzend, daß er, wie bei allen seinen Handlungen, so auch bei dieser, nur das Wohl des Ganzen vor Augen habe.

Würdiger schied nie ein Staatsmann aus dem Zusammenhange, worin er gewirkt hatte, als Washington nach den fünf und vierzigjährigen Diensten, die er seinem Vaterlande geleistet hatte. Sein Abschied von seinen Mitbürgern war der eines liebenden Vaters, der sich mit klarem Bewußtseyn von den Seinigen trennt. „In seinem vorgerückten Alter sei der Schatten der Stille für ihn das Ersprießlichste. Doch wolle er nicht abtreten, ohne seinen Mitbürgern die Grundsätze einzuschärfen, welche das Ergebniß seines Nachdenkens und seiner nicht unbeträchtlichen Erfahrungen wären. Vor allem empfehle er Einigkeit. Diese werde um so besser gesichert seyn, wenn der Süden dem Norden seine reichen Erzeugnisse, der Norden dem Süden seine großen und starken Kräfte mittheilte. Handelte es sich um Abänderung in der Staatsform, so möchte man nie vergessen, daß zur Gründung einer wahren Regierung Zeit und Gewöhnung gehörten, und daß Beobachtung und Erfahrung der Autorität der Meinungen und Voraussetzungen vorzuziehen sei. Zur Verwaltung eines so ausgedehnten Landes, wie Nordamerika, bedürfe die Regierung einer so starken Intensität, als nur immer verträglich sei mit der Sicherstellung der Freiheit; und eben deßwegen fühle er sich berufen, vor den Wirkungen jenes Partheigeistes zu warnen, der in freien Verfassungen so leicht einen feindseligen Charakter annehme. Für ihre Verhältnisse mit dem Auslande möchten seine geliebten Mitbürger doch nie einen andern Grundsatz annehmen,

als den, sich so wenig als möglich in innige Verbindungen einzulassen, so daß ihr Schicksal mit dem Schicksal irgend eines Theils von Europa verflochten, ihr Friede und ihr Wohlseyn von dem europäischen Ehrgeiz und Eigensinn abhängig würden. Sie möchten vielmehr ihre Entfernung und abgesonderte Lage zu bloßen Handelsverbindungen benutzen, und bei diesen Gunstbezeigungen und Vorzüge weder suchen noch bewilligen; denn es könne keinen größeren Irrthum geben, als wenn ein Volk von dem andern wirkliche Gefälligkeiten erwarte, oder auf solche rechne." Diese Grundsätze bezeichnete er als den Maßstab, an welchem man seine Verwaltung prüfen sollte. Eines absichtlichen Irrthums sei er sich nicht bewußt; die Folgen der nicht absichtlichen werde der Allmächtige lindern oder abwehren. „Ich hoffe, fuhr er fort, daß mein Vaterland nie aufhören wird, meine öffentlichen Handlungen mit Nachsicht zu beurtheilen, und den Mangel unzureichender Fähigkeiten, nach den fünf und vierzig eines im Dienste desselben hingeschwundenen Lebens, in Vergessenheit zu stellen. Voll von dieser Hoffnung, eile ich in den Schatten der Einsamkeit, um unter meinen Mitbürgern die süße und ungemischte Theilnahme an dem wohlthätigen Einfluß guter Gesetze unter einer freien Regierung zu genießen."

So schied der große Mann aus, der einen Staat gegründet hatte, dessen Bestimmung in die Ewigkeit hinein reicht. Die Bewunderung Europa's folgte ihm in die Einsamkeit. Einzig beschäftigt mit seinen Privat-Angelegenheiten, verlebte er die nächsten Jahre in zunehmenden Verfall seiner Gesundheit und Kraft, und starb dem

14. Dez. 1799, um fortzuleben in dem von ihm gegründeten Staate, und in dem Andenken aller Tugendlichen.

Washington starb kinderlos, wie Epimanondos, mit welchem er eine auffallende Aehnlichkeit im Charakter hatte. Sein Testament bewies, in welcher Weise er seine Mitbürger als seine natürliche Erben betrachtete. Da er immer mit Bedauern gesehn hatte, daß die Jugend der Vereinigten Staaten sich ins Ausland begab, um daselbst Kunst und Wissenschaft zu lernen, in der Regel aber mit Anschauungen und Grundsätzen zurückkehrte, die, seiner Ueberzeugung zufolge, sich nicht mit der Bestimmung eines amerikanischen Bürgers vertrugen: so vermachte er dem Staate funfzig Aktien, jede von hundert Pf. St. zur Errichtung einer Hochschule in dem Distrikt Kolumbia, der keinem einzelnen Staate angehörte, aber unter dem besonderen Schutze der Union stand, und in der Folge durch die Kongreß-Stadt ausgezeichnet wurde, welche Washingtons Namen erhielt. In demselben Testament schenkte er seinen Sklaven die Freiheit, indem er den hülflosen Alten eine lebenslängliche Unterstützung, den Kindern derselben aber die Gelegenheit zur Erlernung eines Handwerks mit den nöthigen Vorbereitungen dazu im Lesen, Schreiben und Rechnen sicherte. Das letztere Verfahren hat viele Tadler gefunden; doch, wie es scheint, nur unter denen, welche nicht wußten, daß die Freiheit, wie alles Uebrige, vorbereitet seyn will, und daß die Sklaverei sich ganz von selbst aufhebt für Diejenigen, die in der Zivilisation solche Fortschritte gemacht haben, daß sie mit den Freien auf Einer Linie stehen.

Die ungemeinen Fortschritte, welche die Vereinigten

Staaten seit dem Jahre 1783, sowohl in Bevölkerung, als in Zivilisation gemacht haben, nöthigen uns, am Schlusse dieser Untersuchung noch einige Augenblicke bei der Hauptursache dieser Erscheinung zu verweilen.

Man hat unstreitig nicht Unrecht, wenn man, um diese Erscheinung zu erklären, nicht bloß auf die Fruchtbarkeit eines früher noch wenig angebauten Bodens, sondern auch auf die Einwanderung vieler tausend Europäer zurückgeht; doch dürften dies nur untergeordnete Erklärungsgründe seyn. Der Haupterklärungsgrund läßt sich nur in der zweckmäßigen Gestaltung der Verfassungs- und Verwaltungs-Formen finden, bei welchen alles darauf berechnet ist, der Arbeit den ihr gebührenden Lohn zu verschaffen und die Freiheit als Berechtigung zur Arbeit, d. h. zu jeder Art von nützlicher Unternehmung, von allen Hindernissen zu befreien. Wo so etwas Statt findet, können stärkere Bevölkerung und zunehmende Zivilisation nicht ausbleiben. Ein besonderer Artikel der Verfassungsurkunde aber beweiset, daß sie als Wirkungen vorhergesehen worden sind. Dies ist nämlich derjenige Artikel, durch welchen der Kongreß berechtigt ist, gewisse Gebiete als selbstständige Staaten in den Bundesverein aufzunehmen, wenn sie die deßhalb festgesetzte Bevölkerung erhalten haben. Drei Abstufungen entscheiden über den Eintritt jedes besonderen Staats in die Union der Vereinigten Staaten. Territorium wird in Nordamerika das Gebiet jeder Bevölkerung genannt, die sich zu einem Bundesstaat auszubilden strebt. Der erste Schritt geschieht also durch Errichtung einer Territorial-Regierung; der zweite, sobald dem vom Kongreß ernannten Gouvernör des Gebiets eine Volksversamm-

lung zur Seite tritt, auf welche die bis dahin von dem Statthalter und den Richtern des obersten Gerichtshofes ausgeübte gesetzgebende Gewalt übergeht; der dritte endlich ist nicht eher möglich, als bis die Zahl der über 25 Jahr alten freien Männer bis auf 60,000 gestiegen ist. Hierin liegt die doppelte Berechtigung: einmal, sich eine eigene Verfassung zu geben, und in der Mitte des Staates eine selbstständige Regierung zu bilden; zweitens, sich in die Union als besonderer Staat aufnehmen zu lassen. Kennt man diese Abstufung, so kann man wohl nicht anders, als darüber erstaunen, daß die ursprüngliche Zahl der Vereinigten Staaten sich seit 1783 von 13 auf 24 erhoben hat. Die hinzugekommenen Staaten sind: Vermont, Tenesse, Kentucky, Ohio, Luisiana, Indiana, Mississippi, Illinois, Maine, Alabama und Missouri. Neben diesen Staaten aber bestehen noch sechs Territoria, welche sich immer mehr dem Zeitpunkte nähern, wo auch ihre Aufnahme in die Union nicht ausbleiben wird. Solche Territoria sind Michigan, das Nordwest-Gebiet, Arkansas, Missouri, Oregan und Florida. Kurz: wenn von einer absolut guten Verfassung nie die Rede seyn kann, diejenige aber für die bezüglich beste gehalten werden muß, welche der Natur der Gesellschaft im Allgemeinen und den besonderen Bedürfnissen eines gegebenen Vereins von Menschen am besten entspricht: so ist es kaum möglich, der nordamerikanischen das Lob der höchsten Angemessenheit vorzuenthalten.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstück
aus den
Denkwürdigkeiten des Grafen von Segur.

(Schluß.)

Diese erste Unterredung mit der Königin endigte sich mit höchst verbindlichen Lobsprüchen, welche sie meinem Betragen in Rußland machte, so wie mit zahlreichen Fragen, die sich auf den Charakter der Kaiserin Katharina und auf die traurige Lage bezogen, worin ich den Kaiser, ihren Bruder, in Wien zurückgelassen hatte.

Als ich dem Könige vorgestellt wurde, fand ich ihn traurig und niedergeschlagen; er sprach nur wenig, aber sehr verbindlich, über meine Negotiationen, und entließ mich mit den Worten, daß er mich mit Vergnügen wiedergesehen habe.

Ich erfüllte hierauf eine andere Pflicht: ich legte dem Herrn von Montmorin Rechenschaft von meiner Sendung. Von allen Schilderungen, die man mir bisher von der Umwälzung gemacht hatte, war die Schilderung dieses Ministers die düsterste. Gleichwohl fühlte sein eben so gesunder als aufgeklärter Verstand die Nothwendigkeit, unsere Unruhen durch einen Pakt zu beendigen, welcher alle Elemente einer guten Repräsentativ-Regierung enthielte; nur daß er die Ueberzeugung in sich trug, die Heftigkeit

vieler entgegengesetzten Leidenschaften werde die Anwendung dieses Rettungsmittels unmöglich machen.

„Auf der einen Seite, sagte er zu mir, scheint das Volk in seiner Ungebundenheit nur eine Demokratie zu wollen, welche zur Anarchie führt; es wird sich sehr bald gegen die bewaffnen, welche ihm jetzt einen gesetzlichen Zügel anlegen möchten. Auf der andern Seite verwerfen der Hof, die Aristokratie und alles, was den König umgiebt, mit Hartnäckigkeit alles, was ihnen nicht die Monarchie zeigt, wie sie ehemals war."

„Sie wissen, wie sehr ich den König liebe. Er ist gerecht, tugendhaft, gütig. Allein seine Güte ist der Kraft und Stärke beraubt. Er vermag eben so wenig denen zu widerstehen, die er fürchtet, wie denen, die er liebt. Vergeblich bemühe ich mich, ihn dahin zu bringen, daß er Einen Plan mit festem Sinne verfolge. Ach! glauben Sie mir, dieser verhängnißvolle Kampf zwischen einer leidenschaftlichen Volksparthei und einem schwachen König wird damit endigen, daß wir in den Schmelztigel der Republik gerathen."

Ich gestehe, daß diese Worte, welche die Zeit in eine Prophezeihung verwandelt hat, damals nur einen schwachen Eindruck auf mich machten. Ich betrachtete sie als die Wirkung einer melancholischen Laune, welche den Minister geneigt machte, Schimären nachzujagen. Und wahrlich! um diese Zeit gab es noch keinen Schimmer von einer republikanischen Parthei, welche erst zwei Jahre später nach der Fluchtreise des Königs ins Leben trat.

Schon gaben meine Unterredungen mit Personen, welche durch Rang und Meinung so verschieden von ein-

ander waren, mir, indem sie meine sehr lebhafte Neugierde befriedigten, einen ziemlich klaren Begriff von dem Zustande, worin ich mein Vaterland wiedersah; und um in dieser Beziehung meine Belehrung vollständig zu machen, wohnte ich fleißig den Sitzungen der National-Versammlung bei.

Fünf Jahre hatte ich in Ländern verlebt, deren Regierungen auch nicht die kleinste Veränderung gelitten hatten, und die, ohne allen fremdartigen Zusatz, die alte gesellschaftliche Ordnung, die alterthümlichen Gewohnheiten, die veralteten Etiquetten, so wie die unveränderlichen Unterschiede des Ranges und der Klassen, bewahrten. Nichts hatte demnach bewirkt, daß die Zurückerinnerung an den Zustand, worin ich Frankreich verlassen hatte, geschwächt worden wäre. Auch fehlte es nicht an meinem Erstaunen, als ich zum ersten Male in meinem Leben, öffentlich und im Schoße einer erhabenen Versammlung, Kardinäle, Bischöfe, Pfarrer, Generäle, Offiziere, Große, Adelige, Bauern, obrigkeitliche Personen, Legisten, und das, was wir bei uns Bürger nannten, beisammen und bunt durch einander gemischt auf denselben Bänken, ohne irgend ein Abzeichen des Ranges, sitzen sah. Aus dieser Ueberraschung gerieth ich sehr bald in ein anderes Erstaunen, welches darin bestand, daß ich deutlich sah, wie dieses Schauspiel nicht hinreichte, den Vertheidigern der alten Ordnung der Dinge die Augen zu öffnen. Gleichwohl war das Wort „Gleichheit," das unaufhörlich an ihre Ohren schlug, kein leerer Name: es war die leibhafte Gleichheit, die man mit Händen greifen konnte, nur daß sie nichts desto weniger an ihrem Daseyn zweifelten, und vielleicht noch jetzt zweifeln.

Die merklichste Verschiedenheit, welche zwischen ihnen, und denen, deren Meinung ich theile, besteht, beruht in dieser Hinsicht darauf, daß wir die Umwälzung als etwas betrachten, das unwiderruflich vollbracht ist, während jene sich einbilden, daß dies nicht der Fall sei. Sie vergessen, daß man bisweilen das abschaffen kann, was nur in den Gesetzen geschrieben steht, doch nicht das, was sich nun einmal den Sitten eingeprägt hat.

Ich weiß nicht, wie die Nachwelt urtheilen wird über alle die Anklagen, welche gegen die konstituirende Versammlung gerichtet worden sind; das aber scheint mir gewiß und ausgemacht, daß ihre glühensten Verächter werden zu dem Eingeständniß genöthigt werden, sie habe aus dem Kern der Männer dieser Zeit in allen Gattungen und in allen Meinungen bestanden. Sie werden also bekennen, daß man vielleicht niemals größere Talente vereinigt gesehen habe, und daß bei Erörterung der größten Fragen, die Menschen angehen können, von beiden Seiten alle Kräfte der Logik und alle Hülfsmittel der Beredsamkeit erschöpft worden seien.

Kurz: wenn man aus diesem Urtheil alles verweiset, was vielleicht mehr von den Umständen, als von den Menschen abgehangen hat, und wenn man den Leidenschaften dieser Epoche den ihnen gebührenden Theil zugesteht, so wird man der konstituirenden Versammlung keinesweges den Ruhm streitig machen, daß sie zu der repräsentativen Regierung, welche gegenwärtig über uns waltet, den Grundstein gelegt hat: einen Grundstein, den unsere Könige angenommen haben, und der nach dreißig Jahren von Kämpfen und Kriegen und Siegen und Un=

fällen noch immer gilt, und zur Basis der Gesetze dient, welche von dem allergrößten Theil der Völker beider Halbkugeln angenommen sind.

Was mich betrifft, so werd' ich nie den Eindruck vergessen, welchen die Heftigkeit der Reden Mirabau's, die Harmonie und der Pomp der Reden des Abbé Maury, das glänzende Talent des Herrn Cazales, aus dem Stegreif zu sprechen, die geschlossenen Beweisgründe Barnaev's, die Eleganz und Freiheit des Abbé von Montesquiou, die tiefe und unermeßliche Dialektik Duports, die strenge und kalte Vernunft Malouets, die Klarheit Thourets und die Verdienste so vieler andern Redner, welche hier nicht genannt werden können, auf meinen Geist machten.

Mit täglich wachsendem Interesse folgte ich diesen großen Erörterungen. Allein sie regten zwei entgegenstrebende Empfindungen in mir an. Bald fühlte ich mich bis zur Begeisterung fortgerissen von einer glühenden Liebe für Vaterland und Freiheit — von allen den edlen Gefühlen, die ich in der Geschichte der alten Völker immer bewundert hatte, und die sich jetzt auf unserer Rednerbühne zu erkennen gaben; bald fühlte ich mich ergriffen von einer nur allzu gerechten Furcht, wenn ich die Schläge sah, die unseren alten Institutionen versetzt wurden, und wenn ich an die Folgen einer Umwälzung dachte, welche so viele Interessen verletzen, so vielen Gewohnheiten entgegen treten, so stark den Vermögenszustand verändern, so viel Zwietracht anregen, und uns so viele Feinde zu Wege bringen mußte. Doch von Natur zur Hoffnung hinneigend, endigte ich stets damit, daß ich mich der vielleicht schimärischen Idee hingab, ich werde über kurz oder lang

alle Privat-Interessen sich in dem allgemeinen Vortheil verschmelzen sehen.

Wie dem auch seyn möge: immer wird mir die Ueberzeugung bleiben, daß mehrere meiner Zeitgenossen mit unbegreiflichem Leichtsinn über diese Versammlung urtheilen, worin sich Männer befanden, wie die, so ich genannt habe, und nebenher Männer wie Bailly, Mathieu de Montmorenzy, La Rauchefaucauld-Liancourt, Crillon, du Chatelet, Tracy, Montlosier, Boigelin, Talleyrand, der Erzbischof von Vienne, der Chevalier von Boufflers, Champagny, Maubourg, Rabaut Saint Etienne, Boissy d'Anglas, Emmery, Castries, Cûstine, Beaumetz, Toulóngeon, Cicé, Bonnay, Noailles, Chapelier, d'Aguesseau, la Lucerne, Broglie, Beauharnais u. s. w.

Konnten Männer dieser Art die Leidenschaften des Jahrhunderts nicht ersticken, gaben sie ihnen sogar Raum — wie dürfen sich denn Andere, ohne anmaßend zu werden, schmeicheln, daß sie weiser, geschickter und glücklicher gewesen seyn würden?

Meine Abende wendete ich dazu an, die verschiedenen Zirkel der Hauptstadt zu besuchen, die Gesellschaften wieder zu sehen, welche der Zauber meiner Jugend gewesen waren. Ich fand sie lebhafter, geistreicher, belebter, als jemals; es würde unmöglich gewesen seyn, darin Langweile und Schläfrigkeit zu finden. Gleichwohl hatten sie für mich ihren Liebreiz verloren: denn, was man nicht mehr fand, war jene Sanftheit, jener Attizismus, jene Urbanität, welche, einen so langen Zeitraum hindurch, die wahre Schule des Geschmacks und der Anmuth gewesen waren.

Indem die politischen Leidenschaften sich in unsere Gesellschafts-Säle einschlichen, verwandelten diese sich in Kampfplätze, wo sich die am meisten entgegengesetzten Meinungen unaufhörlich bestritten. Man erörterte nicht mehr; man disputirte. Der unerschöpfliche Gegenstand der Unterhaltung war die Politik, und diese erlaubte den Künsten, den Musen, der Galanterie nur selten, die Unterhandlung zu verändern.

Jeder sprach laut und hörte wenig. Laune spiegelte sich im Ton, wie im Blick. Nicht selten sammelten sich in einem und demselben Saale Personen verschiedener Ansichten und Meinungen in besonderen Gruppen. Bald veruneinigte und trennte eine stets zunehmende Empfindlichkeit diese Gesellschaften, deren sanftestes Band nicht länger die Annehmlichkeit war.

Da, wo Personen gleicher Meinung zusammentraten, war die Hitze der Erörterung nicht geringer, der Gegenstand der Unterhaltung nicht mannichfaltiger. Hier bemerkte man nur weniger Erbitterung.

Die Frauen verloren viel bei dieser großen Veränderung. Nur die sanften Leidenschaften passen zu ihrer Anmuth, ihrer Zartheit, ihrer Stimme, ihren Zügen; die Bescheidenheit ist ihr erster Reitz. Nichts ist also weniger für sie da, als politische Leidenschaften. Verdrießlichkeit entstellt, Zorn verhäßlicht sie.

Nichts desto weniger glänzten einige von ihnen in diesen philosophischen Unterhaltungen, durch ihre Beredsamkeit und durch ihre Einfälle. Ich will hier nur die Frau von Staël nennen. Wenige Redner würden sie in

Schwung und Dialektik übertroffen haben. Sie setzte in Erstaunen, sie überredete, sie riß fort.

Eine große Angelegenheit belebte fortdauernd dergleichen Unterhaltungen; allein es war immer dieselbe, und vergeblich suchte ich in diesen Gesprächen jene gegenseitige Duldung, jene liebenswürdige Leichtfertigkeit, die sie ehemals so anziehend gemacht hatten.

Auch sagte mein Bruder, der Vicomte von Segur, einer von den liebenswürdigsten Menschen seiner Zeit, dessen Geist voll Abscheu vor allem, was beschwerlich war, immer nur Blüthen pflücken wollte, spaßhaft genug: „Ich kann diese Umwälzung nicht leiden; sie hat mir mein Paris verdorben, und während sie sich einer schimärischen Philosophie, einer großen Liebe für das öffentliche Wohl, und einer Verläugnung alles Privat-Eigennutzes rühmt, so leistet sie doch nichts weiter, als daß sie den Ehrgeiz Aller verstärkt. Man könnte sie mit zwei Worten malen: Du da, steh auf, damit ich mich niederlasse. Uebrigens klag' ich niemand wegen des Unrechts dieser Umwälzung an. Denn wer hätte sie wohl nicht gewollt? Jeder hat versucht, seinen Antheil daran zu haben, je nach dem Maße seiner Kraft; und von dem Könige an bis auf den geringsten Privatmann seines Königreichs haben alle mehr oder weniger daran gearbeitet: der eine wollte, daß sie bis an seine Schuhschnallen, der andere, daß sie bis an seine Kniebänder, der dritte, daß sie bis an seinen Gürtel reichen sollte; ein vierter wollte sie bis an den Magen kommen lassen, und außerdem gewahr', ich einige, welche nicht eher zufrieden gestellt seyn werden,

als bis sie über ihren Kopf weggeht. Ich wünsche Allen Heil und Segen; aber ich werde nicht aufhören, ihnen den Vorwurf zu machen, daß sie mir mein Paris verdorben haben; denn von allen dummen Streichen, die sie mir spielen konnten, war der unverzeihlichste, daß sie die Hauptstadt des Vergnügens in einen Heerd von Zänkerei und Langweile verwandelt haben."

So sprach, so dachte eine sehr zahlreiche Klasse: der glänzende und leichtfertige Theil der Jugend am Hofe und in der Stadt, gewohnt nur für das Vergnügen, für die schönen Künste, für die Liebe und für den Krieg zu leben.

Was mir jedoch am meisten auffiel, war die plötzliche Verwandlung einiger ehemaligen Philosophen, welche mit Verdruß gegen eine Umwälzung deklamirten, die ihre Worte und ihre Schriften einen so langen Zeitraum hindurch herbeigerufen hatten. Ganz offenbar liebten sie dieselbe nur in der Theorie, und nur so lange, als sie die einzigen Bekenner ihrer Lehre waren. Man warf dem Abbé Sabathier eines Tages seinen Unmuth über die allgemeinen Stände vor, die er mit so viel Wärme gefordert hatte, und deren wirklicher Vater er war. „Ja! erwiederte er; allein man hat mein Kind in eine Amme verwandelt." Uebrigens muß man gestehen, daß nur ein sehr geringer Theil von ihnen Prinzipe und Sprache veränderte.

Ich vernachlässigte nicht, die anderen Klassen der zahlreichen Bevölkerung von Paris zu beobachten. Bei sehr wenigen Ausnahmen fand man sie belebt von einer sehr glühenden Liebe für die ihnen verheißene Freiheit. Allein sie zeigten eine noch stärkere Leidenschaft für die Gleichheit;

und

und wahrlich, das französische Volk würde seit langer Zeit glücklich seyn, wenn es in seinen anhaltenden Bestrebungen, diese Freiheit und diese Gleichheit zu bewahren, die erstere mit eben so viel Standhaftigkeit zu vertheidigen verstanden hätte, als die letztere.

Schwerlich kann man sich eine Vorstellung machen von den verschiedenen und entgegengesetzten Ansichten, welche Paris in dieser Zeit den überraschten Blicken eines Beobachters darbot. Ich will versuchen, davon durch ein einziges Beispiel eine leichte Idee zu geben.

Eines Morgens erfahre ich, daß mein Vater, der ein bejahrter Mann und vom Podagra und von seinen Wunden geschwächt war, zu Fuße ausgegangen sei, um seinen Freund den Baron von Besenval zu besuchen, der sich damals in dem Gefängniß, le Chatelet genannt, befand; man sagte mir auch, daß Uebelgesinnte, den Pöbel anhetzend, einen starken Tumult um dies Gefängniß her in Gang gebracht hätten. Unruhig über das, was meinem Vater begegnet seyn könnte, eilte ich, ihn aufzusuchen. Ein unermeßlicher Schwarm, der sich auf der Gracht zusammengefunden hatte, verstopfte den Zugang, troß allen Bemühungen der National-Garde, und erfüllte die Luft mit abscheulichem Geschrei. Diese Unsinnigen beschuldigten die Obrigkeit des Verraths, die Richter der Langsamkeit, und verlangten mit lautem Gelärm den Kopf des Gefangenen. Erst nach langer Zeit und nach großen Anstrengungen kam ich dahin, mir Bahn zu brechen durch diese ungezügelte Menge. Angelangt bei dem Gefängnisse, trat ich durch eine niedrige Seitenthür. Mit Ekel durchlief ich die düsteren Gänge dieses Wohnorts des Lasters, des Verbrechens, und indem ich eine

Treppe des Thurms erstieg, kam ich in ein ziemlich reinliches Zimmer, wo ich den Baron von Besenval nicht bloß sehr ruhig und muthvoll, sondern auch in einer heitern Unterredung mit meinem Vater, dem Chevalier von Coigny, dem Grafen von Pusigneux, meinem Bruder und mehreren eben so liebenswürdigen als hübschen Frauen fand, welche von einer Zeit zur andern, vereint mit anderen Freunden, seine Gefangenschaft versüßten. Man urtheilt leicht, welche Wirkung dieser Kontrast von Wuth dort draußen, und von Heiterkeit hier im Gefängniß auf mich machte; wobei ich nicht vergessen darf zu bemerken, daß der Lärm jener Wüthenden bis zu uns hinüber hallte.

Als ich, eine Stunde darauf, diesen Tumult besänftigt fand, und die Gewißheit hatte, daß mein Vater in seinem Wagen werde abgeholt werden, setzte ich meine Wanderungen fort. Angelangt auf dem Greve-Platz, fand ich sehr zahlreiche Zusammenrottirungen, welche die National-Garde mit Mühe auseinander trieb. Ihre Absicht war, sich zu verstärken, um am folgenden Tage das Gefängniß von neuem zu belagern.

Empört und betäubt von ihrem Lärm, geh ich nach der Halle. Hier trifft ein Schauspiel ganz anderer Art meine Blicke: die Thätigkeit eines großen Markts inmitten des tiefsten Friedens.

Nicht lange darauf lange ich im Palais-Royal an; ich trete in diesen Garten, den Mittelpunkt der Betriebsamkeit, den Heerd der Verderbniß, den offenen Kampfplatz der Faktionen, welche daraus mehr als einmal den Sammelplatz ihrer Komplotte und die Bühne ihrer Kämpfe machten. Eine neugierige Menge umgab in dicht gedrängten

Reihen einen Mann, der auf einem Tische stand. Dieser Demagog deklamirte mit Heftigkeit gegen die Treulosigkeit des Hofes, den Stolz des Adels, die Begehrlichkeit der Reichen, die Saumseligkeit der Gesetzgeber. Er erhitzte die Leidenschaften seiner Zuhörer durch fanatische Bewegungen, auf welche die einen beifällig, die anderen mit Schimpfreden antworteten.

Mit Ekel erfüllt von der Unverschämtheit des Zungendreschers, geh' ich weiter und komme nach den Tuilerien. Es war vortreffliches Wetter: die Terasse und die Baumgänge waren mit friedlichen Spatziergängern angefüllt. Die niedlichsten Frauen, abwechselnd in ihren Hüllen wie die Blumen eines Beets, ließen in diesem schönen Garten ihre Anzüge und ihre Reize glänzen. Es war, als ob es ein Festtag wäre, und in diesem Augenblick konnt' ich mich auf hundert Meilen weit von den stürmischen Auftritten entfernt glauben, deren Zeuge ich so eben gewesen war.

Als ich jedoch bis an die Drehbrücke gekommen war und eine große Zahl von Personen gewahrte, welche nach den Elysäischen Feldern eilten, folgte ich ihnen dahin; und kaum hatte ich mich dem großen Viereck genähert, so sah ich eine Menge bewaffneter Leute. Es waren ehemalige Soldaten von den französischen Garden, die, um einen Empörungsentwurf zur Ausführung zu bringen, sich hier zusammengefunden hatten. Nicht lange darauf kam Herr von Lafayette, der von ihrem Vorhaben unterrichtet war, mit einigen Bataillonen National-Garde herbei, um sie einzuschließen. Sie ergaben sich und wurden auf der Stelle entwaffnet.

In tiefen Gedanken über alles, was ich in so wenigen Stunden gesehen hatte, kehrte ich in den Schoß meiner Familie zurück; und um alle diese traurigen Erinnerungen wieder los zu werden, ging ich Abends in die Oper.

Diesmal war ich versucht, zu glauben, daß ich bisher nur geträumt hätte. Die Fülle der Zuschauer, der Zauber der Musik, die zierliche Mannigfaltigkeit der Ballete, die Frischheit der Dekorationen, die Magie des Schauspiels, die Vereinigung von allem, was am Hofe und in der Stadt ausgezeichnet war, in den Logen, die Ruhe, die Fröhlichkeit, die ich in allen Zügen, in allen Blicken herrschen sah, vergegenwärtigten mir das Bild des Glücks, der Sicherheit, der Einigkeit. Niemand schien eine Ahnung davon zu haben, daß mehrere Abtheilungen der Hauptstadt so eben die Bühne aufrührerischer Bewegungen und beunruhigender Auftritte gewesen waren.

Dieser Bericht, einfach und wahr, reicht ohne Zweifel hin, Personen, die in diesen Zeiten nicht in Frankreich gelebt haben, ein Bild zu machen von dem, was man damals zu Paris an einem Tage sehen konnte.

Diese Unruhe bewies hinreichend, daß wir weit davon entfernt waren, die Ruhe eines konstituirten und befestigten Staats wieder zu gewinnen. Gleichwohl war diese nur allzu kurze Epoche gewiß die am wenigsten stürmische der Revolution; denn trotz den Bemühungen mehrerer Faktionen, brachte die National-Garde in ihrer Verbindung mit den verwaltenden Behörden des Königreichs, noch eine Zeit lang, eine Ordnung, eine Ruhe zu Wege, die mich in Erstaunen setzten.

Im folgenden Jahre erlebte ich einen Augenblick, wo das französische Volk sich mit einer Art von Trunkenheit der Hoffnung einer allgemeinen Aussöhnung hingab. Diese Tage der Begeisterung waren die der Föderation, welche im Jahre 1790 auf dem Märzfelde Statt fand. Doch hier endigt sich der erste Theil dieser Denkwürdigkeiten.

Ueber
die Seeschlacht bei Navarin.

Wer spräche, seit den vier letzten Wochen, wohl nicht von der Seeschlacht bei Navarin? Und wer enthielte sich wohl, nach dem Eintritt dieser unerwarteten Begebenheit in die Kette des europäischen Geschicks, einen forschenden Blick in die Zukunft zu werfen, um vorläufig auszumitteln, welche Folgen der große Sieg, den Kunst und Wissenschaft über die Barbarei davon getragen haben, für die Gestaltung der politischen Verhältnisse haben wird?

Der Theolog, begeistert von seiner Lehre, sagt: „Gekommen ist jetzt der Augenblick, wo das Kreuz — dies edle Christenzeichen! — in Gegenden zurückkehren wird, aus welchen es seit Jahrhunderten verbannt gewesen ist. Der Halbmond wird fallen; das Kreuz wird an seine Stelle treten; die Wiege der christlichen Kirche wird wiedererobert werden — ganz der alten Prophezeihung gemäß, nach welcher es nur Eine Heerde und Einen Hirten geben soll."

Der Jurist möchte gern eine Weltbegebenheit vor seinen Richterstuhl ziehen; doch getraut er sich nicht, darüber ein Urtheil zu fällen, ehe und bevor er die Instruktionen der brittischen, französischen und russischen Admirale gelesen hat, um hierdurch zu ermitteln, ob sie nicht vielleicht über erhaltene Vollmachten hinausgegangen sind und ein unnöthiges Spektakel angerichtet haben.

Der Diplomat sagt: „Der ganze Vorgang ist mein Werk; ich habe für gut befunden, die Rechte der Menschlichkeit zu vertheidigen, und da der türkische Sultan auf meine Vorstellungen nicht eingehen wollte, so blieb mir nichts anders übrig, als ihm eine etwas strenge Weisung zu geben. Dabei aber soll es sein Bewenden haben. Nichts von Begebenheiten, welche als eine Folge der Seeschlacht bei Navarin angeschaut werden können! Ich will sie nicht. Wie Josua, sag' ich: „„Sonne stehe still im Thale Gibeon!““ Denn bin ich es nicht, der die Begebenheiten macht? Entscheide ich nicht über Krieg und Frieden? Könnte also wohl ein Krieg entstehen, den ich nicht will *)?“

Alle Achtung für den Diplomaten, der die Begebenheiten macht! Dennoch möchten wir behaupten, daß die Seeschlacht bei Navarin in Verbindung stehe mit der Vergangenheit seit mehr als 370 Jahren; und wenn bei dieser Behauptung die Wahrheit auf unserer Seite seyn sollte, so würde eben diese Seeschlacht nur ein Glied in der Kette der Begebenheiten seyn, die, da der Augenblick der Gegenwart nur dem mathematischen Punkte verglichen werden kann, auch die Zukunft umschlingen wird. Wir wollen also gar nicht läugnen, daß wir, ohne Theolog, oder Jurist, oder Diplomat zu seyn, uns ein wenig geneigt fühlen, es mit dem Theologen zu halten, nach dessen Ansicht der Titanen-Kampf bei Navarin dem christlichen Kreuze höchst wahrscheinlich den Sieg über den Halbmond auch für die Zukunft zugewendet hat.

*) So ungefähr spricht sich der Moniteur aus.

Indeß bleiben wir hierbei unserer Methode getreu, welche alle Wahrheit, so wie alle Wahrscheinlichkeit, nur in so fern achtet und Anderen empfiehlt, als beide das Ergebniß richtig zusammengestellter Thatsachen sind.

Zur Sache!

Die West-Europäer verdanken den Türken einen sehr wesentlichen Theil der Entwickelung, die ihnen im Verlauf der drei letzten Jahrhunderte zu Theil geworden ist. Nicht daß sie von den Türken direkt in der Bahn der Zivilisation wären weiter geführt worden; so etwas zu behaupten würde nur eine Abgeschmacktheit seyn. Aber sie sahen sich durch die Eroberung von Konstantinopel einer Nothwendigkeit unterworfen, welche für die höhere Ausbildung ihrer geistigen Kräfte schwerlich wirksamer seyn konnte. Kaum war Mohamed der Zweite in den Besitz der Hauptstadt des alten griechischen Kaiserreichs, als er am Eingang des Hellespont jene beiden festen Schlösser bauen ließ, welche seitdem die Benennung der Dardanellen geführt haben. Vielleicht war seine Absicht bei dieser Schöpfung keine andere, als sich vor den Geschwadern der Venetianer und anderer Abendländer zu sichern; allein er erreichte dadurch noch weit mehr. Da der, den West-Europäern im 15ten Jahrhunderte eigenthümliche Zivilisations-Grad auf den Zusammenhang beruhete, worin sie mit Asien und namentlich mit dem gegenwärtigen Ostindien standen, dieser Zusammenhang aber durch die Niederlassung der Türken auf dem europäischen Kontinent durchschnitten wurde: so gerieth der westeuropäische Handel, wenigstens zum Theil, in die vollkommenste Abhängigkeit von dem guten Willen der türkischen Sultane: in eine Abhängigkeit, welche den Ge-

nuesern, welche ihn über Konstantinopel betrieben hatten, keine andere Wahl ließ, als sich zurück zu ziehen aus dem Kanal, welcher das Mittelmeer mit dem schwarzen Meere verbindet. Von jetzt an blieb für den Handel mit Indien keine andere Bahn übrig, als die über Aegypten, welches in diesen Zeiten von den Mameluckèn beherrscht wurde. Hier walteten die Venetianer, als abendländische Kaufleute. Für diese war die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken und die Anlegung der Dardanellen zur Beschützung dieser Eroberung, allerdings ein erfreuliches Ereigniß, sofern dadurch der indische Handel ausschließlich in ihre Hände gegeben war; allein, indem sie wie Monopolisten verfuhren, d. h. indem sie den Vortheil ihrer Stellung zur Bedrückung des ganzen westlichen Europa benutzten, regten sie zuerst die Feindschaft an, welche sich gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts so mächtig wider sie entwickelte. Es war im Grunde nur Handelsneid, was dieser Feindschaft zum Grunde lag; doch was verschlägt die Art der Leidenschaft, sobald es sich um Verbesserung eines lästigen Zustandes handelt? Man war deßhalb nicht weniger, vierzig Jahre hindurch, darauf bedacht, wie man sich von dem Monopol der Venetianer befreien wollte; und gerade dies führte zu dem Gedanken, das in dem Handel mit Indien für die westeuropäischen Staaten enthaltene Entwickelungs-Prinzip dadurch zu retten, daß man sich auf einem, von dem bisherigen durchaus verschiedenen Wege mit diesem Indien in Verbindung brächte.

Dies geschah zu einer Zeit, wo die Astronomie, als Wissenschaft im neuern Sinne des Worts, noch nicht vor-

handen war; wo man folglich auch von der Gestalt der Erde nicht die Vorstellung hatte, welche die einzig richtige genannt werden kann. Indien dachte man sich als ein sehr ausgedehntes Land; und da man sich diesem Lande bisher immer nur über den Osten hin genähert hatte, so nahm man an, daß nur ein Theil desselben entdeckt und namentlich der ganze westliche Theil dieses Landes noch unentdeckt sei. Gedrängt nun von dem Bedürfniß nach Handel und Verkehr, gerieth man auf den Gedanken, das westliche Indien aufzusuchen; und dieser Gedanke war es eigentlich, der zur Entdeckung Amerika's verhalf, das man einen längern Zeitraum hindurch für Westindien hielt; woher denn auch die Benennung stammt, welchen die Antillen noch gegenwärtig führen.

Man darf also wohl behaupten, daß es problematisch sei, ob Amerika in unsern Tagen entdeckt seyn würde, wenn die Türken durch ihre Niederlassung auf dem europäischen Kontinente, vorzüglich aber durch die Eroberung Konstantinopels dazu nicht den ersten indirekten Antrieb gegeben hätten. Nicht gestört in seiner hergebrachten Bahn, würde der westeuropäische Handel sich in derselben fortbewegt haben, wie er sich darin seit Jahrtausenden bewegt hatte; und das gestillte Bedürfniß hätte keine Veranlassung zu allen Anstrengungen erhalten, welche seit dem Jahre 1492 gemacht worden sind, um sich Amerika's je mehr und mehr zu bemächtigen. Was aber würde das westliche Europa seyn, wenn Amerika nicht am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts entdeckt worden wäre? Der ganze gesellschaftliche Zustand, so wie er in dem eben genannten Jahrhunderte war, hätte keine wesentliche Veränderungen

leiden können; und mit der Herrschaft des Lehnadels und des katholischen Kirchenthums würden wir uns noch auf demselben Punkte wissenschaftlicher Aufklärung befinden, den wir gegenwärtig, Dank sei es den Fortschritten, welche in den beiden letzten Jahrhunderten gemacht worden sind, als wesentlich barbarisch zu betrachten angefangen haben, wiewol sich nicht läugnen läßt, daß er dies im Vergleich mit einer noch früheren Periode ganz und gar nicht war.

Bekanntlich erfolgte die Auffindung eines kürzern Weges nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung beinahe zu eben der Zeit, wo Columbus Amerika entdeckte. Dies glückliche Ereigniß befreiete das westliche Europa vollends von dem Joch, das die türkischen Sultane ihm zugedacht hatten. Der Handel bewegte sich von jetzt an in größeren Bahnen; und es ist der Mühe werth, sich selbst klar zu machen, wie zwei so große Gegenstände, wie Amerika und Ostindien, auf die Entwickelung der Europäer zurück wirkten.

Das sechzehnte Jahrhundert verfloß für Spanien und Portugal meistens unter Eroberungen und Kolonisations-Versuchen. Daß die letzteren, wie die ersteren, im Geiste des Jahrhunderts gemacht wurden, darf uns nicht befremden; denn es ist, unter allen Umständen, unmöglich, andere Mittel anzuwenden, als diejenigen sind, die grade in Bereitschaft liegen. Jene beiden Staaten vernachlässigten über die Ausdehnung, welche sie jenseits des atlantischen Ozeans gewannen, ihr Inneres in einem so hohen Grade, daß sie noch gegenwärtig darunter leiden. Nicht so die übrigen Staaten des westlichen Europa. In Frankreich, wie in Deutschland, handelte es sich um diese Zeit um

eine bessere öffentliche Lehre. Dies hing auf das Innigste zusammen, einerseits mit den Fortschritten, welche seit den Kreuzzügen in der Zivilisation gemacht waren, andererseits mit den Anregungen, welche die Entdeckung Amerika's und die Auffindung eines näheren Weges nach Ostindien in sich schloß. Man bedurfte eines höheren Maßes von Freiheit, als die damals noch allgemein verbreitete Leibeigenschaft gewährte; und um dahin zu gelangen, mußte man sich vor allen Dingen gegen eine Lehre erklären, deren Bestimmung keine andere war, als die Leibeigenschaft durch alle Jahrhunderte durchzuführen. Dies und nichts anderes war die Tendenz der Kirchenverbesserung; nur daß diese Tendenz, wie es zu geschehen pflegt, sehr schlecht aufgefaßt wurde, weil es noch keine Wissenschaft gab, deren Gegenstand die gesellschaftlichen Erscheinungen gewesen wären.

Theil zu nehmen an den großen Vortheilen, welche die Entdeckung Amerika's und der Handel mit Ostindien gewährten: dies war das allgemeine Bestreben. Erleichtert wurde dies gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch die Vereinigung Spaniens mit Portugal, so wie diese im Jahre 1580 unter Philipp den Zweiten erfolgte. Da diese Vereinigung sämmtliche portugiesische Kolonien in sich schloß: so gewann die spanische Monarchie dadurch eine solche Ausdehnung, daß sie alle Widerstandskraft verlor. Ihr Verfall hob mit dem Tode Philipps des Zweiten an; und die Begebenheiten des siebzehnten Jahrhunderts haben kaum einen anderen Sinn, als den von Versuchen, Spanien zu einer gemeinschaftlichen Macht herabzudrücken, auf deren Kosten sich alle bereichern wollen.

Gleich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts beschritt

Frankreich die Bahn der Eroberung, um Kolonien zu gewinnen. Holland war ihm vorangegangen; England aber blieb nicht zurück. Das Letztere sah sich bald durch seine inneren Unruhen gehemmt; doch um so riesenhafter waren die Fortschritte, welche Frankreich machte. Unter Ludwig dem Vierzehnten kämpfte es in den Niederlanden und in Deutschland um die Erwerbung der westindischen Inseln, welche bis dahin spanisch geblieben waren; und nach dem Absterben des letzten Habsburgers auf dem spanischen Thron, gewann es durch die Besetzung desselben mit einem Prinzen aus dem Hause Bourbon die Aussicht, die ganze Kraft der spanischen Monarchie in und außer Europa zu der seinigen zu machen. Ueber alle diese Anstrengungen mußten sich die gesellschaftlichen Kräfte in Mittel-Europa je mehr und mehr entwickeln und zu immer größeren Ergebnissen in Kunst und Wissenschaft hinleiten. Der Geist des sechzehnten Jahrhunderts wich immer mehr zurück. Dauerten gleich die alten Gesellschaftsformen noch fort, so waren sie doch bereits so sehr mit neuen versetzt, daß ihre Bestimmung nicht mehr dieselbe war.

Das achtzehnte Jahrhundert entwickelte alle diese Keime, als wären sie einem Treibhause anvertraut gewesen. Amerika gehörte so sehr zu Europa, daß hier kein Krieg geführt wurde, wovon jenes nicht der Hauptgegenstand gewesen wäre. Wegen unangebauter Steppen in Nordamerika, welche England seinem Nebenbuhler Frankreich beneidete, mußte Friedrich der Zweite sieben verhängnißvolle Jahre um Schlesien kämpfen; und, durch den Ausgang dieses Krieges tief in seinem Kolonial-System erschüttert, rächte sich Frankreich, funfzehn Jahre nach dem Frieden von 1762, an

England dadurch, daß es die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten begünstigte und ins Werk richten half. Ein großes Beispiel war von diesem Augenblick an gegeben. Die französische Umwälzung befruchtete dasselbe in jeder Beziehung. Es schlug zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Stunde, wo auch Spaniens Kolonien das Bedürfniß zur Losreißung von dem Mutterlande fühlten. Und nachdem sich so das westliche Europa und Amerika drei Jahrhunderte lang gegenseitig erzogen haben, ist es in unseren Tagen dahin gekommen, daß sie mit einander nur in einem freien Verhältniß leben können, das jede Unterordnung des einen unter das andere ausschließt.

Wir kehren zu unserem Thema zurück.

Angenommen, Amerika sei nicht entdeckt, der kürzere Weg nach Ostindien um die Südspitze Afrika's nicht aufgefunden worden — wie würde sich, auf diesen Fall, das Verhältniß der West-Europäer zu den Türken gebildet haben?

Auf die Eroberung von Konstantinopel folgte die von Servien, Bosnien, Albanien, Griechenland und dem ganzen Pelopones, so wie der meisten Inseln des Archipelagus. Die Türken dieser Zeit waren ein so tapferes und kriegserfahrnes Volk, daß sich im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert nicht bestimmen ließ, wo es mit seinen Eroberungen inne halten würde. Friedrich der Dritte, Kaiser der Deutschen, vergoß Thränen der Ohnmacht, als er die erste Nachricht von der Eroberung Konstantinopels erhielt. Vergeblich waren alle Anstrengungen, welche Papst und Kaiser nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts machten, um einen Kreuzzug wider die Türken zu Stande zu

bringen; und Pius der Zweite wollte sich, nach dem Kongreß zu Mantua im Jahre 1459, in seiner Verzweiflung an die Spitze der zu Ankona versammelten, durchaus unbeträchtlichen Truppen stellen, als der Tod ihn überraschte. Im Laufe des eben genannten Jahrhunderts machten die Türken Landungen in Ober- und in Unter-Italien. Die Nebenbuhlerei, welche zwischen Franz dem Ersten, König von Frankreich und Karl dem Fünften bestand, drohete im sechzehnten Jahrhundert dasselbe Volk bis in das Herz von Europa zu führen; und sollte Deutschland gerettet werden, so blieb nichts anderes übrig, als die Kaiserwürde in dem Hause Habsburg erblich zu machen, und dies Haus durch Ungarn und Böhmen zu vergrößern. Auf diese Weise wurde die erste, wenn gleich nicht ganz sichere Schutzwehr gegen die Türken gefunden. Die Schlacht bei Lepanto, welche sich mit der Niederlage der türkischen Flotte endigte, zog, wie der Kanzler Bacon es ausgedrückt hat, dem Türken zuerst den Ring durch die Nase; diese Seeschlacht aber wurde erst hundert und achtzehn Jahre nach der Eroberung von Konstantinopel geliefert. Mehr als ein Jahrhundert also blieb es zweifelhaft, wie weit sich das türkische Reich nach Westen ausdehnen werde; Selim der Zweite hatte die entnervende Erziehung des Harems noch nicht so sehr empfunden, daß er nicht muthiger Entschließungen fähig gewesen wäre. Inzwischen aber war auch die Kraft der westeuropäischen Fürsten durch das zunehmende Verschwinden der Feudal-Verhältnisse gewachsen, auf welchen ihre Schwäche beruht hatte. Ohne das entdeckte Amerika würden sie, um ihr eigenes und ihrer Völker Seyn zu bewahren, sich genöthigt gesehen haben, die Türken so lange zu bekämpfen, bis

Christianismus und Muhamedanismus so ausgeglichen gewesen wären, daß beide neben einander hätten bestehen können. Mit dem entdeckten Amerika waren sie in den Stand gesetzt, die Berührung mit den Türken von ihrem Willen abhängig zu machen, und sich in ihrer hergebrachten Stellung zu behaupten. Die Folge von dem allen aber war, daß die Türken vereinzelt blieben, und daß, als Künste und Wissenschaften die Kraft der westeuropäischen Staaten vermehrten, das südöstliche Europa daran entweder gar keinen, oder doch nur einen sehr schwachen Antheil nahm. Und auf diese Weise hat es den Anschein gewonnen, als ob die Türken bedeutend hinter dem zurückgegangen wären, was sie im funfzehnten und selbst noch im sechzehnten Jahrhunderte waren. Wirklich ist dies nicht der Fall gewesen. Dies Volk ist nicht entartet; aber es ist stationär geworden, d. h. es ist zurückgeblieben, während die Westeuropäer in jeder Beziehung vorgeschritten sind.

Das siebzehnte Jahrhundert ahnete hiervon noch wenig. Dennoch war dies Jahrhundert entscheidend. Während desselben vergrößerten sich die Türken zwar noch auf Kosten der Venetianer, denen Muhamed der Vierte die Insel Candia entriß; allein sie unterlagen in dem hartnäckigen Kriege, den sie von 1683 an bis zum Jahre 1699 mit dem deutschen Kaiser führten und der durch den Frieden von Carlowitz beendigt wurde. Rechnet man die kurze Periode ab, worin Mustapha Kiuperli den gesunkenen Muth der Osmanen noch einmal hob, so litten sie lauter Unfälle; und gerade in diesem Kriege wurde offenbar, daß sie aufgehört hatten, den Europäern des Westen gewachsen

zu

zu seyn. Der Friede von Carlowitz führte sie auf Vertheidigung und Neutralität zurück.

Ein neuer Feind erstand ihnen, vom Anfange des 18ten Jahrh. an, in den Russen. Peter der Große, der sein Reich zivilisiren wollte, fühlte sehr richtig, daß ihm dies nur in so fern gelingen würde, als er sein Volk in Verbindung brächte mit den übrigen Völkern Europa's. Allein er vergriff sich in dem Mittel, als er der Lage von Petersburg den Vorzug gab in jenem entscheidenden Augenblick, wo eine neue Hauptstadt geschaffen werden mußte. Nur als Gebieter über das schwarze Meer und über dessen Ausfluß ins Mittelländische Meer kann Rußland auf rasche Fortschritte in der Zivilisation rechnen. Am entgegengesetzten Ende wäre demnach die neue Hauptstadt dieses großen Reichs mehr an ihrem rechten Orte gewesen. Alle Kriege, welche Rußland, seit dem achtzehnten Jahrhundert bis auf diese Zeiten, mit den Türken geführt hat, haben ihren Charakter in der Entfernung, worin sie von der Hauptstadt geführt werden mußten; ohne diese Entfernung würden sie weit entscheidender gewesen seyn. Nachgiebig gegen die Türken zu werden liegt übrigens nicht in dem Interesse der Russen; und nachdem die Richtung einmal gefunden ist, wird und muß sie verfolgt werden, bis sie zum Ziele führt. Die westeuropäischen Mächte können sich leicht mit dem Daseyn und der Integrität der Pforte vertragen. Nicht so Rußland. Für dieses Reich ist die Türkei, in Asien, wie in Europa, ein stätiges Hinderniß der Entwickelung. Nicht auf bloße Vergrößerungen ist es dabei abgesehen; kein Reich kann dergleichen leichter entbehren, als Rußland. Allein es will und muß von der Seeluft

angeweht werden, wenn es sein volles Gedeihen finden soll; und gerade dies ist es, was ihm die Bereitwilligkeit giebt, den abgebrochenen Krieg von neuem anzufangen, und diesen so lange fortzusetzen, bis das große Ziel, nach welchem es strebt, erreicht ist.

Während also die westeuropäischen Regierungen im Laufe von drei Jahrhunderten dahin gelangt sind, daß sie sich sehr wohl mit der Fortdauer und der Integrität des türkischen Reiches vertragen können, befindet sich Rußland, der jüngste Feind dieses Reiches, nicht in demselben Falle. Dabei nun ist die Frage, ob man sich lieber der Pforte gegen Rußland, oder Rußlands gegen die Pforte annehmen soll? Nicht wir haben diese Frage aufgeworfen; das Schicksal selbst, oder, wenn man diesen Ausdruck misbilligen sollte, der Entwickelungsgang der europäischen Welt, hat sie dadurch herbeigeführt, daß die Griechen zu Rebellen an ihren Gebietern geworden sind, und daß die westeuropäischen Mächte, um die Menschlichkeit zu retten, als Vermittler haben eintreten müssen.

Ehe wir jedoch auf die aufgeworfene Frage eingehen, sei es uns erlaubt, die Bemerkung eines sehr scharfsinnigen französischen Schriftstellers anzuführen, der die Gegenwart, so wie sie in diesem Augenblick vorliegt, nur allzu gut vorhergesehen hat.

Herr von Lemontey sagt *):

„Wenn eine Bevölkerung von Ackerbauern, an den Boden gefesselt und über eine große Oberfläche verbrei-

---

*) In seinem Essay sur l'établissement monarchique de Louis XIV.

tet, die unruhige Herrschaft der polnischen Pospolite, oder die habsüchtige Unterdrückung türkischer Pascha's mit Gelassenheit und Ruhe erträgt: so begreift man dergleichen; Vereinzelung, Eigennutz und Gewohnheit machen sie geschickt zur Ertragung des Joches. Allein versetzet diese Bevölkerung aus ihrem eintönigen Daseyn in die Werkstätten, und fordert von ihr die Arbeiten der Künste und die Berechnungen des Handels; und die Verwandlung wird sogleich beginnen: auf Gewohnheiten werden Leidenschaften, auf Vereinzelung Verein, auf Starrheit Nacheiferung, auf Dumpfheit neue Fähigkeiten, auf den beengten Kreis ein neuer Horizont folgen. Der Handel besteht durch Erfindung, Kapitalien, Kredit. Allein man erfindet nicht, man vervollkommnet nicht ohne Freiheit; man schafft nicht neue Kapitalien ohne Sicherheit, und Kredit giebt es nur gegen Gewährleistungen. Nun aber sind Freiheit, Sicherheit und Gewährleistungen von einer Regierung ausgeschlossen, die sich in den Eigensinn eines Einzigen auflöset. Ein Hafen und eine Halle reichen nicht aus für den Handel. Für ihn bedarf es eines Vaterlandes im aufrichtigsten Sinne des Worts; und da sein Eigenthum beweglich ist, so wird er sich jenes suchen, im Falle, daß Ihr es ihm versagt. Ihn regieren wollen, heißt etwas sehr Ueberflüssiges unternehmen; denn er liebt die Ordnung und die Gesetze. Der Hauptpunkt ist, ihn durch Gerechtigkeit und Treue festzuhalten. Die Natur der Dinge hat den Wechselfall so gestellt: entweder Knechtschaft ohne Handel, oder Handel ohne Knechtschaft; denn spät oder früh wird die Willkühr den Gewerbfleiß, oder der Gewerbfleiß die Willkühr zerstören. Die letztere Entwicke-

lung ist die wahrscheinlichere, und für den, der Europa schärfer beobachtet, bereitet die Vorsehung einen neuen Beweis. Seit dreißig Jahren nagt der griechische Einfluß ohne Geräusch an dem otomanischen Herrscherstab. Als Besitzer von Flotten und Reichthümern werden die Ueberwundenen in kurzer Zeit mehr die Herrn der Propontis seyn, als die Eroberer. So will es das Weltgeschick. Es springt in die Augen, daß Ludwig der Vierzehnte, als er die Vereinigung unverträglicher Elemente wollte, sich auf eine falsche Fährte begab, und nur eine lahme Regierung einführte, welche zwischen zwei unvereinbaren Führern ihrem Falle immer nahe war."

So weit Lemontey. Er hat den Zeitraum, in welchem die Griechen bis zur Nothwendigkeit einer Rebellion gegen die Türken gelangt sind, sehr richtig angegeben. Dieser Zeitraum hob mit dem Jahre 1793 an, wo der levantische Handel, den Frankreich bis dahin beinahe ausschließend betrieben hatte, in die Hände der Engländer und der Griechen gerieth. Marseille, die Hauptniederlage des früheren levantischen Handels, sank seitdem zu einer Fabrikstadt herab, und alle Fortschritte, die es seit 34 Jahren gemacht hat, sind in dieser Richtung erfolgt. Dagegen kam England durch den Frieden von Amiens in den Besitz von Malta, und etwa zehn Jahre später durch den ersten Frieden von Paris i. J. 1814 in den Besitz der Jonischen Inseln. Englands Verhältniß zu den Griechen war von jetzt an mehr als jemals gemacht; und wenn dies Verhältniß den Griechen immer mehr Vertrauen zu sich selbst einflößte — ein Vertrauen sogar, das sie nach wenigen Jahren in die Rebellion stürzte, worin sie sich noch immer

befinden, so ist daran nach allem, was vorangegangen ist, sehr wenig zu bewundern. Die Verlegenheit, worin die Bewohner des Pelopones durch Ibrahims Landung gesetzt worden sind, hat die Folge gehabt, daß die allgemeine Regierung Griechenlands — venia sit verbo! — den Engländern das Protektorat über Griechenland freiwillig angetragen hat. Dies ist im Jahre 1825 geschehen. Mit Unrecht hat man darin eine Intrigue des verstorbenen Premier-Ministers Canning wahrgenommen. Bis zu welchem Grade er auch ein Freund der Griechen seyn mochte: er war zugleich ein allzu aufgeklärter Mann, um durch Bestechung und andere Künste ein Resultat herbeizuführen, das seit mehr als 30 Jahren durch die Natur der Dinge, so wie durch die Macht der Verhältnisse vorbereitet war.

Wir haben so eben die griechische Rebellion als ein Endergebniß der französischen Umwälzung dargestellt; denn wenn diese nicht Statt gefunden hätte, so würden die Engländer und die Griechen nicht in die Berührung gekommen seyn, welche so viel zur schnelleren Entwickelung der letzteren beigetragen hat. Hierdurch ist viel, aber bei weitem nicht alles erklärt. Es kommt vor allen Dingen darauf an, daß wir uns Auskunft darüber geben, wie die Koalition habe entstehen können, welche die Seeschlacht bei Navarin herbeigeführt hat. Dies ist um ein gutes Theil schwieriger; doch hoffen wir auch damit zu Stande zu kommen.

Wenn vor zehn Jahren die Frage aufgeworfen wäre, ob Rußland, England und Frankreich sich jemals in einer Maßregel, es sei zum Vortheil oder zum Nachtheil der hohen Pforte, vereinigen könnten: so würden alle Diplo-

maten, die aufgeklärtesten unter ihnen gar nicht ausgenommen, eine verneinende Antwort gegeben haben. Warum? Die unauslöschliche Eifersucht der genannten Mächte war zu einem unumstößlichen Glaubens-Artikel in der Politik geworden, und solche Glaubens-Artikel giebt man nicht eher auf, als bis ihre Falschheit durch eine Thatsache ins Licht gestellt worden ist, der man sich nicht länger versagen kann. Eine solche Thatsache nun ist die Seeschlacht bei Navarin. Gegen ihre Evidenz läßt sich nichts einwenden; sie ist in dieser Beziehung sogar blendend oder betäubend, wie man will. Man kann nur noch fragen, wodurch die Koalition, aus welcher diese Schlacht hervorging, möglich geworden ist.

Auch um dies Problem zu lösen, müssen wir auf die französische Umwälzung zurück gehen.

Sie endigte im Jahre 1815 für Europa damit, daß drei von den Hauptmächten, welche Napoleon Bonaparte's Herrschaft bekämpft und zertrümmert hatten, sich zu einem Bunde vereinigten, welcher, abgeschlossen auf der Grundlage des Sittengesetzes, der seit beinahe einem Menschenalter geängstigten europäischen Welt einen bleibenden Frieden verhieß. Dieser Bund wird seit seiner Entstehung die heilige oder die große Allianz genannt; die große, weil ihr alle europäische Mächte beigetreten sind, drei allein ausgenommen, denen dieser Bund nicht zusagte. Bekanntlich sind diese drei Mächte: 1) der Papst, 2) England, 3) die Türkei. Sofern von den Beweggründen dieser politischen Dissidenten die Rede seyn muß, bleiben wir bei England stehen; und wir bemerken darüber Folgendes:

Ein auf der Grundlage des Sittengesetzes abgeschlossenes Bündniß schloß eine nothwendige Verdunkelung der mangelhaften Idee in sich, welche dem bis dahin üblich gewesenen Gleichgewichts-System zum Grunde gelegen hatte; denn diese Idee, hergenommen von dem Antagonismus rein physischer Kräfte, hatte nichts zu schaffen mit Sittlichkeit und Sittengesetz in Beziehung auf Staatsverhältnisse. Da nun England seit mehr als einem Jahrhundert der Beweger und Leiter des politischen Gleichgewichts gewesen war, und folglich nicht auf der Stelle berechnen konnte, wie es ohne dasselbe zu stehen kommen würde: so versagte es sich dem heiligen Bunde um so entschlossener, je mehr es sich bewußt war, daß es seiner Behandlung der Gleichgewichts-Idee den besten Theil seines Ansehns und seiner Stärke verdanke. Inzwischen wurde das Sittengesetz als Richtschnur für das Verfahren von Staat zu Staat nicht weniger angenommen; vielleicht, weil es eben so gut in dem, durch die französische Umwälzung erworbenen Aufklärungsgrade, als in den materiellen Bedürfnissen, gegründet war, daß die Gleichgewichtslehre ihre Endschaft erreichte. Als England dies sah, wurde es nachgiebiger. Zwar konnte es sein Wort nicht zurücknehmen, nachdem es gesagt hatte, es werde durch seine wohlbewährte, und von Europa für vortrefflich anerkannte Verfassung an dem Beitritt zu dem großen Bunde, der einen ewigen Frieden beabsichtige, verhindert; allein es veränderte die Mittel, wodurch es sich so lange als den Beweger des europäischen Gleichgewichts behauptet hatte Mit Einem Worte: es modifizirte seine Schifffahrts- und Handelsgesetzgebung, indem es aus derselben, so weit es

für den Augenblick thunlich war, alles entfernte, was auf absolute Herrschaft zur See und auf Handels-Monopol abzweckte. Eine sehr richtige Einsicht in die Natur der Dinge bestimmte es zu diesem Verfahren; denn, welche Vortheile es auch, so lange es als Beweger des europäischen Gleichgewichts gehandelt hatte, von dem entgegengesetzten Verfahren gezogen haben mochte, so ließen sich dieselben doch nicht ins Unendliche treiben, weil, wer viel verkaufen will, viel Käufer finden muß, welchen es nicht an Mitteln fehlt. Eine noch stärkere Veranlassung zur Aufopferung des bisherigen Merkantil-Systems, wodurch England seine politische Rolle unterstützt hatte, lag in der Losreißung der spanisch-amerikanischen Kolonien vom Mutterlande: ein gleichzeitiges Ereigniß, wodurch alle europäischen Verhältnisse abgeändert, und die alte Gleichgewichtslehre immer mehr in Schatten gestellt wurde. Fortgezogen, oder vielmehr fortgerissen von so mächtigen Begebenheiten, sahen Großbritanniens Minister sich genöthigt, der tückischen Politik zu entsagen, nach welcher sie den Wohlstand Englands auf die Verarmung ihrer Nachbarn in der Nähe und in der Ferne gegründet hatten. Längst hatten die Arbeiten eines Adam Smith diese Politik verächtlich gemacht; doch ehe die Behauptungen dieses wohlwollenden Philosophen die Wirklichkeit durchdringen konnten, mußte dieselbe noch stark erschüttert werden. Dies ist in unseren Tagen geschehen. Die Freiheit des Handels hat von England proklamirt werden müssen, das ehemals ihr stärkster Gegner war; und gerade hierin liegt das Unterpfand für eine ganz neue Ordnung der Dinge, deren ersten Anfang die Schlacht bei Navarin bildet.

Nie würde man diese Schlacht haben erleben können, wenn ihr nicht das vorangegangen wäre, was wir so eben auseinandergesetzt haben. Als Admiral Duckworth im Jahre 1807 vor Konstantinopel erschien, um den Sultan Selim den Dritten auf dem Wege der Gewalt zu einem Frieden mit Rußland zu vermögen, dessen Heere von den Ufern der Donau nach denen des Pregel versetzt werden sollten, weil sie hier nothwendiger schienen: da nahm er sich wohl in Acht, eine einzige Bombe ins Serail zu werfen; er ging vielmehr zurück, wie er gekommen war, weil er sah, daß Selim sich nicht schrecken ließ. Warum hat der Vize-Admiral Codrington anders gehandelt? Unstreitig weil er anders zu handeln berechtigt war. Worin aber war die ihm von der Regierung seines Vaterlandes ertheilte Berechtigung begründet? Es läßt sich nichts Vernünftiges darüber sagen, wenn man nicht voraussetzen will, das brittische Ministerium sei darüber zur Erkenntniß gekommen, daß es Englands levantischen Handel, und mit demselben seine Besitzungen im mittelländischen Meere zu Grunde gehen lasse, wenn es sich nicht der Griechen annehme, als welche in dem europäischen Theile des türkischen Reichs die einzigen Betriebsamen, folglich überhaupt die einzigen sind, mit welchen ein Verkehr Statt finden kann. Will man hiergegen anführen, daß auch diesem Beweggrunde der Eigennutz nicht fremd sei, so wird man allerdings die Wahrheit auf seiner Seite haben; doch mit dem vollen Unterschiede, der den aufgeklärten Eigennutz von dem nicht-aufgeklärten trennt. Die Griechen immer mehr vernichten lassen, würde unpolitisch und unmenschlich zugleich gewesen seyn, während

sich der Griechen annehmen eben so politisch als menschlich ist.

Denen, die noch in dem alten Gleichgewichts-System befangen sind, und keine andere Politik gestatten, als die, welche aus diesem Systeme abfloß, wird unsere Erklärung freilich nicht genügen; auch schmeicheln wir uns keineswegs mit der angenehmen Erwartung, daß wir auf viele Anhänger stoßen werden. Gleichwohl gestehen wir, daß uns unsere Hypothese die einzige scheint, aus welcher das große politische Ereigniß einer Koalition zwischen England, Frankreich und Rußland mit den Folgen zu erklären ist, die davon bis zum gegenwärtigen Augenblick ausgegangen sind. Durch die von Adam Smith begründete Staatswirthschaftslehre ist eine andere Ordnung der Dinge verheißen, welche mit der frühern Ordnung der Dinge wenig oder gar nichts gemein hat. Individuen, wie Völker, auf welche das aus dem Begriff der Arbeit hergeleitete Prinzip der Handelsfreiheit keine Anwendung leidet, haben fortan, wo nicht ihr Daseyn, doch wenigstens die Achtung verwirkt, worin sie bisher gestanden haben. Die Türken nun, als ein Volk, das zu keiner Zeit irgend eine andere Betriebsamkeit geehrt hat, als die der Waffen, und das selbst in dieser sich ungetreu geworden ist — was können sie in der westeuropäischen Welt im neunzehnten Jahrhundert gelten? was können sie besonders gelten, nachdem es mit ihnen dahin gekommen ist, daß sie gegen ihre eigenen Eingeweide wüthen müssen? Europa's größter Vortheil ist, daß der gewerbfleißigen Nationen in ihm so viele seien, als es Namen von Nationen giebt; hierauf beruht sein Friede, sein Wohlstand, kurz alles, was ein Unter-

pfand für die Zukunft zu enthalten verspricht. Je allgemeiner dies aber erkannt wird, desto weniger kann irgend etwas von dem Entschuldigung oder Verzeihung finden, was diesen Frieden, diesen Wohlstand, dies allgemeine Gedeihen wesentlich stört. Es handelt sich dabei nicht um Dogmen; und wenn der Unterschied zwischen den christlichen und muhamedanischen auch hie und da noch als wesentlich erscheinen sollte, so ist er es wenigstens nicht mehr in dem Urtheile der Staatsmänner. Es handelt sich vielmehr um wahrhaft politische Verwandtschaft. Die einzige aber, die als echt erkannt wird, ist die, welche ihren Grund in der Arbeit und Betriebsamkeit hat. Hieran kettet sich Alles. Wenn man in neuerer Zeit angefangen hat, die Legitimität des türkischen Sultans in Zweifel zu ziehen, so ist dies zwar mit Gründen geschehn, über welche sich schwerlich genügende Rechenschaft geben läßt; denn als vornehmstes Element der gesellschaftlichen Ordnung muß der Groß-Sultan die Legitimität eben so an und in sich tragen, als jeder erbliche Staats-Chef. Aber der Unterschied wird durch den Zivilisations-Grad gebildet. Weil den Türken, als Nation genommen, die Arbeit und das, was für die intellektuelle und sittliche Bildung aus derselben hervorgeht, zu allen Zeiten gleich fremd geblieben ist — weil sie unter den von ihnen unterjochten Völkern noch beinahe eben so dastehen, wie vor dreihundert und siebzig Jahren, wo die Hauptstadt des oströmischen Reichs zum Hauptquartier für den Chef der Türkenhorde wurde: so hat es geschehen können, daß er, wie in den frühesten Zeiten, seinen Palast noch jetzt mit den abgeschnittenen Ohren und den abgeschlagenen Köpfen

derer schmücken läßt, die das Unglück gehabt haben, als Feinde in die Hände seiner Pascha's und übrigen Werkzeuge zu fallen. Wie könnte nun irgend ein westeuropäischer Suverän in dem türkischen Sultan Seinesgleichen sehen, so lange er von solchen Zeichen der Barbarei umgeben ist? Hierin liegt die wahre Ursache, weßhalb es zwischen den west- und nordeuropäischen Fürsten auf der einen, und dem türkischen Sultan auf der andern Seite nie ein persönliches Verhältniß gegeben hat, oder geben wird; und würde man Unrecht haben, hieraus zu folgern, daß, so lange es eine europäische Türkei giebt, Europa's Einheit, dieses große Ziel aller Fortschritte in Kunst und Wissenschaft, verstümmelt und zerrissen bleibt?

Aus allem, was wir bisher bemerkt haben, erklärt sich Frankreichs Beitritt zu dem zwischen Großbritannien und Rußland zum Vortheile der Griechen geschlossenen Bündniß ganz von selbst; denn Frankreichs Interesse ist das der höheren Zivilisation. Wir halten uns hierbei nicht länger auf.

Die, welche in der Seeschlacht bei Navarin nichts weiter sehen, als eine Wiederholung der Seeschlacht bei Lepanto, begehen, wie wir glauben, den doppelten Fehler, daß sie zugleich den Geist verschiedener Zeitabschnitte vermengen, und scharf gesonderte Zwecke nicht zu fassen vermögen. Die Seeschlacht bei Lepanto ging von der katholischen Kirche aus, deren Oberhaupt sich für bedroht hielt; und ihr Zweck war kein anderer, als dem Vordringen der Türken in dem Südwesten von Europa eine bleibende Gränze zu setzen. Die Seeschlacht bei Navarin hingegen

ist, um das Wenigste davon zu sagen, nicht von der Kirche ausgegangen; und ihr Zweck, wie man denselben auch auffassen möge, ist, um es kurz und bündig zu sagen, ein Angriff auf das Wesen der türkischen Regierung.

Ich erkläre mich näher.

Was seit dem Jahre 1821 zwischen den Griechen und den Türken vorgefallen ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Minder bekannt ist der allgemeine Beweggrund, der die ersteren zur Rebellion geführt hat. Ihren eigenen Erklärungen nach ist es nie ein anderer gewesen, als hervorzutreten aus dem Zustande der Rechtlosigkeit, worin sie von ihren Gebietern erhalten wurden. Mit diesem Beweggrunde aber mußten sie Eingang finden bei allen Westeuropäern, so wie auch bei den Nordeuropäern. Ihr Zustand war in demselben Maße unerträglicher geworden, als sie durch die Westeuropäer über ihre Vergangenheit aufgeklärt worden waren, und durch anhaltenden Verkehr die Vorzüge der gesellschaftlichen Ordnung und der Zivilisation kennen gelernt hatten. Was man auch dagegen sagen möge: diese Vorzüge waren das Ziel, nach welchem sie strebten. Mehr als drei Jahrhunderte lang hatten sie sich vergeblich bemüht, den Charakter von Unterthanen zu erwerben, über welchen ein gemeinschaftliches Gesetz waltet; das eigenthümliche Wesen der im Muhamedanismus abgeschlossenen Türken-Regierung hatte ihnen aber nicht erlaubt, aus dem Zustande der Kriegsgefangenen hervorzugehen, denen kein anderes Recht zu Theil wird, als was die Gnade, oder die Laune des Siegers zu

bewilligen für gut befindet *). Leben und Eigenthum waren und blieben ihnen nur in so fern gesichert, als sie durch Sklavensinn das Wohlwollen ihrer Gebieter zu verdienen verstanden. Dieses elenden Daseyns überdrüssig, warfen sie sich in die Empörung, und riefen West- und Nord-Europäer zu ihrem Beistande auf. Engländer, Franzosen, Deutsche und Russen blieben nicht gleichgültig gegen diese Klagen. Vom Jahre 1823 an bemüheten sich Rußlands Kaiser, in Verbindung mit Englands und Frankreichs Königen, solche Vorschläge zu machen, wodurch der Nothstand der Griechen vermindert, dem Ansehn der türkischen Regierung aber so wenig als möglich geschadet würde. Vergeblich! Die Pforte wies alle Vorschläge zurück, indem sie geltend machte, daß die Griechen ihre

---

*) Es sei uns erlaubt, bei dieser Gelegenheit ein Wort über die wahre Abstammung der Benennung Unterthan zu sagen.

Die, welche dies Wort von thun herleiten und es in seiner Zusammensetzung zu einer bloßen Uebersetzung des römischen subditus oder subjectus machen, sind im Irrthum. Das Stammwort von Unterthan heißt Thane, ist noch jetzt in der englischen Sprache vorhanden und bezeichnet einen freien Mann, der von seinem Eigenthum in Grund und Boden lebt. Hiernach ist Unterthan in seiner ursprünglichen Bedeutung eine durchaus edle Benennung, die nichts von Sklaverei in sich schließt; denn Unterthan bezeichnet bloß den untergeordneten Rang, wie in Unter-Präfekt und Unter-Lieutenant. Nur durch die Anwendung der römischen Rechtsbegriffe auf ursprünglich deutsche Gesellschaftsverhältnisse hat die Urbedeutung von Unterthan verdunkelt werden können.

Was die Türken betrifft, so haben sie es mit den von ihnen überwundenen Völkern freilich nicht anders gehalten, wie die Römer; und so haben sie denn auch ihre deditios, subjectos, subditos, und verbinden damit die falsche Vorstellung, daß die Unterthanen der westeuropäischen Reiche mit jenen auf einer Linie stehen.

Unterthanen wären, daß sie folglich allein das Recht habe, das Geschick der Griechen zu bestimmen. Schwach und kraftlos in sich selbst, und durch wiederholte Niederlagen noch mehr geschwächt und entkräftet, suchte und fand sie im Jahre 1824 den Beistand des Vice-Königs von Aegypten, dessen Sohn Ibrahim zu Anfang des nachfolgenden Jahres mit einem in europäischer Weise disciplinirten Heere auf Morea landete, und durch heftige Zerstörungen, die von ihm ausgingen, noch einmal die Sache der türkischen Regierung hob. Sollten die westeuropäischen Regierungen müssige Zuschauer dieses Schauspiels bleiben, und den ganzen Peloponnes in Eine Trümmer verwandeln lassen? Rußlands Alexander starb den 1. Dez. 1825 zu Taganrog. Sein Nachfolger Nikolaus blieb nicht taub gegen die Vorschläge, welche Lord Wellington ihm in Petersburg machte, wohin er gereiset war, um dem neuen Kaiser zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Von diesem Augenblick an war es entschieden, daß man den Metzeleien auf Morea und in den übrigen Theilen des alten Griechenlandes eine Gränze setzen wollte, es sei durch Mittel der Ueberredung, oder durch Mittel der Gewalt, wenn keine Vorstellungen etwas vermöchten. Auf dieser Grundlage wurde der Traktat vom 6. Juli abgeschlossen, und alles in Bereitschaft gesetzt. Die französische Regierung trat diesem Vertrage bei. Fortgesetzt wurden die Unterhandlungen mit der Pforte, um eine gütliche Beilegung ihrer Streitigkeiten mit den Griechen zu bewirken, und Ibrahims Schaaren aus Morea zu entfernen. Da sich aber die Pforte in ihren Weigerungen gleich blieb — wie konnte etwas Anderes eintreten, als die Anwendung

der Gewalt? Sie erfolgte an dem Tage, wo die Seeschlacht bei Navarin geliefert, und die türkisch-ägyptische Flotte zerstört wurde. Und so halten wir uns zu der Behauptung berechtigt, daß diese Seeschlacht ein Angriff auf das Wesen der türkischen Regierung gewesen sei; denn wäre dies Wesen von einer solchen Beschaffenheit, daß es, ohne Anwendung der Gewalt, d. h. durch bloße Vernunftgründe zum Vortheil der Menschlichkeit und Gerechtigkeit hätte modifizirt werden können: so würde die Seeschlacht bei Navarin nicht erfolgt seyn.

Dieser Gedanke, mehr oder weniger deutlich gedacht, ist es denn auch, was in allen West- und Nord-Europäern das Interesse unterhält, das sie an dem Ausgange der Seeschlacht bei Navarin genommen haben. Ganz unwillkürlich drängt sich ihnen die Frage auf: welche weiteren Folgen wird diese Seeschlacht haben? und selbst bei der leidenschaftlosesten Beantwortung dieser Frage kann man sich gegen zwei Dinge nicht verblenden, welche allzu tief in der Erfahrung gegründet sind, als daß sie unerwogen bleiben könnten. Das eine ist, daß eine Regierung es eben so wenig in ihrer Gewalt hat, ihre Grundsätze und ihr ganzes Wesen plötzlich zu verändern, als ein Individuum; daß folglich die türkische Regierung sich der an sie gestellten Forderung, hinsichtlich der Griechen ihre bisherigen Maximen zu verändern, eben so standhaft versagen wird, wie bisher. Das zweite ist, daß Ein entscheidender Schritt den zweiten nothwendig macht; daß folglich die Verbündeten, nachdem sie die Gewalt haben eintreten lassen, vorausgesetzt, daß die türkische Regierung auf ihrem Eigensinn beharrt, nicht zurückgehen und alles dem Zufalle

über-

überlassen können, sondern das einmal angefangene Werk, so lieb ihnen ihre Ehre ist, fortzuführen verbunden sind. Diese zwei Betrachtungen schließen das ganze künftige Schicksal der europäischen und asiatischen Türkei, d. h. eines sehr ausgedehnten Reichs in sich. Und so stellt sich denn die zweite Frage dar: wie viel Wahrscheinlichkeit hat dies Reich in derjenigen Eigenthümlichkeit fortzudauern, worin wir es seit etwa drei Jahrhunderten gekannt haben?

Ohne diesem Reiche irgend eine Nativität zu stellen; ohne über die nächsten Veränderungen, die mit demselben vorgehen müssen, nachdem es mit dem übrigen Europa in einen so harten Zusammenstoß gerathen ist, irgend etwas zu bestimmen; ohne über seine mögliche Dauer das Mindeste auszusagen, das einer Prophezeihung auch nur ähnlich sieht: wollen wir einige Augenblicke bei der Lage verweilen, worin sich das westliche Europa gegenwärtig befindet, um daraus, wo möglich, abzunehmen, was dem Süd-Osten dieses Erdtheils bevorsteht.

Mit dem, vom Schicksal selbst herrührenden Auftrag, allen Erdbewohnern seinen mühsam errungenen Zivilisations-Grad mitzutheilen, ist Europa dahin gekommen, daß es mit Amerika fortan in einem freien Verhältniß steht: d. h. in einem Verhältniß, dem die Begriffe von Kolonie und Mutterland täglich fremder werden. Die Keime, welche unser Erdtheil dahin abgesetzt hat, sind zu einer solchen Entwickelung gelangt, daß sie keiner weiteren Pflege bedürfen; sie sprießen, eben weil sie europäische Keime sind, immer üppiger auf, und die natürliche Folge davon ist, daß Europa, so fern es sich seiner überschießenden

Kräfte nach Amerika hin entladen will, immer mehr auf sich selbst beschränkt wird. Dies ist aber nicht so gleichgültig, als man wohl glauben möchte. Mit sich selbst in Frieden durch ein großes Bündniß, dessen beglückende Wirkungen von einem Jahr zum andern immer mehr ins Licht treten, möchte es entwaffnen und einen gesellschaftlichen Zustand herbeiführen, welcher seinen Charakter nicht im Kriegführen, sondern in einer nützlicheren Thätigkeit hat. Wie könnte es aber entwaffnen, wie seinen edelsten Bedürfnissen genügen, so lange es in seinem Schoße ein Volk trägt, das nicht dahin gelangen kann, dem Waffenhandwerk zu entsagen, und das von dem Augenblick an, wo es durch falsche politische Maßregeln begünstigt würde, trotz seiner gegenwärtigen Versunkenheit schnell wieder empor kommen, und gefährlich werden würde? Hierin liegt, wie es uns scheint, für das westliche Europa die stärkste aller Aufforderungen, sich nach dem seit drei Jahrhunderten vernachlässigten Süd-Osten zurückzuwenden, um denselben so zu zivilisiren, daß nichts von ihm zu fürchten ist. Da dies nun nur auf Kosten der bisherigen Eigenthümlichkeit der Türken geschehen kann: so ist ein vorläufiger Krieg mit diesem Volke unvermeidlich. Dieser Krieg kann jedoch nicht dieselbe Tendenz haben, welche den Kriegen des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts eigen war; er muß vielmehr, zum wenigsten nach den ersten großen Erfolgen, mit aller der Schonung geführt werden, die ein so edler Zweck, wie die Verbreitung westeuropäischer Gesetze und Sitten ist, nothwendig in sich schließt.

Freilich läßt sich nicht begreifen, wie, bei einer sol-

chen Tendenz, von den Institutionen des Muhamedanismus irgend etwas übrig bleiben könne; aber sind es denn nicht gerade diese Institutionen, die Europa je länger desto mehr belästigen? und würde die Welt an ihnen das Mindeste für ihre Entwickelung einbüßen? Wie vieles ist im Laufe der Jahrhunderte untergegangen, ohne daß, die Thoren allein ausgenommen, irgend Jemand diesen Untergang bejammert hätte! Das Feudal-Wesen des funfzehnten Jahrhunderts — wo ist es geblieben? Es hat sich aufgelöset in ein besseres Seyn, dem jeder Vernünftige huldiget, weil Freiheit und Sicherheit dabei gewonnen haben. Wer, der in diesem Augenblicke sechzig Jahre zählt, hat nicht den Untergang der Republik Polen, der Republik Venedig, der Republik Genua und einer Menge kleiner deutschen Republiken, freie Reichsstädte genannt, erlebt? Ist dadurch aber die europäische Welt in ihren edelsten Bestrebungen aufgehalten worden? Haben diese nicht vielmehr dabei gewonnen, daß größere Maßstäbe eingetreten sind, welche die Kleinmeisterei verbannt haben? Verdankt Europa nicht einen großen Theil des Friedens, den es gegenwärtig genießet, der Verminderung, welche die Zahl der kleinen Staaten gelitten hat? Waren der Kollisions-Fälle nicht nothwendig mehr in jenen Zeiten, wo der Besitz von einigen Quadrat-Meilen hinreichte, um einen Souverän zu bilden?

Gesetzt also (wozu übrigens in dem gegenwärtigen Augenblick keine Aussicht vorhanden ist) die gesammte Türkei litte eine Auflösung, ähnlich der Auflösung der Republik Polen — würde dies mit noch größern Uebeln verbunden seyn, als diejenigen gewesen sind, welche die

Theilung Polens herbeigeführt hat? Selbst in der Idee des Gleichgewichts-Systems würde man die Türkei eben so wenig vermissen, als man jemals Polen vermißt hat, nachdem es zu einer gemeinschaftlichen Macht herabgesunken war, die, keiner eigenen Anstrengung fähig, als Zwischenstaat nur hinderlich war. Seitdem das Haus Habsburg die Türken auf die Defensive beschränkt hat, rechnet jeder, der sich in ein Bündniß mit ihnen einläßt, vergeblich auf ihren positiven Beistand, weil ein rein negativer alles ist, was sie in dem gegenwärtigen Zusammenhange der Dinge zu leisten vermögen. Hätte also, der Lehre des Gleichgewichts-Systems zufolge, Oesterreich wirklich etwas von Rußland zu befürchten: so würden die Türken niemals Oesterreichs Retter werden. Abgesehen aber von der Idee des Gleichgewichts-Systems, treten die Mächte, welche die Einheit Europa's bilden, durch die Auflösung der Türkei in eine unmittelbare Berührung, welche für die Erhaltung des allgemeinen Friedens unendlich ersprießlicher ist, als die Trennung durch Zwischen- oder Seitenmächte; und die Folge davon ist, daß das Zivilisations-Werk eine Stätigkeit gewinnt, die auf keinem anderen Wege zu erlangen ist.

Dazu würde aber noch der Umstand kommen, daß die Türkei nicht getheilt werden könnte, ohne ganz neue Verhältnisse hervorzurufen, welche auf die Erhaltung eines dauerhaften Friedens hinwirkten.

Es ist eine bloße Schimäre, wenn man sich einbildet, Griechenland könne in irgend einem Umfange, oder wohl gar so wieder hergestellt werden, daß das griechische Kaiserthum von neuem zum Vorschein käme. Nichts liegt

weniger in der Natur der Dinge, man mag diese von Seiten des europäischen Bedürfnisses, oder von Seiten der Fähigkeit Griechenlands zur Bildung eines abgesonderten Reichs auffassen. Bringt die Zerrissenheit dessen, was man griechisches Territorium nennen mag, nichts so nothwendig mit sich, als eine föderative Verfassung: so ist dieser nichts so sehr entgegen, als der griechische Geist, welcher bei der großen Lebendigkeit, die ihm eigen ist, kein Band, keine Fessel ehrt, die er zerreißen kann. Für dies Volk, wie viel Theilnahme es auch wegen seiner bisherigen Schicksale verdienen möge, bedarf es noch einer strengen Disciplin, die ihm von außen her gegeben werden muß, wenn es dahin gelangen soll, den Grad von Sittlichkeit und wahrer Aufklärung zu gewinnen, ohne welchen es unmöglich ist, in die Reihe der europäischen Staaten einzutreten, und sich in derselben zu erhalten.

Da die Griechen dies in dem Augenblicke, wo sie sich unter das Protektorat Großbritanniens stellen wollten, selbst empfunden zu haben scheinen: so ist nichts natürlicher, als daß der nicht unbedeutende Theil der griechischen Bevölkerung, welcher auf den Inseln lebt, unter die Schutzherrschaft Englands tritt, das, vermöge seiner überwiegenden Seemacht, mehr, als jede andere europäische Macht, im Stande ist, diese Schutzherrschaft mit Erfolg auszuüben. Im Großen genommen würde sich dadurch nur wiederholen, was zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts geschah, als sich Venetianer und Franzosen zum Sturz des griechischen Kaiserreichs verbanden, und nach der Eroberung von Konstantinopel sich so in dies Reich theilten, daß den Venetianern sämmtliche griechische Inseln zu Theil wurden.

Der Erfolg aber würde ein ganz anderer seyn, so fern im neunzehnten Jahrhundert der Geist der Wissenschaft auch in den Handel eingedrungen ist, und kein Grundsatz mit größerer Strenge verworfen wird, als der, wonach man sich früher auf Kosten seiner Nachbarn, Verbündeten oder auch Unterthanen zu bereichern suchte. England würde durch Mittheilung seiner großen Erfahrungen und Einsichten in allen Theilen der gesellschaftlichen Arbeit die griechischen Inseln in kurzer Zeit zu einer nie erlebten Blüthe verhelfen.

Indem wir unseren Theilungstraum verfolgen — denn, noch einmal sei es gesagt, mehr geben wir unsern Lesern nicht — stellt sich uns Rußland als Anspruch bildend dar. Welcher Art sein Bedürfniß ist, dies haben wir oben bereits auseinander gesetzt. Die einfache Frage ist: ob das westliche Europa diesem Bedürfnisse Raum geben soll. Kann jedoch das westliche Europa anders, als dabei gewinnen, wenn Rußland in den Besitz der Moldau und Wallachei gelangt, und durch die Eroberung der entgegenstehenden Küste Asiens in der unbeschränkten Herrschaft über das schwarze Meer vorschreitet? Wenn eine kraftvolle Nation einen solchen Zweck verfolgte, so haben Kriege, wodurch sie an der Erreichung desselben verhindert werden sollte, in der Regel das baare Gegentheil von dem geleistet, was sie zu leisten bestimmt waren. Es ist aber im wesentlichen Interesse des westlichen Europa, dem Russischen Reiche in seinem Zivilisations-Bedürfnisse zu Hülfe zu kommen; denn, wenn dies nicht geschieht, so läuft das westliche Europa Gefahr, daß Rußland, wie bisher, immer mehr nach Westen vordringt, was ohne

große Zerrüttung herbeizuführen, nicht wohl Statt finden kann, während die Ausdehnung dieses Reichs im Süd-Osten von Europa nicht bloß ganz unschädlich ist, sondern auch im höchsten Grade nützlich zu werden verspricht.

Um nun diesem Reiche die freie Kommunikation mit dem Mittelmeere zu sichern, ist nichts nothwendiger, als denjenigen Theil der europäischen und asiatischen Türkei, dessen Hauptstadt Konstantinopel ist, so zu organisiren, daß ein, dem russischen Kaiserhause befreundeter Fürst die Haupt-Autorität in demselben ausübt; denn die Macht und Größe dieser Hauptstadt bringt nichts noch dringender mit sich, als eine strenge monarchische Verfassung für diesen Theil. Wenn die Idee der großen Katharina dadurch verwirklicht werden sollte: so würde daraus nichts weiter folgen, als daß es eine Natur der Dinge giebt, vermöge welcher die Begebenheiten sich vollenden.

Jetzt würde, als wesentlicher Bestandtheil des türkischen Reichs nur noch das alte Land der Pharaonen übrig bleiben. Ueber diesen Gegenstand haben wir nichts weiter zu bemerken, als: 1) daß vom Jahre 1672 an, die Eroberung Aegyptens zu den Entwürfen der französischen Regierung gehört; 2) daß der Urheber dieser Idee kein Geringerer ist, als — der Philosoph Leibnitz, der, um den europäischen Bürgerkriegen seiner Zeit eine Gränze zu setzen, dem Ehrgeize Ludwigs des Vierzehnten eine so wohlthätige Richtung gab *); 3) daß Napoleon Bonaparte,

*) „Die Königl. Bibliothek zu Hannover bewahrt noch die kostbaren urkundlichen Ueberreste dieser Unterhandlung. Sie bestehen 1) aus dem Konzepte eines undatirten Briefes von Leibnitz an den König von Frankreich, auf einem halben unbeschnittenen Folio-Bogen,

nachdem am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts seine Unternehmung auf Aegypten gescheitert war, als französischer Staats-Chef nie aufgehört hat, zu behaupten: Aegypten habe keine andere Bestimmung, als französisch zu werden. In Wahrheit, Frankreich und die ganze europäische Welt können nur dabei gewinnen, wenn Frankreich im Besitz des Nil-Thals einen Ersatz für sein San Domingo findet, das für immer abgetreten ist.

Welcher Macht Bosnien und Servien zufallen müssen, unterliegt keinem Zweifel.

Unser Theilungs-Traum ist aber durch den letzten Zusatz noch nicht beendigt; und wir müssen noch einen Gegenstand zur Sprache bringen, der, wie wir glauben, von nicht geringer Erheblichkeit ist.

Seit drei Jahrhunderten kämpft Europa mit den Seeräubern der afrikanischen Nordküste; seit drei Jahrhunderten hat es im Mittelmeere keine solche Polizei organisiren können, daß dem Unwesen, das diese Seeräuber treiben, ein Ende gemacht wäre; seit drei Jahrhunderten werden — wer möchte es glauben, wenn es nicht allgemein bekannte Thatsache wäre? — den Deys von Algier, Tunis und Tripoli Tribute von großen Mächten gezahlt, bloß damit sie die nützlichste aller Thätigkeiten — die, wo-

---

worin er ihm den Vorschlag macht, Aegypten zu erobern. 2) Aus der Kopie eines Schreibens des französischen Ministers Pomponne an Leibnitz, von Leibnitzens eigener Hand. 3) Aus Leibnitzens eigenhändigen Entwurfe von etwa 50 bis 60 enggeschriebenen Folio-Bogen." Siehe Joh. Aug. Eberhards Charakteristik des Freiherrn von Leibnitz.

durch das menschliche Geschlecht sich mit sich selbst in Zusammenhang bringt — nicht stören mögen. Die ganze Erscheinung hängt mit der Eroberung des Königreichs Granada, d. h. mit der Vertreibung der Mauren aus Südspanien, noch weit mehr aber mit der Entdeckung von Amerika zusammen, welche Spaniens schwache Kräfte so in Anspruch nahm, daß es gleichgültiger werden mußte gegen den gesellschaftlichen Zustand, der sich auf der afrikanischen Nordküste bildete. Ihrerseits gebrauchten die Deys, um ihr Daseyn zu sichern, die Vorsicht, sich in den Schutz des türkischen Sultans zu begeben, und ihm in allen seinen Unternehmungen gegen das westliche Europa beizustehen. Daher die verlängerte Unsicherheit des Handels im mittelländischen Meere.

Geht unser Theilungs-Traum in Erfüllung, so haben die europäischen Seeräuber zwar ihren Hauptstützpunkt verloren; da sie aber deßhalb nicht aufhören werden, ihr altes Handwerk zu treiben, so wird es noch besonderer Maßregeln bedürfen, um ihnen dieses zu legen.

Was sag' ich viel? In Europa's gegenwärtiger Lage, wo das alte Verhältniß zu Amerika theils schon aufgehört hat, theils gänzlich aufhören wird, und wo es sich, vor allem, um neue Gegenstände der Beschäftigung handelt, um die bisherige Zivilisations-Rolle fortzusetzen — in Europa's gegenwärtiger Lage ist nichts nothwendiger, als die afrikanische Nordküste scharf ins Auge zu fassen. Kann dies nun wohl geschehen, ohne sich daran zurück zu erinnern, daß es eine Zeit gab, wo sie zur europäischen Welt gehörte, d. h. gleichen Kultur-Grad mit dieser

theilte? Was auch in dieser Hinsicht geschehen möge: gewiß ist, daß die Zeit nicht vorrücken kann, ohne eine immer stärkere Empfindlichkeit gegen den Seeraub ins Leben zu rufen. Sofern es sich um eine Eroberung der afrikanischen Nordküste handelt, wird Spanien, das von jeher am meisten von den Seeräubern gelitten hat, freilich das Beste thun müssen; allein bietet ihm ein solches Unternehmen nicht die beste Gelegenheit dar, sich von seinen Indefinidos, Illimitados, Agraviados aller Art zu befreien, und auf solche Weise reines Haus zu machen? Es komme nur über sich selbst zur Besinnung, und es hat an seinen amerikanischen Kolonien eben so wenig etwas verloren, als England in jenen Zeitpunkt, wo es mehr als 70,000 deutsche Quadrat-Meilen in Nordamerika abtrat. Im Besitz der afrikanischen Nordküste kann Spanien sich für entschädigt halten, für alles, was es jenseits des atlantischen Ozeans eingebüßt hat — einbüßen mußte, weil in einer so großen Entfernung kein Besitz auf die Dauer behauptet werden kann.

Hier endigen wir unsern Theilungs-Traum, bei dessen Mittheilung wir nichts so sehr beabsichtigt haben, als den politischen Gesichtskreis unserer Leser über eine so große Begebenheit, wie die Seeschlacht bei Navarin ist, zu erweitern. Da diese Begebenheit nicht ohne Folgen bleiben kann: so wird für den früheren oder späteren Eintritt derselben nichts so sehr entscheiden, als die Nachgiebigkeit, oder der Eigensinn der Türken. Durch die erstere werden die Folgen verzögert, durch

den letzteren werden sie beschleunigt werden; dies wird das allgemeine Gesetz seyn. Vorläufig bitten wir also unsere Leser, nicht allzu ungeduldig zu seyn, und sich in Ansehung des Ganges der Erscheinungen an dem zu halten, was in der Periode von 1764 bis 1795 erlebt worden ist.

Ueber den Abbé Coyer.

Der Abbé Coyer ist Wenigen bekannt. In mehreren Schriften Voltaire's ist zwar von ihm die Rede, doch immer nur in einem solchen Zusammenhange, daß es zweifelhaft bleibt, ob der Philosoph von Ferney ihn mehr achtete oder mehr verspottete. Was Voltaire dem Abbé Coyer nicht verzeihen konnte, war, daß dieser in seinen Schriften den Wunsch ausgedrückt hatte, „die Montmorency und die Chatillon im Laden stehen zu sehen." Im Uebrigen gehörte der philosophische Abbé zu den Verbreitern des Kritizismus; und in dieser Eigenschaft fand er nur allzu viel Gnade vor Voltaire.

In der Universal-Biographie findet man wohl eine ausführliche Nachricht von dem Leben und den Werken des Abbé Coyer, aber die besondere Tendenz der letzteren ist darin nicht hinlänglich bezeichnet, wiewohl dies vor allen Dingen hätte geschehen sollen.

Die Eigenthümlichkeit seines Geistes besteht nämlich darin, daß er sich nicht auf eine bloße Kritik der Einrichtungen seiner Zeit beschränkt, sondern auch die zu Fortschritten hinleitenden Elemente der Gesellschaft geahnet und errathen hat. Wenn die Wärme, womit er die Sache der arbeitenden Klassen gegen den erblichen Müssiggang vertheidigt hat, zu seiner Zeit nicht den gewünschten Erfolg haben konnte, weil damals nichts vorbereitet war,

um eine solche Frage in ihrer Allgemeinheit aufzufassen: so wird, glauben wir, die Nachwelt den Abbé Coyer nichts desto weniger zu denjenigen rechnen, die, ohne sich zu wissenschaftlicher Höhe emporgeschwungen zu haben, einige wichtige Wahrheiten vorwegnahmen: Wahrheiten, die sich nach Beendigung des großen Werks der Kritik, ganz von selbst ins Licht stellen mußten.

Indem wir nun unsere Leser an diesen ureigenen und geistreichen Philanthropen zurückerinnern, glauben wir, daß es nicht ohne allen Nutzen seyn werde, einige Stellen aus seinen Schriften anzuführen, worin sich die kräftigste Kritik mit positiven Anschauungen verbindet. Mögen diese immerhin der Modifikation fähig seyn, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sie alles in sich schließen, was auf Fortschritte in der positiven Philosophie hindeutet.

Folgende Stelle ist aus seinen Moralischen Kleinigkeiten (Bagatelles morales) entlehnt.

„Ich habe, sagt der Abbé, bis auf den heutigen Tag geglaubt, daß das Volk Theil habe an der menschlichen Natur. Allein das Grübeln führt zu Zweifeln; und was mir bisher als unbestreitbare Wahrheit erschien, wird zu einem Problem, das noch gelöst werden muß. Ehe wir jedoch die Frage verhandeln, müssen wir das Volk da nehmen, wo wir es wirklich antreffen. Ehemals war das Volk der nützlichste, der tugendhafteste und folglich auch der achtungswertheste Theil der Nation. Es bestand aus den Ackerbauern, den Handwerkern, den Kaufleuten, den Finanzmännern, den Gelehrten und den Rechtskundigen. Was die letzteren betrifft, so glaubten sie, es sei zum Wenigsten eben so rühmlich, Recht und Gerechtigkeit

für Menschen zu handhaben, als sie todt zu schlagen; und so gelangten sie zum Adel, ohne dazu des Degens zu bedürfen. Die Gelehrten haben, nach Horazens Beispiel, das Volk als profan betrachtet und ihm den Rücken zugewendet. Die Finanzmänner haben so hohen Flug genommen, daß sie das Aeußerste thun, um mit den Großen auf gleicher Linie zu stehen. Es ist nicht mehr möglich, die Kaufherren mit dem Volke zu vermengen, seitdem sie über ihren Stand erröthen und aus demselben heraustreten, ehe sie noch eine Berechtigung dazu erhalten haben. In der Masse des Volks bleibt demnach nichts weiter zurück, als die Ackerbauer, die Dienerschaft und die Handwerker; und dabei weiß ich nicht einmal, ob ich die Klasse von Handarbeitern, welche sich dem Luxus gewidmet haben, zum Volke zählen darf. — Hände, welche einen Staatswagen göttlich bemalen, einen Diamanten aufs Künstlichste fassen, eine Mode mit großen Verstand ins Werk richten, haben keine Aehnlichkeit mit den Händen des Volks. Wie viel man aber auch immer abziehen möge: immer bleibt das Volk der zahlreichste, vielleicht auch der aller nothwendigste Theil der Nation; und in diesem doppelten Gesichtspunkte ist es wohl der Mühe werth, daß man sein Wesen in Ueberlegung ziehe. Es besteht ja aus Menschen."

„Alle Philosophen kommen darin überein, daß die Vernunft dasjenige sei, was den Menschen von dem Thiere unterscheidet. Geleitet von diesem Prinzip, betrachte ich das Volk und untersuche zunächst seine Art des Daseyns."

„Es wohnt in einer Strohhütte, oder unter irgend einem Obdach, das unsere Städte ihm überlassen, weil

man seiner Kraft bedarf. Es steht mit der Sonne auf; und ohne auf das Glück hinzublicken, das über ihm lacht, greift es nach dem Kittel, der für alle Jahreszeiten derselbe ist, und bestellt unsere Landgüter, bearbeitet unsere Gärten, wühlt in unseren Minen und Steinbrüchen, trocknet unsere Moräste, reinigt unsere Straßen, baut unsere Häuser, verfertigt unser Hausgeräth. Meldet sich der Hunger, so ist ihm alles gut. Endigt der Tag, so legt er sich nieder in die Arme der Ermüdung: ein hartes Lager! Auf gleiche Weise fügen sich die von uns gezähmten Thiere, Ochs und Pferd, in alle Arbeiten, die wir ihnen auflegen, ohne noch etwas mehr von uns zu fordern, als Nahrung und Obdach."

„Ist das Vernunft?"

„Der Instinkt bleibt sich durch alle Zeiten gleich. Der Seidenwurm spinnt, der Bieber baut seit Jahrhunderten; das Volk treibt, in seinen verschiedenen Werkstätten, heute, was es gestern trieb. Die Vernunft macht es anders. Sehet dort den Mann, der Vernunft für vier und Vermögen für hundert hat, wie er seine Verrichtungen verändert! Er frischt einen Firniß an, er vervollkommnet einen Wandleuchter, er erfindet eine Mode, er erhält den Weihrauch eines Schriftstellers, einer bildet eine Schauspielerin, er ordnet ein Fest an, er repräsentirt bei Tische. Bald läßt er seine Livree die Musterung passiren, bald giebt er seinem Fuhrwerk neue Benennungen. Heute überliefert er sich einem wilden Kutscher, um die Vorübergehenden zu schrecken; morgen will er selbst Kutscher seyn, um Lachen zu erregen."

„Das Volk bleibt seinem Instinkte in seinen wich-

tigsten Angelegenheiten getreu. Hans heirathet Greten, weil er sie liebt; hätte er Vernunft, so würde er Susannen vorziehn, die ihm ein größeres Stück Land zubrächte. Grete nährt ihre Kinder selbst; wüßte sie, was Frischheit und Ruhe für einen Werth haben, so würde sie sich damit begnügen Mutter zu seyn. Die Kinder wachsen heran, und Hans, indem er vor ihren Augen das Land bestellt, lehrt sie dasselbe bearbeiten. Ein bischen Nachdenken über das Elend seines Standes — und er würde zu ihnen sagen: „Liebe Kinder, thut und treibt alles Andere!" Der Automat von Vater stirbt, und läßt sein Feld gleichmäßig theilen. Mit etwas mehr Einsicht hätte er es ganz dem Aeltesten hinterlassen . . ."

„Es ist schwer so vielen Gründen gegen die Vernünftigkeit des Volks zu widerstehen. Gleichwohl will ich diese Vernünftigkeit zu beweisen versuchen, wäre es auch nur wegen meiner Amme, die mir gute Milch gereicht hat, oder wegen meines alten Bedienten, der zuweilen vernünftiger ist, als ich es bin."

„Meinen ersten Beweis entnehm' ich aus der Anatomie. Ein sehr geschickter Anatom hat den Kopf eines Arbeitsmannes zergliedert, der sich hatte aufhängen lassen, weil ihm seit so vielen Jahren, nach Entrichtung seiner Steuern, nichts übrig geblieben war, wovon er hätte leben können. Der Zergliederer hat zunächst das Gehirn, die Säfte, die Fibern, die Nerven und alle organischen Werkzeuge, welche die Vernunft bearbeiten, in den besten und gesundesten Zustande befunden. Bis zum Wohnsitz der Seele hat er seine Erforschungen fortgesetzt. Bekanntlich ist dies die Zirbeldrüse; hier malen sich die Ideen, wie Figu-

Figuren sich auf Leinwand abbilden. Das unbewaffnete Auge würde für unsern Forscher nicht ausgereicht haben. Er hat also jenes Mikroskop zu Hülfe genommen, wodurch Löwenhöck die Menschenkeime entdeckte; und er hat die Ideen im besten Zusammenhange angetroffen: ausgerissene Disteln, gezogene Furchen, eingestreuten Saamen, eine gewonnene Ernte, einen Flegel, eine Schwinge, einen Kornboden, und Bemerkungen über alle Jahreszeiten. Dabei ereignete sich etwas Besonderes. Unser Zergliederer hatte noch einen zweiten Kopf zu öffnen — einen sehr vornehmen Kopf. Was entdeckte er? Lauter unbestimmte und unzusammenhängende Begriffe, Ansprüche, die auf nichts gegründet waren, Hochmuth mit Niederträchtigkeit gemischt, Träume von Freundschaft und Liebe, Visionen von Größe, genealogische Schimären. Der Eigenthümer dieses Kopfes hatte den Degen in der Hand, als er eine Redensart, in welcher kein Sinn war, vernahm und diese so schlecht verstand, daß er . . ."

So klingen Coyer's anatomische Beweise. Alle er fügt noch andere hinzu, und beendigt zuletzt seine Demonstration von der Menschlichkeit des Volks auf folgende Weise:

„Das Volk besteht demnach aus Menschen; allein es ist der Sache angemessen, daß es nichts davon erfahre; auch will ich es nur den Reichen, den Großen, den Ministern ins Ohr geflistert haben, damit sie, wie bisher, die Unwissenheit des Volks nach Herzenslust benutzen."

In einem anderen Werke, das den Titel führt: La noblesse commerçante, greift der Abbé Coyer die Vorurtheile, welche zu seiner Zeit das kaufmännische Gewerbe

schändeten, ganz unmittelbar an. Von der einen Seite ruft er den französischen Adel in die Bahn der Betriebsamkeit; von der andern verlangt er, daß die höchsten Ehrenzeichen der Arbeit vorbehalten bleiben sollen.

Hier folgen einige Seiten aus diesem für jene Epoche so wichtigen Werke.

„Wer zuerst sagte, es sei besser, Unbedeutendes zu thun, als gar nichts *), kannte die Gefahren des Müssigganges gewiß nur allzu gut. Alles, was die Moral wider den Müssiggang ausspricht, wird immer schwach bleiben, so lange man nicht ein Staatsverbrechen daraus gemacht haben wird. In Wahrheit: heißt, ohne Arbeit leben wollen, noch etwas Anders, als einen Diebstahl an der Nation begehen wollen?"

„Wie! sagt man, unsere Edelleute sollten sich also dazu hergeben, Gewicht und Elle in einem Laden anzuwenden? Ich frage bloß, ob es besser ist, daß sie auf einem kleinen Lehn in dunkler Vegetation, in verächtlichem Müssiggange, in einer für ihre Familie und für den Staat gleich verderblichen Lethargie umherkriechen?"

„Besiegt ist dies Vorurtheil bereits in unseren Kolonien; denn hier haben sich Edelleute aller Abkunft durch den Handel bereichert und gehoben. Vielleicht haben unsere Könige nicht genug gethan, um dies Vorurtheil zu verdrängen; sie haben nur die Hälfte des Gespenstes zerstört, das in Schrecken setzet. Genöthigt zwischen Groß- und Kleinhandel zu unterscheiden, erblickt der Adel immer einen Abgrund zur Seite. Diese beiden Arten des Han-

*) Qu'il vaudrait mieux faire des riens que ne rien faire.

dels sind nur durch eine Linie geschieden; und wer weiß denn nicht, daß man, um zum Großen zu gelangen, sehr oft durch das Mittelmäßige durchgehen muß? Man hebe also jenes Gesetz, aus welchem dem Handel ein Unglimpf erwächst, in seiner Totalität auf. Der Name desselben verschwinde aus der Monarchie. So wird der Handel zu einem gesunden Körper, an welchem nichts wegzuschneiden ist. Den Handel durch ehrenrührige Bestimmungen einschränken wollen, heißt, längs dem Nil-Strome Dämme errichten, damit er bei Leibe nicht die Erde befruchte; heißt, ein Bergwerk verschütten, weil es allzu reich ist."

„Als ich noch mit einem gesunden Provinzial-Verstand über die Dinge urtheilte, da hielt ich einen Handels-Intendanten, einen Vorstand der Kaufleute, für angesehene Kaufherren, welche sich durch große Einsichten, große Unternehmungen, große Erfolge berühmt gemacht hätten, und welchen die Regierung einen wohlverdienten Ehren-Tribut zahle . . ."

„Wir zählen mehrere Minister, welche sich in die allgemeinen Angelegenheiten theilen; doch keiner von ihnen nimmt den Titel eines Handels-Ministers an. Nur im Gefolge der Finanzen gewahrt man den Handel: er ist ein Fluß, der seine Benennung in den Bächen verliert, die ihn bilden. Bei mehreren Völkern ist er der erste Staatsgrund. Welchen Rang nimmt er bei uns ein?"

„Zu London hatte man ihn ehemals für allzu schwach gehalten, um einen erhabenen Charakter zu ertragen. Gegenwärtig verträgt er sich mit Ambassaden. Nachdem unsere Nachbarn aufgeklärter geworden sind, haben sie die Kaufleute in den Tempel der Erinnerung gestellt . . ."

„In Frankreich erwarten den Handel keine Bildsäulen; selbst Colbert, Condé und Saxe haben dergleichen nicht. Die Unsterblichkeit hat indeß mehr als Eine Hülfsquelle. Dichter, Redner, Geschichtschreiber, ihr thut sehr wohl daran, die Corneille, die Descartes, die Talon, die Seguier, die Luxemburg, die Turenne zu besingen, zu preisen, in unsern Jahrbüchern zu verewigen; seid ihr aber Bürger und fehlt es euch nicht an Schärfe des Blicks, so werdet ihr in euren Werken auch Plätze ausmitteln für die Bruni, die Grandville, die Masson, die Magon, die Montaudin, die Lecouteux, die Legendre und so viele Andere, welche uns die Reichthümer der Erde zugeführt haben."

„Für den Handel ist es ein großes Unglück, daß er nur aus der Ferne betrachtet wird von Denen, welche den Ton der öffentlichen Ideen angeben. Wir urtheilen über die Kaufherren von Marseille und von Bordeaux nach den Kaufleuten der Straße St. Denys; und diese Hauptstadt, eben so leichtfertig in ihren Reden, als in ihren Liebhabereien, verbreitet ihre Vorurtheile über das ganze Königreich. Röchen Paris und Versailles nicht nach Ambra, sondern nach Schiffspech, sähen wir in einem Hafen, wo die Nationen zusammenströmen, Kaufleute Schiffe bemannen, Flotten ausrüsten, Befehle für den Norden und den Süden ertheilen, unseren Manufakturen und Fabrikaten Kanäle eröffnen, die rohen Stoffe, welche uns fehlen, herbeiziehen, die ganze Welt zur Bühne ihrer Unternehmungen machen — wahrlich dann, aber nur dann, würden wir ganz andere Vorstellungen vom Handel und von dessen Trägern haben!"

So viel über den Abbé Coyer. Ist uns seine Charakteristik gelungen: so mögen Diejenigen, welche die Oekonomisten und Enzyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts für die französische Revolution verantwortlich machen möchten, daraus abnehmen, mit wie viel Wahrheit und Unpartheilichkeit sie dabei zu Werke gehen. Auf eine unverkennbare Weise gehörte der Abbé Coyer zu der ersten dieser beiden philosophischen Sekten. Doch mit welchem Umfange in Gesinnung und Einsicht! Von ihm läßt sich, in Beziehung auf den alten gesellschaftlichen Zustand Frankreichs dasselbe sagen, was Virgil von Hektor in Beziehung auf die Vertheidigung Troja's so schön durch die Worte ausgedrückt hat: Si Pergama defendi potuissent, hac dextra defensa fuissent. Dasselbe aber gilt von sämmtlichen Oekonomisten und Enzyklopädisten. Wie Möwen fühlten sie den immer näher rückenden Sturm, und durch ihr Geschrei wollten sie den Zerstörungen dieses Sturms zuvorkommen. Allein es ist den menschlichen Dingen von jeher eigen gewesen, sich durch sich selbst zu vollenden; und wer dies nicht anerkannte, setzte sich immer nur der Gefahr aus, das herbei zu ziehen und zu beschleunigen, was er hätte abwenden mögen. So ist es den Oekonomisten und Enzyklopädisten ergangen. Sie waren das Produkt ihrer Zeit in einem so hohen Grade, daß, wenn sie auf einer niedrigern, oder auch auf einer höheren Stufe von Einsicht und Wissenschaft gestanden hätten, man sich, selbst wegen ihrer Benennungen, in der größten Verlegenheit befinden würde. Mit Einem Wort: wenn von den theologischen Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts nicht mit Unrecht bemerkt worden ist, daß

ihre Aussprüche mit den Aussprüchen der Vernunft wenig oder gar nichts gemein haben, so kann dasselbe von den Oekonomisten und Enzyklopädisten ausgesagt werden; nur daß man dabei nicht vergessen darf: daß es nicht eine absolute Vernunft, sondern nur einen höheren Entwickelungsgrad giebt; daß der Zustaud der Wissenschaft mit diesem in unzertrennlicher Verbindung steht; daß alle Fortschritte des menschlichen Geistes von einer genaueren Beobachtung und einer erweiterten Erfahrung abhangen, und daß nichts thörigter und alberner ist, als durch Definitionen und mißverstandenen Aristotelismus die Erscheinungen in der sittlichen Welt beherrschen zu wollen.

Auszug
aus einem dem Athenäum der Heilkunde zu Paris am 1. Juli 1826 erstatteten Bericht.

[Dieser Bericht wurde im Namen einer Kommission erstattet, welche zusammengesetzt war aus den Herren Patissier, Jolly, Roche, Valleman und Buchez. Der letztere war Berichterstatter; der Gegenstand des Berichts aber war ein von dem Herrn Deslandes in der vorhergegangenen Sitzung des Athenäums der Heilkunde gemachter Vorschlag.

Es kann den theoretischen und praktischen Aerzten Deutschlands nicht gleichgültig seyn, zu wissen oder nicht zu wissen, welche Stufe der Entwickelung ihre Wissenschaft in Frankreich erreicht hat. Dies, und dies allein, hat uns zur Mittheilung des nachfolgenden Berichtes bewogen, den, wie wir glauben, übrigens auch andere einsichtsreiche Leser mit Vergnügen vernehmen werden. Er lautet, wie folgt.]

„Meine Herren!"

„Wir sind beauftragt worden, einen Vorschlag zu prüfen, den unser Kollege, der Herr Doktor Deslandes gemacht hat, und der in folgenden Ausdrücken abgefaßt und bestimmt ist."

„Art. I. Das Athenäum der Heilkunde zu Paris wird einen Theil seiner Sitzungen der Erörterung von Fragen

widmen, die sich auf die Heilkunde beziehen; und zwar in der Absicht, die Gränzen der Wissenschaft zu erweitern. Zu diesem Endzweck wird das Athenäum folgende Aufgaben stellen: 1) Welches sind heut zu Tage die Fragen, welche auf eine positive Weise gelöset werden können? 2) Welches sind die Fragen, deren Lösung neue Untersuchungen erheischt? und in dem letzteren Falle, welches ist die Natur der anzustellenden Untersuchungen? . . ."

„Ihre Kommission hat in diesem Vorschlage eine Wichtigkeit wahrgenommen, welche sie ihnen nachzuweisen versuchen wird."

„Man kann behaupten, daß durch diesen Vorschlag den akademischen Gesellschaften eine neue Laufbahn eröffnet wird. Seit langer Zeit sind die gelehrten Gesellschaften nur berufen, die individuellen Arbeiten, welche ihnen vorgelegt werden, zu bewahrheiten. Ihren Glanz erhalten sie von der Größe der Männer, aus welchen sie zusammengesetzt sind, nicht von der Wichtigkeit ihrer eigenen Arbeiten. Mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit eilen alle dem Nichtigkeitspunkte entgegen, auf welchem sich heut zu Tage mehr als eine Akademie befindet. Anstatt Notabilität zu geben, empfangen sie dieselbe durch die Notabilitäten, welche sich außerhalb ihres Umkreises und ganz unabhängig von ihnen bilden. Sobald sich Jemand einen Namen gemacht hat, ist ihnen die freie Wahl genommen; sie müssen sich beeilen, ihn in sich aufzunehmen. Einige unter ihnen werden nur noch als ehrenvolle Rückzugsmittel betrachtet. Woher diese Erscheinung? Daher unstreitig, daß diese Akademien, auf die Rolle des Zuschauens beschränkt, nicht mehr die Gelehrten leiten,

sondern ihr Gesetz annehmen; daher unstreitig, daß sie in ihrem gelehrten Müssiggange nicht mehr Belehrung geben, sondern dergleichen empfangen."

„Bei dem Allen sind diese Gesellschaften im Allgemeinen genommen, aus Männern zusammengesetzt, die unter den Fähigsten gewählt sind; sie haben zahlreiche Korrespondenten, es wird ihnen leicht, sich mit Materialien zu versehen, und die Beobachter aller Länder zu Hülfe zu rufen. Man höre einen Augenblick auf, sie für das zu halten, was sie wirklich sind, nämlich für Vereine von Individuen, welche vereinzelt arbeiten; man schaue sie an, als wirkliche Assoziationen, und man wird in ihnen eine so vollständige und umfängliche Belehrung über alle Gegenstände antreffen, wie kein menschlicher Kopf vereinigen kann. Was bewirkt man gleichwohl mit so großen Mitteln? Man beschränkt sich darauf, zu empfangen, zu prüfen, und die Arbeiten bekannt zu machen, die man dem Urtheil der Leser unterwerfen will. Dabei ist es nicht selten der Fall gewesen, daß die Urtheile einer Akademie durch vereinzelte Individuen kassirt worden sind. Mehr als einmal haben gelehrte Körperschaften das Verdienst der Neuheit Entdeckungen zugesprochen, welche nichts weniger als neu waren. Dies ist das Resultat der Verpflichtung, worein man sich bringt, wenn man im Gefolge des zuerst Angelangten daher schreitet, und keinen anderen Führer hat, als ihn."

„Der Ihnen, meine Herren, von Herrn Deslandes gethane Vorschlag verändert, wenn er angenommen wird, Ihre Stellung. Sie empfangen nicht länger den Antrieb; Sie werden ihn geben. Wahrlich, von dem Augenblick

an, wo eine Assoziation, wie die Ihrige, sich mit der Initiative für die Aufhellung des medizinischen Chaos befaßt, wird sie mit einer Macht wirken, worin kein Einzelner es ihr gleich thun kann. Dadurch aber erwerben Sie in der Meinung den Einfluß, welcher nie verfehlt, Glanz zu verbreiten über nützliche Arbeiten. Sie werden nicht länger der Gefahr ausgesetzt seyn, Ihre Beschlüsse kassirt zu sehen, und Ihre Büllctins werden für etwas mehr gahalten werden, als für ein bloßes Mittel der Oeffentlichkeit."

„Es geschieht aber nicht zum ersten Male, daß ein Blick, der auf die Unzulänglichkeit der von der Vergangenheit herrührenden Erbschaft geworfen wird, die Menschen zu einer Abänderung ihrer Art des Verfahrens bestimmt. Wollen wir aufsteigen bis zu dem großen Bacon, dessen Hauptverdienst darin bestand, daß er die Gelehrten in eine neue Bahn einführte: so müssen wir erstaunen über die vollkommene Analogie seiner Beweggründe mit denen, die uns heut zu Tage bestimmen können. Hier sind seine eigenen Worte: „Wenn man diese Unzahl von Schriftstellern beseitigt, an deren Ueberfluß die Wissenschaften leiden; wenn man ihre Schriften über das befragt, was sie Neues enthalten; wenn man den Inhalt dieser Schriften ernsthafter und strenger untersucht: so entdeckt man allenthalben die Wiederholung derselben Dinge ins Unendliche. Verschieden sind zwar die Worte, die Ordnung, die Beispiele, die Auseinandersetzung; allein der Grund der Dinge, ihr Werth, ihre Nützlichkeit sind erschöpft. Es ist nichts, als Wiederholung, dergestalt, daß dieser Luxus nichts weiter ist, als Armuth; diese

Arbeiten nichts weiter, als Unfruchtbarkeit und lange Weile."

„Welches waren demnach die wissenschaftlichen Gewohnheiten dieser Epoche? Es waren dieselben, die wir noch jetzt haben. Man befand sich nur nicht auf demselben Erdreich. Heut zu Tage bleibt man eingeschlossen in demselben Zirkel von besonderen Erfahrungen und Beobachtungen; ehemals drehete man sich in demselben Zirkel von allgemeinen Ideen und Hypothesen. Die Meinungen des Aristoteles waren Gesetze, welche die Volksleidenschaften, die Interessen der Universitäten, die Vorurtheile der politischen Körper aufrecht erhielten. Man wiederholte also die Alten; man trieb Dialektik; man machte weder Beobachtungen noch Systeme bekannt, aber man gab Kommentare über Aristoteles und Galenus heraus; alle große Kommentatoren gehören dieser Zeit an. Sie wissen, meine Herren, daß die ersten Anatomisten ihren eigenen Zerlegungen nicht Glauben beimessen wollten, wenn diese nicht übereinstimmten mit Galens Aussprüchen; man wollte lieber annehmen, daß die Natur sich für diesen Fall geirrt haben könnte, als zugeben, daß ein alter Schriftsteller in Irrthum gewesen sei. Bacon rief den Zweifel an. Er appellirte an neue Erfahrungen; er bewies, daß in den Thatsachen eine Stufenleiter enthalten sei, durch welche sich die Philosophen zu allgemeinen Prinzipien erheben könnten. Von ihm rührt die neue Richtung her, welche die Wissenschaften bis auf diesen Tag genommen haben: die Richtung der Erfahrung."

„Gewiß, meine Herren, handelt es sich nicht darum, daß wir an die von Bacon aufgestellten Prinzipe von neuem

appelliren. Es fehlt uns weder an Erfahrungen, noch an Beobachtungen; und man kann wohl sagen, daß es heut zu Tage in dieser Gattung denselben Luxus, denselben Ueberschwall giebt, worüber der Kanzler sich beklagte. Jetzt würde es nützlicher seyn, von den erworbenen Thatsachen Vortheil zu ziehen, als neue zu suchen. Nichts desto weniger beweisen die akademischen Gesellschaften, so oft ihnen Einzel-Arbeiten mitgetheilt werden, immer eine und dieselbe Gefälligkeit: sie prüfen, loben und publiziren dieselben Sachen zum hundertsten Male. Zwar ist der aufgefaßte Gegenstand in seiner Totalität nicht erschöpft; zwar bietet er der Erforschung noch immer einige schwierige und dunkle Seiten dar: allein Sie wissen nur allzu gut, daß man in dieser Region nicht zahlreiche Erforschungen findet, daß auf diesem Felde von der Mehrzahl nicht neue Thatsachen gesucht werden. Hier ist nichts als Armuth, während anderwärts noch mehr als Ueberschwall anzutreffen ist. ..."

„Darum nun schlägt Ihre Kommission Ihnen vor, festzusetzen, welches die medizinischen Fragen sind, welche definitiv gelöset werden können, und welches diejenigen sind, deren Lösung neue Untersuchungen fordert."

„Eine Arbeit dieser Art wird uns ohne Zweifel zur genauen Kenntniß des Zustandes der Heilkunde führen: zur Kenntniß der praktischen Medizin. Nun wohl, meine Herren, sollten wir auch genöthigt seyn, unsere Bemühungen hierauf zu beschränken: so würden wir selbst dadurch der Wissenschaft keinen geringen Dienst erwiesen haben. Werfen wir einen Blick auf das, was vor uns geschehen ist, so sehen wir, daß alle große Männer, Hippokrates, Galen, Haller u. s. w. — sie, welche dafür gelten, daß

sie, in verschiedenen Zeitabschnitten, die Häupter der Schulen gewesen sind, d. h. die Leiter der Arbeiten, die auf sie gefolgt sind — daß, sage ich, diese große Männer nichts weiter in ihren unsterblichen Schriften geleistet haben, als daß sie das, was vor ihnen da war, abschätzten und zusammenfaßten. In der That, Werke, welche der genaue und hinreichende Ausdruck vorhergegangener Arbeiten sind, gewähren immer den Vortheil, daß sie, unter der Gestalt allgemeiner Prinzipien, die Resultate der vor ihnen angestellten Untersuchungen über Einzelheiten wiedergeben. So lange diese Resultate nicht auf Prinzipien zurückgeführt sind, ist es ganz unmöglich, daß Männer, welche in den Spezialitäten der Wissenschaft leben, wissen können, was sie zu thun und zu lassen haben: sie bleiben in demselben Kreise von Gegenständen und Gesichtspunkten, ohne daraus hervortreten zu können. Um dies Erdreich zu verlassen, müßten sie eine Kenntniß der gesammten Wissenschaft haben; allein wie könnte wohl ein Einzelner, wie gut organisirt er auch seyn möge, alle Theile der medizinischen Wissenschaften in ihrem unendlichen Detail gleich gut und vollständig inne haben? Wahrlich, wer sich ein solches Verdienst anmaßen wollte, würde entweder von einer seltenen Eitelkeit besessen, oder von einer gränzenlosen Unwissenheit betrübt seyn. Wie kann also jeder alle Zweige der Medizin kennen? Nur nach den Allgemeinheiten, die jedem dieser Zweige eigen sind. Dabei ist nothwendig, daß diese Allgemeinheiten eine strenge Repräsentation der zu Stande gebrachten Erwerbungen in sich schließen. Es ist demnach eine sehr wichtige Arbeit, den gegenwärtigen Zustand einer Wissenschaft in ihrer

Totalität oder in ihren Theilen zu konstatiren; denn darüber findet kein Zweifel Statt, daß dies immer dahin führt, daß mehr oder weniger allgemeine Prinzipe zum Vorschein kommen."

„Uns scheint es, daß man mit Unrecht bald die Analysis bald die Synthesis ausschließend angegriffen hat. Diese beiden Methoden scheinen uns denselben Werth zu haben. Sie sind zu allen Zeiten angewendet worden: nachdem man analysirt hat, muß man verallgemeinern, um seine Entdeckungen zu berichtigen. Die ganze Lebensdauer hindurch thut man nichts Anderes; und was der einzelne Mensch im Laufe seiner intellektuellen Lebens epochenweise verrichtet, dasselbe verrichtet der menschliche Geist, in Masse angeschaut, auf gleiche Weise. Von dem Gebrauch der Analysis geht der einzelne Mensch zu dem der Synthesis über, oder auch umgekehrt. Und so beschäftigt sich das menschliche Geschlecht ebenfalls gewisse Perioden lang einzig und allein mit Analysis, und verallgemeinert hierauf in anderen Perioden. So zog Bacon die Gelehrten heraus aus den alten Verallgemeinerungen, und schleppte sie auf das Erdreich der Erfahrungs-Analysis; denn als er die Gelehrten zur Beobachtung der Natur einlud, schlug er ihnen das Gegentheil von dem vor, was man zu seiner Zeitt hat. Ihre Kommission schlägt Ihnen, für einen minder großen Gegenstand und Zweck, gleichfalls das Gegentheil von dem vor, was heutigen Tages geschieht."

„Zur Zeit jenes großen Mannes waren die Universitäten allmächtig; denn sie waren die Gelehrten-Körper dieser Zeit, vermöge der theologischen Organisation, von welcher uns in der Universität zu Oxford noch ein Exemplar

aufbewahrt ist. Nicht sie waren es, welche die Erfahrungsbahn eröffneten; nicht sie waren es, die diese Bahn zuerst betraten. Sie rangen vielmehr aus allen Kräften mit den ersten Gelehrten, die diese Bahn betraten. Instinktartig fühlten sie, daß, in dieser Frage, es sich für sie um Seyn und Nichtseyn handele; sie konnten sich nicht verhehlen, daß die neuen Erfahrungs-Methoden den Umsturz derjenigen Dogmen, deren Töchter sie waren, zur Folge haben würden. In Wahrheit, sie hatten keine andre Bestimmung, keine andere Organisation, als welche erforderlich war, jene Dogmen zu lehren und aufrecht zu erhalten. Die Ersten also, welche die alte Bahn verließen und die Wahrheit in neuen Erforschungen suchten, wurden mehr oder minder verfolgt. Doch ihre Arbeiten, ihre Ideen blieben; und nicht lange darauf entstanden freie Gesellschaften, wie die der Schüler Galilei's in Toskana *), zu welcher der berühmte Borelli gehörte, und die Kartesianische Akademie zu Paris. Ihr Zweck war, die Wissenschaft in die Erfahrungsbahn zu leiten. Auf diese freien Gesellschaften folgten, über ganz Europa hin, konstituirte Akademien. Die erste war die Akademie der Lincei zu Rom, errichtet für das Studium der Natur. Dann kam die Sozietät der Wissenschaften zu London, welche Anfangs frei, i. J. 1660 von Karl dem Zweiten konstituirt wurde; von ihr behauptet Kurt Sprengel, daß sie ganz vorzüglich die Erfahrungs-Methode in die Heilkunst eingeführt habe. Die fruchtbringende Gesellschaft bildete sich in Deutschland; sie wurde 1677 bestätigt. Endlich gründete auch Colbert i. J.

*) Die Accademia di Cimento.

1665 die Akademie der Wissenschaften zu Paris; diese war eine von den letzten, welche zu Stande gebracht wurden, und von allen war sie diejenige, welche in der Erfahrungsbahn am meisten vorschritt. Sie war beauftragt, Materialien zu sammeln, um auf alle die Fragen zu antworten, welche die Regierung ihr vorlegen würde. Es ist unnöthig, von den übrigen Gesellschaften zu reden; alle, die Berlinische nicht ausgenommen, dachten sich die Einsammlung vieler Materialien, und das Fortschreiten in der Erfahrungs-Methode, als das nothwendige Ziel ihrer Bestrebungen."

„Unstreitig haben diese gelehrten Vereine sich auf eine solche Weise organisirt, daß sie ihrer Bestimmung mit einer nicht genug zu lobenden Thatkraft entsprochen haben; auch sind ihre Bemühungen nicht ohne bedeutenden Erfolg geblieben. Wir besitzen gegenwärtig eine beträchtliche Masse von Erfahrungen und Beobachtungen. Ist man aber nicht über den Zweck hinaus gegangen? Ist nicht die Zeit gekommen, wo man von den angehäuften Materialien Nutzen zu ziehen versuchen muß? Haben diese Untersuchungen nicht bereits gewisse Theile des Gebäudes der Heilkunde aufgeklärt und vollendet? Hierüber, meine Herren, müssen wir uns Gewißheit verschaffen. Ist es möglich, so muß Beweis darüber geführt werden. Dazu aber reicht die Kraft des Einzelnen nicht aus. Mehr wird die vereinigte Kraft Vieler leisten; und indem Sie unsere Reichthümer mustern, werden Sie nothwendig angeben, was noch zu erwerben ist. Allein, indem wir in diese neue Bahn einschreiten, dürfen wir nicht vergessen, daß es jetzt nicht mehr bloße Thatsachen sind, womit wir uns zu befassen haben; sondern auch Ergebnisse. Ihr Ziel wird verändert werden, und Ihre Art zu arbeiten muß eine entsprechende Modifikation erfahren. Dies ist die Tendenz der meisten Verfügungen, welche ihnen vorgelegt werden. In der That, anstatt unbewegte Zuschauer und leidende Richter dessen zu bleiben, was rund um Sie her geschieht, müssen Sie die Rolle verändern. Sie dürfen nicht länger abwarten, welche Ergebnisse Ihnen die Thätigkeit Anderer geben wird. Im Gegentheil, Sie müssen vorschreiten in der Laufbahn, theils als Mitbewerber, theils als Führer."

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Neun und vierzigstes Kapitel.

Ueber den Geist des achtzehnten Jahrhunderts, und über einen achtbaren Repräsentanten dieses Geistes.

Die Zeit ist zwar für uns, d. h. für die Bürger des neunzehnten Jahrhunderts, nicht mehr ein Greis mit langem Barte, bewaffnet mit einer Sichel, ausgestattet mit einer Sanduhr; nichts desto weniger aber dauert dieser Greis für sehr Viele fort, welche unbekümmert geblieben sind um das allgemeine Gesetz, nach welchem sich die gesellschaftlichen Erscheinungen verändern. In ihrer Vorstellung schreitet er nicht bloß vor, sondern er wirkt auch, d. h. er zerstört und schafft. Ihn betrachtet man als den, der die Sitten der Völker verändert und ihre Gesetze verbessert. Gleich jener spanischen Königin, welche immer darauf drang, „daß man der Zeit, Zeit lassen sollte *),"

*) Die berühmte Königin Isabella, deren Dar tiempo al tiempo unvergeßlich geblieben ist.

sagt man noch jetzt allzu oft: „laßt die Zeit nur machen; sie wird alles, was ihr wünschet, herbeiführen, vorausgesetzt, daß diese Veränderungen eintreten sollen." Und dieser Fatalismus, der dem türkischen sehr nahe kommt, herrscht nicht bloß im Gebiet der Dichtkunst, wo dergleichen Metapheren am rechten Orte sind; er herrscht auch im Gebiet der Wissenschaften, wo man nicht selten der Zeit Dinge beimißt, die auf eine ganz andere Rechnung gebracht werden sollten, und wo man sich sogar bisweilen, gleichsam zur Abwechselung, zum Ankläger langer Zeitabschnitte aufwirft, gerade als ob man jemals die Berechtigung erhalten könnte, dem Geiste eines gegebenen Zeitraums einen Vorwurf daraus zu machen, daß er gewesen, was er zu seyn nach dem Entwickelungsgesetz nicht vermeiden konnte.

Ueber das Mißverständniß, das in dieser Hinsicht vorwaltet, ist leicht ins Reine zu kommen.

Man giebt zu, daß der gesellschaftlichen Organisation zu allen Zeiten mehr oder weniger Gewalt geschehen ist. Man giebt ferner zu, daß das Vergesellschaftungs-Prinzip in allen Jahrhunderten Fortschritte gemacht hat, so daß das menschliche Geschlecht gegenwärtig in weit größerer Einheit dasteht, als in früheren Jahrhunderten. Weil man aber nicht weiß, worauf diese Erscheinung beruht, so nimmt man seine Zuflucht zu einer dunklen Kraft, und sagt: „die Zukunft wird das Werk der Vergangenheit fortsetzen." Die bloße Zukunft? Die Zukunft ohne den Beistand der Betriebsamen, der Künstler, der Inhaber und Träger echter Wissenschaft und Einsicht? Gewiß nicht. Die Zeit, als solche, ist ein bloßes Abstrakt des menschlichen Verstandes, und wirkt als Abstrakt durchaus

nichts. Alle Verbesserungen, welche der gesellschaftliche Zustand seit Jahrtausenden erfahren hat, sind das Werk menschlicher Arbeiten und Bemühungen. Fahren also die Menschen nicht fort, diesen Zustand zu verbessern, so kann das Abstrakt Zeit dazu nichts thun. Es ist todt und unwirksam, wie jedes Abstrakt, dem man ein Leben andichtet. Soll die Zeit glückliche Veränderungen in dem Wohlstande eines Volks herbeiführen: so ist die Bedingung, daß das Volk arbeitsamer und betriebsamer werde, und folglich mehr hervorbringe. Sagt man, die Zeit wird die uns umgebende Natur immer mehr von ihren Hüllen und Geheimnissen befreien: so heißt dies nichts weiter, als die Träger richtiger Erkenntniß und Wissenschaft werden immer mehr Entdeckungen machen. Sagt man endlich, die Zeit wird unsere Sitten immer sanfter und gefälliger machen, so sagt man dadurch, der Einfluß, den die Schriftsteller, die Künstler und alle diejenigen, deren Beruf die Veredlung der Gefühle ist, auszuüben, wird eine große Wirkung in den gesellschaftlichen Beziehungen hervorgebracht haben. Mit Einem Worte: es ist reiner Unsinn nützliche Veränderungen nicht von den Menschen, die sie allein bewirken können, sondern von einem Abstrakt, Zeit genannt, das an und für sich nichts bewirken kann, zu erwarten. Dies Resultat ist um so zuverlässiger, da es Völker giebt, deren Einsichten, Sitten und Organisation sich in allen Jahrhunderten gleich geblieben sind. Könnte die Zeit, als solche, Veränderungen des gesellschaftlichen Zustandes bewirken: so würde sie für alle Abtheilungen des menschlichen Geschlechts dasselbe leisten; da dies aber nicht der Fall ist, so muß man sich, sobald es eine Er-

klärung obiger Phänomene gilt, an dem halten, was hinter dem Begriff der Zeit verborgen liegt.

Bilder und Abstrakte ersetzen den richtigen Gedanken, so lange dieser noch nicht vorhanden ist. Hat man sich aber zur Anschauung eines in der menschlichen Organisation enthaltenen Entwickelungsgesetzes erhoben: so läßt man Bilder und Abstrakte auf der Seite, und fragt bloß, was das Entwickelungsgesetz in einer gegebenen Zeit, d. h. nach der gesellschaftlichen Grundlage, auf welcher es wirksam ist, mit sich bringt. Diese Grundlage genau kennen, und zu Schlüssen, welche die Zukunft angehen, berechtigt seyn, ist eins und dasselbe. Wiederum ist ein gediegenes Urtheil über die Erscheinungen der Vergangenheit nicht anders möglich, als auf eben dieser Grundlage; denn ist man in Besitz einer genauen Kenntniß derselben, so wird diese hinreichen, um die Erscheinungen der Vergangenheit nach ihrer inneren Nothwendigkeit zu erkennen, woraus denn, ganz von selbst folgt, daß man nicht in die Versuchung gerathen wird, zu fordern, daß sie noch etwas mehr seyn sollten, als was sie gerade sind.

Seit den letzten zehn Jahren ist kein Jahrhundert mit seinen Erscheinungen noch mehr angeklagt worden, als das achtzehnte. Man hat ihm den Prozeß gemacht, ohne zu fragen, ob die zurückgelegten sieben und zwanzig Jahre des neunzehnten Jahrhunderts einen Standpunkt gewähren, von welchem aus sich sehr viel wahrnehmen und unterscheiden läßt; der bitterste Klagepunkt aber, den man vorgebracht hat, ist, daß das angeklagte Jahrhundert irreligiös gewesen sei. Hieraus hat man alle widerwärtigen Erscheinungen erklären wollen, welche vorzüglich die letzte

Hälfte in sich schließt. Ohne zu fragen, was Religion ist, hat man angenommen, das Wesen derselben werde durch die Form bestimmt. Da uns nicht geläugnet werden konnte, daß die alte Form im Fortschritt der Wissenschaften und Künste sehr viel von ihrem Werth verloren hatte: so hat man keine weitere Rücksicht darauf genommen, daß das angeklagte Jahrhundert nur der besseren Lehre zustrebte, in welcher es eben so ausruhen konnte, wie frühere Jahrhunderte in der ihrigen ausgeruhet hatten, sondern selbst jene Bestrebung zu einem Verbrechen erhoben. Mit Einem Worte: In nichts hat sich der kindische Geist der methaphysischen Philosophie noch vollständiger geoffenbart, als in dem Urtheil über die nächste Vergangenheit; denn er hat gethan, als ob er durch eine unermeßliche Kluft von derselben geschieden wäre, während er im Grunde in ihr lebte und webte.

Um über den Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts auch nur mit erträglicher Genauigkeit und Gründlichkeit zu urtheilen, muß man zurückgehen auf die große Erscheinung des sechzehnten Jahrhunderts, in welcher eine Verbesserung der öffentlichen Lehre bezweckt wurde.

Abgesehen von Allem, was in dem Lehrsystem und in der Organisation des katholischen Kirchenthums standhaft auf eine höhere Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte abzweckte; abgesehen also von Allem, was in diesem Kirchenthum die Reformation vorbereitete, konnten die Reformatoren, als nun endlich Hand ans Werk gelegt werden mußte, nichts Besseres thun, als den Inhalt der christlichen Urkunden gegen das Lehrgebäude richten, das seine Ausbildung einem Zeitraum verdankte, welchem

Wissenschaft und Kunst in einem sehr hohen Grade fremd gewesen waren. In diesem Verfahren lag der Kritizismus eingeschlossen, welcher, nachdem er sich an den kirchlichen Dogmen erschöpft hatte, seine Kraft den gesellschaftlichen Erscheinungen in ihrer Allgemeinheit zuwendete. Von dem Augenblick an, wo man das bekannte „Prüfet alles und das Beste behaltet" zum Fundamental-Grundsatze erhoben hatte, war dem Zweifel, der Analysis, so wie allem, was den Kritizismus vervollständigt, eine Bahn eröffnet, welche nicht eher geschlossen werden konnte, als bis der menschliche Geist dahin gelangt war, in einer neuen Lehre ausruhen zu können, deren Grund-Charakter in der Erweisbarkeit abgeschlossen war. Gedrängt von dem Widerstande, auf welchen sie stießen, mußten die Reformatoren vor allem auf Duldung dringen, und diese, ihren Gegnern gegenüber zu einer Menschenpflicht erheben. Eben so brachte ihre ganze Stellung nichts so sicher mit sich, als eine Appellation an Gewissensfreiheit. Diese letzte stützte sich auf die Beobachtung, daß, da es nicht in der Willkür des Individuums stehe, alles für wahr zu halten, was die öffentliche Autorität für wahr ausgebe, es seiner eigenen Wahl überlassen bleiben müsse, wie es sein Inneres, die Welt seiner Ueberzeugungen, aufbauen wolle. Man unterschied hierbei nicht genau zwischen Glauben und Wissen. Wie hätte man die Gewissensfreiheit zu einem Axiom erheben können, wenn man nicht gerade in einer Periode gelebt und gewirkt hätte, wo es sich nur um sogenannte Glaubenswahrheiten handelte! Alles Wissen bindet das Gewissen, und ist folglich der Gewissensfreiheit schnurstraks entgegen. Das Glauben bringt

dieselbe Wirkung hervor, so lange man darin ein Wissen hat oder vielmehr zu haben glaubt. Gewissensfreiheit paßt also nur für den Zustand, worin das Glauben aufgehört hat, dem Wissen gleich zu seyn, und wo das Werk des Zweifels und der Kritik noch nicht so weit vollendet ist, daß das Wissen die Stelle des Glaubens vertreten könnte. Ueber diese Linie hinaus ist Gewissensfreiheit eine bloße Schimäre, die von keiner Seite vertheidigt werden kann.

Für die katholische Kirche des sechzehnten Jahrhunderts waren Prüfungsrecht, Duldung und Gewissensfreiheit Forderungen, welche sie nicht gewähren konnte, ohne selbst den Stab über sich zu brechen. Je länger sie bestanden hatte, desto mehr war sie verführt, zu glauben, daß sie mit ihren Lehren jedem gesellschaftlichen Zustande, jedem sich an diesen anknüpfenden Entwickelungsgrade gewachsen seyn werde. Ursprünglich bestimmt, die persönliche Sklaverei in Leibeigenschaft zu verwandeln, hatte sie, nachdem diese Verwandlung ihr durch eine Lehre von der höheren Ordnung der Dinge, welcher die Seele des Menschen angehöre, gelungen war, das Bewußtseyn dieser ursprünglichen Bestimmung in einem so hohen Grade verloren, daß sie sich für etwas hielt, das mit gesellschaftlichen Bedürfnissen, so wie diese aus der allmähligen Entwickelung des Geistes hervorgehen, in keinem nothwendigen Zusammenhange stehe. Daher ihr Abscheu vor jeder Reform ihres Wesens; daher ihre Feindschaft gegen diejenigen, welche diese Reform zu erzwingen versuchten. Das sechzehnte Jahrhundert verstrich nicht, ohne daß es zu einem förmlichen Kriege zwischen ihr und den Neuerern

gekommen wäre. In Frankreich wurde dieser Krieg mit der vollen Erbitterung geführt, welche dem gekränkten Hochmuth eigen ist. Hier siegte die alte Lehre über die neue — unstreitig aus keinem anderen Grunde, als weil die letztere allzu wenig unterstützt war von Elementen, die sie allein vertheidigen konnten, d. h. von Bürgern, welche das Bedürfniß fühlten, Müssiggang und Anmaßung vermindert zu sehen. Stolz auf diesen Sieg, wünschte die katholische Kirche, angestachelt von dem Jesuiten-Orden, der sich seit dem Jahre 1540 in ihrem Schoße gebildet hatte, ihn über Deutschland, diesen Heerd des Protestantismus, auszudehnen. Doch hier waren größere Schwierigkeiten zu überwinden, als in Frankreich. Was das Verhältniß der deutschen Reichsfürsten zu dem Kaiser mit sich brachte, wie bedeutend es auch für die Fortschritte der Kirchenverbesserung gewesen seyn mochte, stand weit hinter dem zurück, was Deutschlands gewerbreiche Städte für denselben Zweck geleistet hatten, und noch zu leisten versprachen. Ihnen, vor allen, mußte die Verdrängung einer veralteten Lehre am Herzen liegen, welche dem Müssiggang so viel Vorschub leistete, und eben dadurch das Ergebniß der gesellschaftlichen Arbeit verminderte. Dreißig volle Jahre wurde auf allen Punkten Deutschlands um die Lehre gestritten, bis endlich, unter dem Beistande der auswärtigen Mächte, ein Vertrag zu Stande gebracht wurde, dessen Hauptgrundlage das Versprechen gegenseitiger Duldung war. In diesem Versprechen erhielten Prüfungsrecht und Gewissensfreiheit zuerst ihre Legitimität, und von Stund an konnte der menschliche Geist, so wie er im westlichen Europa wirkte, nur darauf bedacht seyn,

den ihm zu Gebote stehenden Erforschungsmitteln eine umfänglichere Anwendung zu geben, um das Gebiet erweislicher Wahrheiten zu vergrößern. Auf diese Weise nun kehrte sich das Verhältniß der beiden Institutionen, welche sich christliche Kirchen nannten, allmählig um. Je mehr und mehr auf die bloße Vertheidigung beschränkt, wurde die katholische Kirche, sie, welche früher in der Duldsamkeit ein Verbrechen, das sie an sich selbst begehen würde, wahrgenommen hatte, zu einem Gegenstand der Duldung; und indem die protestantische Kirche, beherrscht von der weltlichen Macht, in deren Arme sie sich bei ihrem ersten Ursprunge geworfen hatte, dem Angriff entsagte, gelangte die öffentliche Lehre auf den Punkt, worauf wir sie gegenwärtig erblicken: ein Punkt von Schwäche und Unwirksamkeit, der sich nicht gleich bleiben kann, wenn es erwiesen ist, daß zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung vor allen Dingen eine angemessene öffentliche Lehre erforderlich ist.

Die Suveräne Europa's konnten sich nicht für oder wider die Kirchenverbesserung erklären, ohne dadurch Schicksale für sich selbst herbeizuführen, denen sie bis dahin entgangen waren. Am auffallendsten zeigte sich dies in England, wo die Bemühungen der Könige aus dem Hause Stuart um die Wiederherstellung des Katholizismus, bürgerliche Unruhen zu Wege brachten, die dem zweiten brittischen Könige dieses Geschlechts das Leben, dem vierten den Thron kosteten. Ist es ein Gegenstand der Verwunderung, wenn auf diese Weise die Kirchenverbesserung mit ihren Fundamental-Lehren von Prüfungsrecht und Gewissensfreiheit zu Untersuchungen über die beste Regie-

rungsform führte? Das siebzehnte Jahrhundert brachte in England zwei berühmte Schriftsteller hervor, von welchen der eine das absolute Königthum, der andere das bedingte Königthum, oder vielmehr das, was man die Republik zu nennen pflegt, vertheidigte. An Hobbes und Harrington's noch immer nicht verschollenen Namen knüpfen sich alle konstitutionelle Fragen, welche seit der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aufgeworfen sind: Fragen, durch deren Beantwortung man über die Normal-Beschaffenheit der Regierung einmal für allemal ins Klare kommen möchte, während sich aus der gewissenhaftesten Beantwortung dieser Fragen, sofern sie durch die Erfahrung unterstützt ist, nichts weiter ergiebt, als daß aller Regierungs-Organismus in Zusammenhang steht mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen einer gegebenen Zeit, so wie mit dem Grade von Entwickelung, den die allgemeine Wissenschaft gewonnen hat.

In Frankreich verhinderte die Wendung, welche die ersten Versuche zur Verbesserung der öffentlichen Lehre genommen hatten, so wie Ludwigs des Vierzehnten Herrscher-Talent, das Aufsteigen zu jenen Untersuchungen, welche von Hobbes und Harrington in England angestellt waren. Doch konnte die gallikanische Kirche nicht gegründet werden, ohne daß Untersuchungen anderer Art eintraten, die, wie sehr sie sich auch von jenen auf den ersten Anblick unterscheiden mochten, im Grunde zu demselben Ziele hinführten. Alles, was der Gesellschaft angehört und auf irgend eine Weise ihr Wesen in der Zeit bestimmt, ist nun einmal von solcher Beschaffenheit, daß es nicht verändert werden kann, ohne daß zugleich alles Uebrige, was

damit in Verbindung steht, verändert wird. Nach Ludwigs des Vierzehnten Idee sollte die katholische Kirche zwar ihrer Lehre und ihrer Hierarchie nach fortbestehen; allein mit dieser Eigenthümlichkeit sollte sie den Charakter des Patriotismus verbinden, d. h. den Zwecken Frankreichs, so wie diese durch die absolute Königsgewalt würden bestimmt werden, ausschließend dienen. Diese Bedingung widersprach dem Wesen der katholischen Kirche, welche nur dadurch katholisch ist, daß ihr jeder Patriotismus fremd bleibt; Ludwig der Vierzehnte erschwerte die Erfüllung derselben aber auch dadurch, daß er der französischen Gesellschaft Elemente gab, welche zu einer Entwickelung führten, der die katholische Kirche nicht gewachsen war. Die Bemühungen dieses Monarchen, seinem Reiche Kunstfleiß und Handel einzuimpfen, konnten bei einem so gelehrigen Volke, wie die Franzosen sind, nicht ohne Erfolg bleiben; und sobald es dahin gekommen war, daß die alte Leibeigenschaft aufhörte, den Grund-Charakter der Gesellschaft zu bilden, mußte der Widerspruch, worein die öffentliche Lehre zu den gesellschaftlichen Bedürfnissen in Frankreich gerathen war, immer fühlbarer und handgreiflicher werden: beides um so mehr, weil das alte Kirchenthum mit allen seinen Forderungen an die Erwerbfähigkeit der arbeitenden Klassen fortbestand, ohne diesen durch Wissenschaft und Kunst im Mindesten zu Hülfe zu kommen. Am schärfsten wurde dieser Widerspruch von den sogenannten Oekonomisten empfunden, deren Haupt Quesnai (ein Leibarzt Ludwigs des Funfzehnten) war. Was wollte diese politische Sekte? Nichts mehr und nichts weniger, als einen Widerspruch fortschaffen, von

welchem sie vorher sah, daß er, je länger er vorhielte, desto unerträglicher werden würde. Nichts lag weniger in ihren Absichten, als eine Umwälzung; sie wünschten vielmehr aus allen Kräften, daß es möglich seyn möchte, dergleichen abzuwenden. Gleich den theoretischen Politikern England's suchten sie einen bleibenden Typus gesellschaftlicher Ordnung, den sie nur im Naturrechte finden zu können glaubten. So entstanden ihre physiokratischen Lehren, bei welchen zwar alles darauf abzweckte, der Arbeit ihren verdienten Lohn zu verschaffen, bei welchen aber Zweck und Mittel in Widerspruch treten mußten, weil in den Lehren selbst das Wesen der Gesellschaft aus der Acht gelassen war. Auf eine unvermeidliche Weise wurden die Physiokraten Urheber eines Wahnes, der noch immer fortdauert und nicht eher verschwinden wird, als bis die antologische Ansicht von den gesellschaftlichen Erscheinungen einer haltbareren und besseren Platz gemacht hat. Dies ist der Wahn von einem reinen Ertrage, der nicht von der Arbeit, sondern von rohen Naturkräften herrührt, über welche sich keine Rechenschaft ablegen läßt. Die ganze Gesellschaft zerfiel darüber in sterile und hervorbringende Klassen; und obgleich im Verlauf der Zeit die Meinung der Oekonomisten von der Sterilität der nicht im Ackerbau beschäftigten Klassen allmählig aufgegeben ist: so dauert doch ihr Vorurtheil von einem reinen Ertrage in den Köpfen aller Derer fort, welche nicht begreifen können, daß Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Verrichtungen die einzige Grundlage der Gesellschaft bilden.

Offen und unverkennbar ist freilich das Band, das die Arbeiten der Oekonomisten mit den ersten Angriffen

auf den Katholizismus vereinigt; allein der Erfolg, den jene Arbeiten hatten, tritt erst dann in sein volles Licht, wenn man sich der Fortschritte der allgemeinen Wissenschaft während der beiden letzten Jahrhunderte erinnert. Mitten unter den Zänkereien der Theologen und Feudalisten hatte sich seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts eine Klasse von Gelehrten gebildet, welche, unabhängig von den Leidenschaften der Priester und des Adels, die Kampflustigen aller Partheien weit hinter sich zurück ließ. Nicht mit Unrecht stellt man den Kanzler Bacon an die Spitze dieser Klasse; denn er war es, der dem menschlichen Geiste die erste entscheidende Richtung nach Beobachtung und Erfahrung gab, indem er die Leerheit der Metaphysik auf eine unwiderstehliche Weise nachwies. Bald entwickelte sich in allen Ländern Europa's, Spanien allein ausgenommen, ein neuer Forschungsgeist. Frankreich erhielt seinen Descartes und Gassendi; Italien, außer seinem Macchiavelli, seinen Galileo Galilei; Deutschland seinen Keppler und Leibnitz; England, am Schlusse des 17. Jahrhunderts, seinen Newton. Die Astronomie wurde zuerst zu einer positiven Wissenschaft ausgebildet; und bedurfte es noch mehr, um den Köpfen einen Prototypus für das zu geben, was sich im Gebiet der Wissenschaft als wahr bewähren soll?

Auf diese Weise vollendeten wissenschaftliche Köpfe, fern von allem Partheikampf, den Umsturz, den theologische Vernünftler begonnen hatten, bis der Augenblick eintrat, wo der theologisch-feudale Baum auf Frankreichs Boden entwurzelt, und sein Fall bei den meisten andern Völkern Europa's beschleunigt wurde.

Die Enzyklopädisten der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kann man als die Vermittler der Oekonomisten mit den Philosophen dieses Zeitraums betrachten. Sehr richtig empfanden sie, daß jene mit ihren Lehren nicht von der Stelle rücken würden, so lange die gesellschaftliche Organisation das bliebe, was sie bis dahin gewesen war; und da sie das größte Hinderniß aller Fortschritte in dem Lehrsystem der katholischen Kirche wahrzunehmen glaubten, so richteten sie ihre stärksten Angriffe gegen das Priesterthum. Die Vorwürfe, welche ihnen deßhalb gemacht worden sind, würden gerecht seyn, wenn dabei nicht von jeher übersehen worden wäre: daß sie selbst das Produkt des Aufklärungsgrades ihrer Zeit waren; daß sehr viele ihrer Gehülfen dem Priesterstande angehörten; daß das katholische Kirchenthum durch sich selbst in der stärksten Auflösung begriffen war; daß Prüfungsrecht und Gewissensfreiheit Forderungen in sich schlossen, welche nicht länger bestritten wurden; daß Duldung für eine von den Hauptpflichten jeder aufgeklärten Regierung galt; kurz, daß der Geist der Kritik in Europa vorherrschend geworden war, und rastlos dahin strebte, die Gränzen des Glaubens immer mehr zu verengen. Für eine Enzyklopädie der Wissenschaften im echten Sinne des Worts war in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sehr wenig vorbereitet; es fehlte dazu, vor allen Dingen, an der rechten Methode, um den Ursprung und Fortgang der wissenschaftlichen Erscheinungen in das gehörige Licht zu stellen. Indem man für diesen Zweck keine andere Ordnung aufzufinden verstand, als die alphabetische, welche von allen die allerungeschickteste ist, zerschnitt man den

Baum der Erkenntniß in eben so viele Theile, als es Artikel gab, und zerstörte auf diese Weise mit der allgemeinen Uebersicht alles ruhige Denken und sichere Fortschreiten. Man vermehrte also die Verwirrung der Geister zu eben der Zeit, wo man die Zerstörungswuth erhitzte.

So verhielt es sich mit dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts. Er war also nur eine höhere Entwickelung desjenigen Geistes, der seit dem sechzehnten Jahrhundert wirksam gewesen war. Geblieben war ihm der Charakter der Kritik; aber mit diesem Charakter hatte er sich von den theologischen Lehren zu den gesellschaftlichen Institutionen hingewendet, welche, um Gnade vor ihm zu finden, einem Typus entsprechen sollten, über welchen sich keine Rechenschaft geben ließ, so lange das Wesen der Gesellschaft nicht gründlicher und genauer erforscht war.

Der Mann, den wir in der Ueberschrift dieses Kapitels einen achtbaren Repräsentanten des Geistes des achtzehnten Jahrhunderts genannt haben, ist kein Anderer, als Joseph der Zweite. Geht Jeder, mehr oder weniger, in den Banden seiner Zeit: so ist Keinem ein Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht noch mehr ist, als was der Geist seines Jahrhunderts ihm zu seyn gestattet. Auch haben wir keinen Schatten auf den Charakter jenes merkwürdigen Fürsten dadurch werfen wollen, daß wir ihn zum Repräsentanten des Geistes seiner Zeit gestempelt haben. Tadelnswürdig würde er auch nur dann erscheinen, wenn er es darauf angelegt hätte, nicht seiner Zeit, sondern früheren Jahrhunderten angehören zu wollen; denn dies würde zu lauter Verkehrtheiten geführt haben. Nie war eine Gesinnung edler, nie ein Wohlwollen größer

und allgemeiner, als in Joseph dem Zweiten; und wenn er gleichwohl durch beides nur wenig leistete, so scheint die Ursache davon keine andere gewesen zu seyn, als daß er mit seinem Schöpfungstrieb einem Zeitraume angehörte, wo die alten gesellschaftlichen Einrichtungen in einer solchen Auflösung begriffen waren, welche sich nicht mit Prinzipien für neue vertrug, die sogleich an ihre Stelle hätten treten können. Giebt es Zeiten, in welchen einem schöpferischen Geiste alles günstig ist; so giebt es auch andere Zeiten, in welchen alles widerstrebt. Die letzteren entschieden über Josephs Entwürfe auf eine Weise, daß er nur das Opfer derselben werden konnte.

Sobald von diesem anziehenden Fürsten die Rede ist, muß man sich vor allen Dingen vergegenwärtigen, daß seine Geburt in die Zeiten fällt, wo Friedrich der Zweite, König von Preußen, sich die ersten Ansprüche auf die Achtung und Bewunderung der europäischen Welt erwarb. Ihn auf dem Arme, riß Maria Theresia, seine Mutter, Ungärn's Kriegsschaaren zur Vertheidigung Schlesiens fort. Diese Provinz ging jedoch deßhalb nicht weniger verloren. Als, elf Jahre nach dem Dresdener Frieden, jener merkwürdige Krieg anhob, in welchem die größten Mächte zum Untergange Preußens und seines großen Königs verschworen waren, war Joseph bereits entwickelt genug, um die Größe eines Mannes empfinden zu können, der, im Kampfe mit einem widrigen Geschick, nur mit seiner Pflicht zu Rathe ging, und alles dadurch rettete, daß er keiner persönlichen Gefahr auswich. Das Muster für alle Fürsten dieser Zeit, war — Friedrich der Zweite. Wie hätte er es nicht auch für den jungen Joseph seyn sollen,

der

der täglich von ihm reden hörte und in dessen Gemüth keine politische Feindschaft Wurzeln treiben konnte. Zwei Jahre nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, starb Franz der Erste. Die Kaiserwürde ging auf seinen ältesten Sohn über, der damals etwa vier und zwanzig Jahr alt war. Doch diese Kaiserwürde war mehr ein bloßer Name, als eine Realität. Maria Theresia, welche bei Lebzeiten ihres Gemahls nie aufgehört hatte, die Suveräne in ihren Erbstaaten zu seyn, entledigte sich dieser Bürde auch nicht zu Gunsten eines Sohnes, den sie für zu jung und unerfahren hielt, um das Steuerruder mit sicherer Hand zu führen. Auf diese Weise erhielt Deutschland einen Kaiser, welcher fortfuhr unter der Tutel seiner Mutter zu leben; und indem die Kaiserwürde für Joseph den Zweiten dadurch zu einem leeren Titel herabsank, konnte er sich nur gedrückt, nicht gehoben fühlen. Zwar stellte ihn seine Mutter an die Spitze des Kriegswesens, indem sie ihm zugleich das Großmeisterthum aller Ritteorden übertrug; allein hierin lag zuletzt nur ein Stachel des Ehrgeizes, dessen Anreizungen unterdrückt werden mußten, wenn die Pflicht eines folgsamen Sohnes nicht aus den Augen gesetzt werden sollte.

Jung, von Thatendurst gequält, über das Verhältniß der Idee zur Wirklichkeit wenig belehrt, dabei durch eine tief gefühlte Achtung für seine verdienstvolle Mutter wo nicht gelähmt, doch gehemmt, kam Joseph der Zweite mit sich selbst in eine nicht geringe Verlegenheit. Seine Zusammenkünfte mit Friedrich dem Zweiten in den Jahren 1769 und 1770 hatten nicht den Erfolg, den er sich unstreitig davon versprochen hatte: die erste Theilung Polens

vollzog sich, ohne daß er Gelegenheit fand, persönlich in die Begebenheiten Europa's einzugreifen. Auch der Krieg zwischen den Russen und den Türken, der gleichzeitig geführt wurde, und wegen der Moldau und Wallachei nicht wenig beunruhigend für Oesterreich war, fand in dem Frieden von 1774 seine Endschaft, ohne daß der deutsche Kaiser Gelegenheit erhielt, Proben seines Heldensinnes zu geben. Studien aller Art vergnügten inzwischen seine unfreiwillige Muße. Vor allem beschäftigte er sich mit den Ideen der französischen Physiokraten, unter welchen Herr von Gournay den meisten Einfluß auf seine Ansichten von den Erscheinungen der Gesellschaft gewann. Reisen nach Italien, Frankreich und Holland erweiterten seinen Gesichtskreis, ohne den Drang zum Handeln in ihn zu vermindern. Auf diesen Reisen lernte er den Zustand seiner Erbstaaten mit dem Zustande fremder Länder vergleichen; auf diesen Reisen, und besonders während seines Aufenthalts in Frankreich, reiften in ihm die Ideen großer Veränderungen, welche eintreten sollten, sobald er freie Hand haben würde. Er war aus Frankreich zurückgekehrt, als am Schlusse des Jahres 1777 der Tod des Kurfürsten von Baiern ihn auf den Gedanken brachte, durch Einverleibung dieses Kurfürstenthums in das Machtgebiet Oesterreichs das Geschick Deutschlands aufs Wesentlichste zu verändern. Wie günstig die ganze Lage Europa's während des amerikanischen Freiheitskrieges diesem Gedanken war, ist oben auseinander gesetzt worden. Doch Friedrich der Zweite lebte noch; und obgleich bis zu einem Alter von 66 Jahren vorgeschritten, fühlte dieser ruhmwürdige Monarch doch den Beruf, sich Josephs Absichten zu widersetzen.

weil er davon nichts absah, als Verderben für Deutschland, und, im Widerschlage, für sein eigenes Königreich. Europa genoß das Schauspiel zweier Monarchen, die, ohne alle persönliche Feindschaft, um einen Gedanken stritten, dessen Richtigkeit nur allzu zweifelhaft war. Noch merkwürdiger in diesem Kampfe war, daß, während Friedrich einen ganzen Sommer hindurch Entscheidung suchte, Joseph sich derselben auf alle Weise entzog. Rußlands und Frankreichs Dazwischentritt beendigte diesen Kampf, in welchem die Ueberlegenheit des sechs und sechzigjährigen Greises über den rüstigen Fürsten, der sich zu seinem Gegner aufgeworfen hatte, keinen Augenblick ungewiß blieb. Genöthigt seinen Entwürfen auf Deutschland zu entsagen, trat Joseph gewiß nicht ungekränkt und unerbittert in den alten Wirkungskreis zurück, der ihn auf das Großmeisterthum der Ritterorden, und auf die Leitung des Kriegswesens, in voller Abhängigkeit von dem Willen seiner Mutter, beschränkte. Er war, als dies geschah, 39 Jahr alt, ohne bis dahin, bei allem ihm eigenthümlichen Thatendrang, irgend etwas geschaffen oder zerstört zu haben.

Der Tod seiner Mutter erfolgte endlich den 29. Nov. 1780, zu einer Zeit, wo Joseph so eben von einer Reise zurückgekommen war, welche er, für die Beförderung seiner politischen Zwecke, nach seiner ersten Zusammenkunft mit der russischen Kaiserin am Dnepr, über Moskau nach Petersburg fortgesetzt hatte. Seine Autorität war von jetzt an wenigstens in so fern unbestritten, als sie jede persönliche Abhängigkeit ausschloß; und diese Autorität nach allen Seiten hin anzuwenden, um sein Machtgebiet hervorzuheben und vorwiegend zu machen — dies war die

Aufgabe, die er sich selbst setzte, und die er mit der vollen Kraft eines aufgeklärten Willens durchzuführen gedachte.

Alle seine Vorgänger auf dem Kaiserthron hatten dem Geist der Zeit nicht weiter nachgegeben, als es ihnen unumgänglich nöthig geschienen hatte, um einen Rang unter den europäischen Mächten zu behaupten; und wenn einige von ihnen diesem Geiste sogar entgegengewirkt hatten, so war in der besonderen Beschaffenheit ihres, aus sehr ungleichen Bestandtheilen zusammengesetzten Machtgebiets der Rechtfertigungs- oder wenigstens der Entschuldigungsgrund enthalten gewesen. Maria Theresia hatte sich begnügt, die Gesellschaft, an deren Spitze sie stand, von einzelnen Verunstaltungen zu befreien, welche der Fortschritt in der Zivilisation unerträglich zu machen angefangen hatte. Zu diesen Verunstaltungen gehörten, vor allen, Tortur, Hexenprozesse und Inquisition. Außerdem hatte sich diese achtbare Kaiserin zur Aufhebung des Jesuiten-Ordens entschlossen, die Frohndienste ermäßigt, Normal-Schulen und andere Erziehungsanstalten angelegt, um dem Volksgeiste eine festere Grundlage zu geben. Zu diesen Schöpfungen hatte unstreitig nichts so sehr eingeladen, wie das Beispiel Preußens. Es mußte der ganzen Welt auffallen, daß ein so kleiner Staat so viel innere Stärke vereinigen konnte. Was davon auf Friedrichs Persönlichkeit abgerechnet werden mußte, getraute sich die Selbstliebe nicht zu bekennen; und wenn es sich bloß um abweichende Einrichtungen handelte, so war es der Mühe werth, von diesen so viel als immer möglich anzunehmen. In diesem Geiste hatte Maria Theresia gehandelt, ohne dem Alten und Verjährten irgend eine Gewalt anzuthun. Joseph der Zweite fühlte

den Beruf, viel weiter zu gehen, als seine Mutter. Als Mit-Regent derselben seit funfzehn Jahren, hatte er nicht bloß den Gang der Geschäftsverwaltung, sondern auch die Gebrechen derselben genau kennen gelernt; denn wer sich über die letzteren zu beklagen hatte, war durch Instinkt zu ihm hingeführt worden. Nicht mit Unrecht aber hatte er zu sich selbst das Vertrauen, daß es ihm gelingen werde, viele Mißbräuche abzuschaffen und große Wohlthaten zu verbreiten. Einfach in seinen Sitten, haßte er alle Pracht, allen unnöthigen Aufwand, nur darauf bedacht, das öffentliche Einkommen so zu verwenden, daß der Staatszweck dadurch erreicht würde. Seine staatswirthschaftlichen Ansichten waren freilich nur die der Physiokraten; doch auch diese reichten aus, um ihn zu der Anschauung zu verhelfen, daß die arbeitenden und erwerbenden Klassen der Gesellschaft, wenn sie auch nicht die einzigen achtungswürdigen seyn sollten, eine besondere Berücksichtigung verdienen, vorzüglich wenn es darauf ankommt, sie vor dem Druck der bevorrechteten Klassen zu bewahren. Diese, wie geneigt sie auch seyn mochten, ihren ausschließenden Beschützer in ihm zu sehen, waren erstaunt, das Gegentheil davon wahrzunehmen. In der That, ein Suverän, für welchen die Arbeit Bedürfniß war, konnte es nicht mit Müssiggängern halten, die sich ex providentia majorum nur zum Genuß berufen glaubten; und da eben dieser Suverän keinen Liebling hatte, Männer von Verdienst und Talent, welchem Stande sie auch angehören mochten, sich selbst gleich setzte, und nie Bedenken trug, seine Meinung aufzuopfern, sobald eine bessere, der Wahrheit mehr verwandte sich ihr gegenüber stellte: so war nichts natürlicher,

als daß er eine große Gewalt übte. Es kam hinzu, daß Joseph der Zweite, durch sein Beispiel, zu einer Uneigennützigkeit aufforderte, die der größte Theil seiner Unterthanen nur bewundern konnte. Denn nicht genug, daß er vom Morgen bis in die Nacht, in seinem Kabinet mit denen arbeitete, die er zu seinen Gehülfen oder Werkzeugen erkoren hatte, gab er einen auffallenden Beweis hochherziger Gesinnung dadurch, daß er, gleich beim Antritt seiner Regierung, zwei und zwanzig Millionen Staatspapiere, die er von seinem haushälterischen Vater ererbt hatte, verbrennen ließ, um dem Staate dadurch Erleichterung zu verschaffen.

Voll von dem Ideal einer vollkommnen, auf dem Grundsatz der Gerechtigkeit gebauten Verwaltung, legte er es auf nichts Geringeres an, als den so sehr verschiedenen Theilen seines Machtgebiets diejenige Einheit zu geben, der sich ihre Eigenthümlichkeiten wie von selbst unterordnen sollte: eine und dieselbe Verfassung, ein und dasselbe Gesetz, sollte von Belgien bis nach Siebenbürgen wirksam seyn. Was hierbei gänzlich aus der Acht gelassen wurde, war auf der einen Seite der große Umfang dieses Machtgebiets, auf der andern die Verschiedenheit der Zivilisations-Grade in den einzelnen Theilen derselben. Die Unfruchtbarkeit einer metaphysischen Idee, wie die der Gerechtigkeit ist, mußte sich auch in diesem Falle beweisen; und wenn Joseph der Zweite, wie es im Stillen vielleicht nur allzu oft geschah, an das Beispiel Friedrichs des Einzigen appellirte: so beging er dabei den doppelten Fehler, einmal, daß er den Unterschied der Machtgebiete, ihrer Größe nach, verkannte, zweitens, daß er das Verfahren des großen

Königs nicht gehörig auffaßte. Abgeschlossen war dies Verfahren darin, daß Friedrich der Zweite, um den gesellschaftlichen Zustand in seinem Königreiche zu verbessern, sich bei weitem mehr der indirekten, als der direkten Mittel bediente, d. h. daß er es für seinen erhabenen Zweck bei weitem mehr darauf anlegte, die Summe der Zivilisations-Elemente zu vermehren, als durch eiserne Gesetzes-Formen eine starre Regelmäßigkeit zu erzwingen. Joseph der Zweite hielt es nur mit den letzteren, nicht ahnend, daß er durch seinen Despotismus seinen Absichten entgegen handelte.

Joseph glaubte Großes dadurch zu leisten, daß er Gewissensfreiheit für alle seine Staaten proklamirte; doch wenig fehlte daran, daß das, was er sich als unbedingte Wohlthat gedacht hatte, zu einem Fluch umgestaltet wurde. Ihren Grund fand seine Maßregel in der Beobachtung, daß in allen denjenigen Ländern, in denen die Gewalt der Geistlichkeit (dies Wort in seinem hergebrachten Sinne genommen) gebrochen ist, in denen also der Müssiggang in angehäuften Religions-Uebungen und Festen weniger Vorwand findet, ein größeres Produkt der Arbeit gewonnen wird. Allein es ward bei ihrer Anwendung zweierlei aus der Acht gelassen: einmal, daß sie nicht vorbereitet war in einem Reiche, dessen Bürger bis auf Josephs des Zweiten Regierung genöthigt worden waren, einen beinahe ausschließenden Werth auf den Katholizismus zu legen, und dessen Suverän fortfuhr, diesem Kirchenthum anzugehören; zweitens, daß jedes absolute Duldungs-System eigentlich eine Proskription für die allgemeine Lehre in sich schließt, wodurch das Intellektuelle und Sittliche der Ge-

sellschaft geleitet werden soll, und folglich in sich selbst nichts weiter ist, als ein Schild, unter dessen Schutz die weltliche Macht in das Domain der geistlichen Gewalt eindringt, um sich desselben zu bemächtigen. Entschuldigt war die Maßregel des kaiserlichen Gesetzgebers freilich dadurch, daß die herrschende Lehre längst aufgehört hatte, eine versittlichende Kraft zu haben. Dem gemäß verordnete er: 1) Jeder sollte seine religiöse Ueberzeugung öffentlich und frei bekennen dürfen, ohne deßhalb in seinen bürgerlichen Ansprüchen oder Rechten den mindesten Abbruch zu leiden; 2) wo eine gewisse Anzahl von Glaubensgenossen, die von der herrschenden Kirche abwichen, an einem Orte versammelt wären, da sollte ihnen Privat-Gottesdienst ohne alle Hinderung gestattet seyn. Groß war die Wirkung dieser Erklärung in einem Reiche, wo, seit dem sechzehnten Jahrhunderte, nur allzu Viele aus Achtung für die weltliche Obrigkeit sich zu der herrschenden Lehre bekannten, ohne dieser im Mindesten ergeben zu seyn; allein gerade hierin lag auch die Störung, welche die gesellschaftliche Ordnung erfuhr. Indem die heimlichen Bekenner abweichender Lehren in Menge hervortraten, um die ihnen zugestandenen Rechte zu genießen, hielt die katholische Geistlichkeit sie aus allen Kräften zurück. Sie stellte vor, daß die Abtrünnigen nur durch Neuerungssucht getrieben würden, ohne für ihr Verfahren irgend eine Regel zu kennen; und Joseph der Zweite war schwach genug auf einen solchen Beweggrund einzugehen, und vorzuschreiben: „daß jeder bisher für katholisch gehaltene Unterthan, welcher eine andere Ueberzeugung zu haben behaupte, sich während eines vorgeschriebenen kurzen Termins melden,

nach dessen Ablauf aber nicht weiter gehört werden, und Katholik bleiben sollte." Noch mehr, er verordnete zugleich, „daß jeder, der sich für einen Akatholischen ausgeben würde, zuvörderst von der katholischen Geistlichkeit unterrichtet, und nur dann, wenn er auf seinem abweichenden Bekenntniß beharre, die Erlaubniß haben sollte, sich an eine andere Religions-Parthei anzuschließen." So hob Joseph seinen für groß geachteten Gedanken durch Spezial-Verordnungen wieder auf; und alles gehörig überlegt blieb ihm nichts anderes übrig, weil das Bedürfniß einer öffentlichen Lehre fortdauerte, dies Bedürfniß aber auf keine Weise dadurch befriedigt werden konnte, daß der Kaiser sich gleichgültig stellte gegen die Art und Weise der Befriedigung *). Unbedingte Duldsamkeit, wie Joseph

*) Es zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, wie schnell vorübergehend ein Liberalismus ist, der die Wirklichkeit nach sich gestalten möchte. Es wurde nämlich die Entdeckung gemacht, daß es unter den böhmischen Bauern reine Deisten gab, welche, unabhängig von jeder schriftlichen Offenbarung, die Gottheit nach dem Lichte ihrer Vernunft verehrt hatten. Sie nannten sich Abrahamiten, und erzählten, daß ihre Vorfahren, während früherer Verfolgungen ihrer Bibeln und Erbauungsbücher beraubt, zu dem Entschlusse gelangt wären, das höchste Wesen nach einer Weise zu verehren, welche alle schriftliche Urkunden entbehrlich mache. Was geschah? Alle Bekenner positiver, d. h. auf Urkunden gegründeter Religionen vereinigten sich dahin, daß diese Abrahamiten von einer christlichen Regierung nicht geduldet werden dürften; und was auch Josephs des Zweiten Meinung über diesen Punkt seyn mochte, so ließ er sich doch von dem öffentlichen Urtheile fortreißen. Diese armen Deisten wurden sogar streng behandelt; denn, weigerten sie sich, innerhalb eines vorgeschriebenen Termins zu einem andern (katholischen oder reformirten) Kirchenthum überzutreten, so wurden sie ihres Vermögens beraubt, und nach der äußersten türkischen Gränze geführt, von ihren Kindern getrennt u. s. w.

der Zweite sie zu üben gedachte, schließt einen fehlerhaften Gedanken in sich, der immer nur da entstehen kann, wo die öffentliche Lehre kraftlos geworden ist, und durch eine neue ersetzt seyn will, die den sittlichen und intellecktuellen Bedürfnissen der Gesellschaft besser entspricht. Ist diese neue Lehre vorhanden und wirksam, so hört die Duldsamkeit auf, eine Tugend, ein Verdienst zu seyn.

Einem Fürsten, der auf nichts Geringeres ausging, als die Politik seiner Vorfahren zu verbessern, der folglich nachholen wollte, was diese in einer fehlerhaften Anschauung der Erscheinungen ihrer Zeit vernachlässigt hatten — einem solchen Fürsten konnte das Daseyn und der Fortbestand einer zahlreichen Ordensgeistlichkeit durchaus nicht gleichgültig seyn. Betrachtet aus dem staatswirthschaftlichen Gesichtspunkte, bot diese zahlreiche Ordensgeistlichkeit nichts Anderes dar, als einen Verein von unproduktiven Verzehrern, welche der Arbeit ihren Werth raubten, und eben dadurch, so viel an ihnen war, die Armuth erzwangen. Eben diese Ordensgeistlichkeit wirkte aber noch von einer anderen Seite höchst nachtheilig auf die Gesellschaft zurück; denn im Verlaufe der Zeit waren aus den ursprünglichen Zufluchtsörtern für das würdige Alter, aus den Sammelpunkten für Kunst und Wissenschaft, Wohnsitze des Müssigganges, der Unwissenheit und groben Sinnlichkeit geworden; sogar Punkte, von welchen aus Aberglaube, Thorheiten und Laster unterhalten wurden. Solchen Einrichtungen hold zu seyn oder hold zu werden, hätte Joseph vor allen Dingen mit sich selbst in Widerspruch treten müssen. Alles Ernstes auf ihre Abschaffung bedacht, war er nur um das wirksamste Mittel derselben verlegen.

Tieferes Nachdenken führte dies Mittel herbei. Den 24. März 1781 erließ er eine Verordnung, durch welche er allen Ordensgeistlichen beiderlei Geschlechts, alle und jede Verbindung mit Oberen außerhalb Landes, alle Annahme irgend einiger von denselben erlassenen Vorschriften, alle Beiwohnung fremder Ordens-Kapitel, so wie alle und jede Geldversendung schlechterdings untersagte, und sämmtliche Klöster in allen religiösen Verhältnissen der alleinigen Aufsicht der Erzbischöfe und Bischöfe, in deren Sprengeln sie sich befinden würden, in weltlichen Dingen aber den oberen Landesbehörden übergab.

Durchschnitten war auf diese Weise der Zusammenhang, in welchem das katholische Kirchenthum mit sich selbst stand; doch wiederum nur versuchsweise, nur so weit als ein gebietender Wille reicht, der die Wirklichkeit reformiren will. In der Anordnung Josephs des Zweiten war nichts enthalten, was nicht zum Vortheil der Gesellschaft, was nicht sogar der in früheren Jahrhunderten hergebrachten Disciplin und den Aussprüchen älterer Konzilien gemäß gewesen wäre; nur nicht denen des tridentinischen Konziliums, welches die Exemtionen der Ordensgeistlichkeit bestätigt hatte, um diese Hauptstütze der päpstlichen Autorität zu retten. Nichts desto weniger stieß der Wille des Kaisers auf heftigen Widerspruch; sogar bei Bischöfen, welche sich weigerten, die ihnen nach den Grundsätzen des älteren Kirchenrechts zustehenden Vorrechte in Ausübung zu bringen, bloß weil sie die Mißbilligung des Papstes fürchteten. Die stärksten Widersacher Josephs des Zweiten waren der Erzbischof von Wien, Graf Migazzi, und der Fürst-Primas von Ungarn, Graf Bathiani. Stand-

haft behaupteten beide, die Ordensgeistlichkeit stehe allein und ausschließend unter ihren Oberen, und durch diese unter dem Papst, in dessen Rechte einzugreifen Frevel sei. Mönche und Nonnen beriefen sich ihrerseits auf ihre Gelübde, von welchen kein Bischof, noch weniger aber irgend eine weltliche Macht sie dispensiren könne. Alle ohne Ausnahme vereinigten sich dahin, daß es für die Religion nur Eine Form gebe, welche Achtung verdiene; und indem sie diese Form ausschließend im Katholizismus fanden, setzten sie den Absichten des Kaisers einen Eigensinn entgegen, der durchaus nicht zu besiegen war. Der Kaiser hatte das allgemeine Wohl der Gesellschaft im Auge, dem das Kirchenthum sich unterordnen sollte; die Ordens- und Weltgeistlichkeit hingegen hatte nur ihr privatives Heil im Auge, in welches die ganze gesellschaftliche Wohlfahrt aufging. So konnten beide freilich nicht zusammentreffen; und war es ein Wunder, wenn die Generale aller Orden in Rom darauf drangen, daß der Papst den Anmaßungen eines Monarchen, der die höchste Autorität der Kirche zu beeinträchtigen strebe, eine Gränze setzen solle?

Gereizt durch so viel Widerspruch, ging Joseph noch einen Schritt weiter. Die österreichischen Länder enthielten um diese Zeit 1465 Manns- und 604 Frauen-Klöster, deren Gesammtbevölkerung sich auf 63,000 Seelen belief. Ein förmliches Heer, mit welchem kein Gedeihen möglich war! Zugleich ein Heer, das einer fremden Autorität diente und seinen eigenthümlichen Gesetzen lebte! Um nun die unverhältnißmäßige Zahl der Ordensgeistlichkeit zu vermindern, verbot Joseph die Aufnahme neuer Glieder bis zu einem gewissen, Anfangs zwar auf zwölf Jahre, später

aber unbestimmt bis zu neuer Erlaubniß festgestellten Zeitraum. Dabei sollte Niemand vor erreichtem reiferen Alter aufgenommen werden. Auch hierbei blieb es nicht. Waren in einer Gegend sehr viele Klöster desselben Ordens, so hob er mehrere derselben auf, und vertheilte ihre Bewohner auf die übrigen. Selbst dies war nur Vorspiel; denn am 7. Dezember des Jahres 1781 erließ er eine Verordnung, nach welcher alle und jede Orden beiderlei Geschlechts, die nicht irgend eine der Kirche und Gesellschaft nützliche Bestimmung hätten, sondern ein bloß müssiges und beschauliches Leben führten, in den österreichischen Staaten nicht länger geduldet werden sollten. Dem Worte folgte die That. Eingezogen wurde das Vermögen dieser Klöster, und den einzelnen Mönchen und Nonnen angedeutet, daß sie sich außerhalb Landes in andere Klöster ihres Ordens begeben, oder sich von ihren Gelübden dispensiren lassen und entweder zu einem anderen geistlichen Orden, oder auch zu weltlichen Verrichtungen übergehen könnten. Einstweilen wurden den Mitgliedern dieser aufgelöseten Orden Pensionen angewiesen; und indem Joseph hierin zwar mit Strenge, zugleich aber auch mit Menschlichkeit verfuhr, waren keine Vorstellungen stark genug, ihn zur Zurücknahme seiner Verordnungen zu bewegen. Seine Verläumder waren einfältig genug, sein Verfahren dadurch herabwürdigen zu wollen, daß sie es eine Finanz-Spekulation nannten. Von unmittelbaren Vortheilen für die Staatskassen konnte nicht die Rede seyn, so lange Pensionen gezahlt werden mußten; wenn aber die allgemeine Thätigkeit, durch diese Aufhebung der Klöster angeregt, im Verlaufe der Zeit ein größeres Resultat

für den National-Reichthum gab — worin lag alsdann das Tadelswerthe einer Finanz-Spekulation? O, der angeklagte Kaiser dachte viel zu edel, um durch sein Verfahren noch etwas Anderes zu bezwecken, als die allgemeine Wohlfahrt! Wer weiß nicht, daß er eine Menge neuer Pfarren und Schulen stiftete? daß er Seminarien errichtete, um brauchbare Pfarrer und Schullehrer zu erziehen? daß er Armen- und Krankenhäuser anlegte? Wenn aber der große Aufwand, der zur Erreichung so edler Zwecke gemacht werden mußte, vorzüglich durch das Vermögen der aufgehobenen Klöster bestritten wurde — worin lag das Verdammliche? That der großmüthige Monarch wohl etwas mehr, als daß er das, was in seiner bisherigen Form unbrauchbar und abständig, zum Theil sogar schädlich und verderblich geworden war, in eine solche Form umgoß, worin es von neuem nützlich werden konnte? Die Wahrheit übt eine besondere Kraft. In welchen Wendungen sich auch die Verläumdungen erbitterter Priester offenbaren mochten: dennoch hat keiner von ihnen jemals zu behaupten gewagt, Joseph der Zweite habe das eingezogene Klostervermögen zur Befriedigung seiner Privat-Leidenschaften verwendet, oder es an Günstlinge vergeudet. Mehr bedurfte es selbst dann nicht, wenn es unbekannt wäre, daß dieser Monarch das öffentliche Einkommen mit der höchsten Gewissenhaftigkeit verwendete und in der Einfachheit seiner Lebensweise jenen Julian erreichte, von welchem er sich bloß dadurch unterschied, daß er vorwärts wollte, während jener es für möglich hielt, in die Vergangenheit zurückzugehen.

Doch die Welt ist eine Welt der Verhältnisse, nicht

eine Welt der Ideen; und die letzteren können sich nur dann wirksam beweisen, wenn alles für sie vorbereitet ist, und es nur darauf ankommt, großen Verlegenheiten zu entrinnen. Die Macht des Kirchenthums, das Joseph so stark erschütterte, war am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts noch viel zu stark, um den Schlägen eines erblichen Fürsten zu erliegen, der, wie ernstlich er es auch meinen mochte, durch Stand und Beruf zur Schonung und Mässigung verpflichtet war. Der Zusammenhang, worin die katholische Kirche mit sich selbst stand, ließ sich durch ihn nur erschüttern, nicht aufheben; ein sehr bedeutender Theil der europäischen Welt stand für ihn ein, um ihn aufrecht zu erhalten, und das Ansehn des Oberhaupts der Kirche noch einmal zu retten.

Oberhaupt der Kirche war in dieser Zeit Pius der Sechste, und dieser Papst empfand nur allzu tief, daß die Zeiten vorüber waren, wo ein Bannstrahl, von der Hand des kirchlichen Universal-Monarchen geschleudert, allgemeines Schrecken verbreitete. Sein Vorgänger, Klemens der Vierzehnte, hatte sich zur Aufhebung des Jesuiten-Ordens entschließen müssen, weil diese von den christ-katholischen Mächten mit unwiderstehlicher Allgemeinheit war gefordert worden; und eben dieser Vorgänger hatte sich im Stillen darüber gewundert, daß man den Kirchenstaat hatte bestehen lassen wollen. Was man vor mehr als vierzig Jahren sehr wenig begriff, war das Verhältniß der allgemeinen Wissenschaft zu den öffentlichen Lehren; der Geist früherer Jahrhunderte war verdrängt durch die Entwickelung, welche die physischen Wissenschaften der europäischen Gesellschaft gegeben hatten, aber diese Ursache war noch

nicht zur Anschauung gebracht, und deßhalb war man in Rom geneigt, zu glauben, das Werk vorschreitender Aufklärung könne durch Klugheitsmaßregeln geleitet werden. Pius der Sechste verdankte seine Wahl zum Oberhaupte der Kirche dem Umstande, daß jede der wählenden Partheien ihm ihre Grundsätze zutraute. Ausgerüstet mit mancherlei Kenntnissen, hatte er, als Kardinal Braschi, sich in den ihm anvertrauten Geschäften durch Thätigkeit und Ordnungsliebe ausgezeichnet; sein größtes Verdienst aber bestand unstreitig darin, daß ihm der hohe Sinn fehlte, vermöge dessen man noch mehr zu gelten wünscht, als man möglicherweise gelten kann. Durch nichts war dieser hohe Sinn in Pius dem Sechsten erfolgreicher erstickt, als durch seine Eitelkeit. Die Frauen priesen den schönen Papst in ihm; und dies berauschte ihn so, daß er den größten Theil seiner Zeit darauf verwendete, seine körperlichen Vorzüge durch die Kunst zu erhöhen. Den wichtigsten seiner Verrichtungen ging immer eine Probe vorher; und ehe er öffentlich auftrat, war seine Rolle, gleich der eines Schauspielers, gewissenhaft einstudirt.

Ein solcher Papst war schlecht dazu gemacht, Monarchen zu gebieten; am wenigsten solchen Monarchen, welche, wie Joseph der Zweite, ein Ideal verfolgten, bei dessen Verwirklichung die Kirche als ein Hinderniß erschien. Gern hätte Pius jeden Zusammenstoß mit dem deutschen Kaiser vermieden; da dieser jedoch in seinen kirchlichen Reformen allzu entschlossen zu Werke ging, und dabei des Papstes gar nicht achtete: so blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, ob er zur Einstellung seiner Neuerungen zu bewegen sei. Dies geschah zunächst durch die Vorstellun-

stellungen, welche der päpstliche Nuntius dem Kaiser zu machen beauftragt wurde. Als diese nichts fruchteten, wendete sich der Papst durch eigene Schreiben an den Kaiser. In diesen erbot er sich, alle in kirchlichen Dingen wirklich vorhandenen Mißbräuche gemeinschaftlich mit dem Monarchen zu reformiren. Doch wie hätte Joseph der Zweite, dem das ganze Kirchenthum in dem Lichte eines Mißbrauchs erschien, auf diesen Antrag eingehen können? In seinem Antwortsschreiben behauptete Fürst Kaunitz, „sein Kaiser thue nichts, was nicht in seinen landesherrlichen Rechten gegründet wäre; das Geistliche, das also, worauf die Befugnisse des Papstes gerichtet wären, bleibe unberührt.“ Man sieht, daß der Minister eine Ausflucht gebrauchte, die das Oberhaupt der Kirche, für welches das Geistliche nur durch das Weltliche in die Erscheinung tritt, nicht gestatten durfte. Pius der Sechste setzte also seine Unterhandlungen fort; doch mit so geringem Erfolge, daß dem Nuntius erklärt wurde, der Kaiser sei entschlossen, keine weitere Vorstellungen anzunehmen. Joseph der Zweite selbst erklärte sich in einem an den Papst gerichteten Schreiben dahin; „daß er, mit aller Ehrfurcht für das Oberhaupt der Kirche, sich an seiner Pflicht zu vergehen glauben würde, wenn er demselben eine Gewalt in Dingen einräumen wollte, deren Anordnung nur dem Regenten zustehe.“ So viel Entschlossenheit brachte eine neue Verlegenheit zu Wege. Kardinal Pallavicini, geachtet wegen seiner Geschäftserfahrung und seltenen Staatsklugheit, war der Meinung, daß der Papst, zur Rettung seines Ansehns mehreren Einrichtungen des Kaisers seine Genehmigung nicht versagen sollte. In demselben Tone sprach

der Kardinal Bernis, nicht ohne den Papst zurück zu erinnern an den Ausspruch Benedikts des Vierzehnten, welcher gesagt hatte: „er freue sich, wenn die weltlichen Fürsten ihn um etwas bäten, was er ihnen vorzuenthalten nicht die Kraft habe."

Anders urtheilten die Eiferer. Ihrem Rathe zufolge sollte der Papst die Neuerungen des Kaisers schlechtweg verdammen. Zwar werde sich Joseph der Zweite dadurch nicht zu einer Zurücknahme bewegen lassen; allein, erschüttert durch den festen Willen des Papstes, werde er zum wenigsten stille stehen: ein nicht geringer Gewinn! Was auch erfolgen möge: die Achtung der Welt lasse sich nur dadurch retten, daß der Papst den hohen Pflichten seines Berufes ein Genüge leiste. Im Uebrigen gingen Rechte und Vorrechte immer nur dadurch verloren, daß man sich nachgiebig beweise. Jener ausdrückliche Vorbehalt, der den römischen Stuhl aus so vielen Krisen gerettet habe, werde ihn auch noch ferner retten; denn auf ungünstige Zeiten folgten günstige, die sich zur Wiederherstellung des verminderten Ansehns benutzen ließen. Durch die Aufhebung des Jesuiten-Ordens sei den Neuerern nur allzu viel Vorschub geleistet worden. In dem Verfahren des Kaisers offenbarten sich die Folgen dieser Aufhebung. Es sei alles verloren, wenn man den Feind der Kirche nicht in Verlegenheit zu setzen verstehe; die Sache selbst aber sei leicht, da sich voraussetzen lasse, daß eine nicht geringe Zahl von Erzbischöfen, Bischöfen und Pfarrern in den Rechten des Papstes ihre eigenen Rechte vertheidigen werde.

Inmitten dieser entgegengesetzten Partheien, von welchen

jede den Geist des Jahrhunderts gleich sehr verkannte, schwankte Pius der Sechste eine Zeit lang hin und her, bis er einen Entschluß faßte, der die ganze europäische Welt in Erstaunen zu setzen geeignet war. Seiner Beredsamkeit und seinen persönlichen Vorzügen vertrauend, wollte er sich nach Wien begeben, um den Kaiser für die Sache der katholischen Kirche zu bekehren. Wie viel Antheil die Eitelkeit an diesem Entschlusse hatte, kann Dem nicht zweifelhaft seyn, der das Entwickelungsgesetz, wodurch der Protestantismus ins Leben getreten war, zur Anschauung gebracht hat. Pius der Sechste träumte nur von den Triumphen und Huldigungen, welche ihm theils auf der Reise nach Oesterreich, theils während seines Aufenthalts zu Wien zu Theil werden würden. Wie sehr also auch die Einsichtsvolleren unter den Römern den Entschluß des heiligen Vaters mißbilligen mochten: dieser ließ sich davon nicht abbringen, obgleich der Kardinal Bernis ihn bat, einen so wichtigen, seine Würde so stark verletzenden Schritt nicht eher zu thun, als bis er das Urtheil des französischen und des spanischen Hofes darüber vernommen hätte. Pius selbst meldete dem Kaiser: „daß weder sein Alter, noch seine schwächliche Gesundheit ihn abhalten sollten, diese weite und beschwerliche Reise zu unternehmen, um sich freundschaftlich mit ihm über die vorhandenen Irrungen zu besprechen, und, wie er nicht zweifele, den Kaiser zu besseren Gesinnungen zu bewegen."

Joseph der Zweite und seine Minister waren durch den Entschluß des Papstes in eine nicht geringe Verwunderung gesetzt. In der Hauptstadt Oesterreichs fehlte es nicht an Staatsmännern, welche es bedenklich fanden, den

beabsichtigten Besuch des Papstes anzunehmen. „Der Zweck des heiligen Vaters, meinten diese, sei kein anderer, als den Kaiser zur Zurücknahme seiner Gesetze und Einrichtungen zu bewegen. Zwar werde dies seiner Beredsamkeit nicht gelingen; allein wer stehe dafür ein, daß der Papst durch seine Anwesenheit jene Gesetze und Einrichtungen nicht in dem Urtheile der Menge verdächtig und gehässig mache? Träte der Papst zu Wien mit dem vollen Glanze seiner Würde auf — woran man ihn nicht wohl verhindern könne — so werde es ihm nicht schwer fallen, die große Menge zu fanatisiren: eine Bewegung, welche die Geistlichkeit unfehlbar benutzen werde zur Wiedereroberung ihres alten Domäns. Erfolgten alsdann Rückschritte, so könnte leicht das ganze große Werk der Aufklärung, das bisher so glücklich vorgeschritten wäre, über den Haufen geworfen werden.“ Minder ängstlich dachten über diesen Punkt, Joseph und der Fürst Kaunitz. Jener fand sogar einen Triumph darin, daß ein Papst, dessen Vorgänger die deutschen Kaiser so oft herabgewürdigt hatten, jetzt als Bittender an seinem Hofe auftreten, und das Umgekehrte von dem vollbringen werde, was Gregor der Siebente mit universal-monarchischem Hochmuth an Heinrich dem Vierten geübt hatte. Durch Beharrlichkeit auf seinen Entwürfen glaubte er den Eindruck zu schwächen, den die Gegenwart des Papstes auf schwache Gemüther machen konnte: zugleich aber rechnete er darauf, daß von Seiten des Oberhaupts der Kirche gewisse menschliche Schwachheiten nicht ausbleiben, und daß die Entdeckung derselben nicht wenig dazu beitragen werde, den in der Ferne geschöpften hohen Begriff von seiner Würde herab-

zustimmen. Voll also von dem Gedanken, daß sich von dem Besuche des Papstes überwiegende Vortheile würden ziehen lassen, antwortete er Pius dem Sechsten: „daß er den angekündigten Besuch, als einen ausnehmenden Beweis der Güte und Freundschaft Sr. Heiligkeit anerkenne.“ Um aber den Papst noch mehr anzureizen, fügte er hinzu: „in mündlichen Unterredungen hoffe er dem heiligen Vater, den er mit der größten Ehrfurcht aufnehmen werde, zu beweisen, daß seine Reformen nur solche Gegenstände beträfen, deren Leitung der weltlichen Macht allein zustehe.“

Mit einem mäßigen Gefolge trat Pius der Sechste den 27. Februar 1782 seine Reise an; nicht als Papst, sondern unter dem Namen eines Bischofs vom Lateran; der, nach seiner Ankunft in Wien, seinen Aufenthalt in der Nuntiatur zu nehmen gedachte. Ein Schreiben des Kaisers, das er unterweges erhielt, bestimmte ihn, den letzteren Vorsatz aufzugeben, und seinen Aufenthalt in der Hofburg zu nehmen, „weil dies — so hatte sich der Kaiser darüber ausgedrückt — der Würde des Kirchenhaupts angemessener, auch für die abzumachenden Geschäfte wenigstens in so weit vortheilhafter wäre, als Papst und Kaiser sich öfter und unbemerkter besprechen könnten.“ Die Reise des Papstes wurde, um ihrer Seltenheit willen, zu einer Art von Triumphzug, den Pius noch dadurch hob, daß er in allen größeren Städten Beweise seiner Frömmigkeit gab, und den apostolischen Segen reichlich spendete. Die Republik Venedig ließ ihn an ihrer Kontinental-Gränze von zwei Senatoren empfangen, die ihn durch das ganze Gebiet geleiteten. Zu Görz fand er, außer dem Nuntius Garampi, den Vize-Staatskanzler Grafen von

Cobengl und mehrere Hofbedienten, so wie auch einen Theil der adelichen Garde des Kaisers. Sechs Meilen von der Hauptstadt, zu Neuenstadt, kam ihm der Kaiser, begleitet von seinem Bruder, dem Erzherzog Maximilian, und einem großen Gefolge entgegen. Hier nun stieg der Papst in den Wagen des Kaisers, der ihn, unter einem unermeßlichen Zulauf des Volks, in die Hofburg einführte. Dies geschah den 22. März, also kurz vor dem Eintritt der Charwoche, einer Zeit, welche der Papst, wie es scheint, absichtlich gewählt hatte, um Gelegenheit zu haben, sich der gläubigen Menge in vollem Glanze zu zeigen. In der Hofburg selbst nahmen ihn die Zimmer auf, welche Maria Theresia zuletzt bewohnt hatte.

Papst und Kaiser waren von diesem Augenblick an in demselben Lokal vereinigt, um eine Frage zu erörtern, deren besondere Beschaffenheit es mit sich brachte, daß sie von dem Papste, als solchem, durchaus nicht erörtert werden konnte. Dies war die Frage von den Fortschritten des menschlichen Geistes in der Erkennung des Wahren. Gab der Papst diese Fortschritte zu, so brach er den Stab über sich selbst; denn alsdann konnte es im höchsten Grade zweifelhaft seyn, ob eine, vor vielen Jahrhunderten entstandene und unter bestimmten Umständen ausgebildete Lehre fortzudauern verdiene in einem Zusammenhange der Dinge, der mit jenen Umständen nichts mehr gemein hatte. Der Kaiser seinerseits hatte nicht nur keine Ursache, diese Fortschritte des menschlichen Geistes zu läugnen, sondern er mußte sogar, zur Rechtfertigung seines Verfahrens, auf dieselbe zurückkommen und ein Entwickelungsgesetz geltend machen, das man nicht beherrschen könne, dem man

also folgen müsse. So in den ersten Prinzipen verschieden — wie hätten Pius der Sechste und Joseph der Zweite sich in irgend einem wesentlichen Punkte vereinigen können? Beider Ziele waren durchaus entgegengesetzt. Jener wollte die gesellschaftliche Schwäche, damit der Katholizismus mit seinen sämmtlichen Institutionen unerschüttert bleiben möchte. Dieser wollte die gesellschaftliche Stärke, weil er fühlte, daß sein Machtgebiet ohne dieselbe hinter anderen Staaten zurückbleiben werde. Bei dieser Entgegengesetztheit der Angelegenheiten beider, blieb ihnen nichts Anderes übrig, als das gastfreundschaftliche Verhältniß, worein sie getreten waren, mit so viel Anstand, als die Klugheit aufbringen konnte, durchzuführen. Dabei nun fehlte es nicht an merkwürdigen Auftritten.

In der Hauptstadt hatte sich eine unermeßliche Menge Volks zusammengedrängt, um den heiligen Vater seiner Persönlichkeit nach kennen zu lernen, seinen Seegen, den er täglich von der Hofburg aus spendete, zu empfangen, vorzüglich aber, ihn am ersten Osterfeiertage in der mit ausnehmender Pracht ausgeschmückten Metropolitan-Kirche pontifiziren zu sehen. Als der sehnlich erwünschte Tag gekommen war, that der Papst zwar, was des Papstes war; doch der Kaiser wohnte der kirchlichen Feierlichkeit nicht bei, weil er fühlte, daß seine Gegenwart zur Versinnlichung der Hoheit des Papstes berechnet sei. Wenn er sich mit einer Augenkrankheit entschuldigte, so geschah dies nur, um seinen Gast weniger zu beleidigen; denn sein wahrer Beweggrund war, erfahren zu haben, daß der päpstliche Zeremonien-Meister, bei den in der Kirche getroffenen Anordnungen, ihm einen niedrigern Sitz als

dem Papste bestimmt hatte, und daß ihm angesonnen werden sollte, nach Sitte der alten Kirche — so drückte man sich aus — während der Messe das Evangelium selbst zu lesen.

Dieser doppelten Demüthigung entgangen, drang Joseph auf eine pünktliche Befolgung der Anordnungen, welche schon vor der Ankunft des Papstes getroffen waren, um den Verkehr der Unterthanen mit dem heiligen Vater zu regeln. Streng wurde allen und Jedem, besonders aber den Bischöfen und den Geistlichen, verboten, sich mit irgend einer schriftlichen oder mündlichen Vorstellung an den Papst zu wenden; damit sich aber keiner unbemerkt bei ihm einschleichen möchte, wurde zu den Zimmern des Papstes nur Ein Eingang gestattet, wo kaiserliche Bediente die Aufsicht führten. Zeigte der Papst sich öffentlich, so geschah es nur in Begleitung der Hofbedienten. Damit aber der Pöbel nicht ganz leer ausgehen möchte, war in einem Vorzimmer der Pantoffel des Papstes zum Küssen ausgestellt; und zu noch größerer Bequemlichkeit der Andächtigen, sendete man eben diesen Pantoffel in den vornehmsten Häusern umher.

So wurde ein Wesen behandelt, das als erster Träger der öffentlichen Lehre, Anspruch auf unbedingte Hochachtung zu machen berechtigt war.

Zwar unterdrückte man für den Augenblick eine Menge kleiner Schriften, welche kurz vor der Ankunft des Papstes über das Verhältniß der weltlichen Macht zu der geistlichen erschienen waren; doch geschah dies nur, damit der Papst sich nicht gekränkt fühlen möchte: denn alle diese Schriften erhielten freien Umlauf, sobald Pius der Sechste

wieder abgereiset war. Kurz: nie zeigte sich auffallender und handgreiflicher, bis zu welchem Grade der Katholizismus veraltet war, und aufgehört hatte eine leitende Kraft für das Intellektuelle und Sittliche der Gesellschaft in sich zu schließen. Es fehlte wenig daran, daß Fürst Kaunitz den heiligen Vater als Seinesgleichen behandelte: als er diesem zuerst vorgestellt wurde, drückte und schüttelte er die Hand, die er hätte küssen sollen, und als Pius der Sechste nicht lange darauf die Gemälde-Galerie des Fürsten besuchte, kam dieser ihm in einer leichten Morgenkleidung entgegen, behandelte ihn mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten, und vermied geflissentlich, von noch mehr, als von Bildern, zu reden. Joseph der Zweite selbst entschuldigte sich gleich nach der ersten Konferenz, welche er mit dem Papste gehabt hatte, mit seiner Unkenntniß des geistlichen Rechts; und indem er Pius den Sechsten hierdurch nöthigte, seine Gedanken schriftlich mitzutheilen, damit sie von des Kaisers Rechtsgelehrten und Theologen geprüft werden möchten, brachte er die ganze Unterhandlung in eine solche Bahn, daß sie kein anderes Ergebniß liefern konnte, als was schon vorhanden war; nämlich die Behauptung des Kaisers, daß zwischen ihm und dem Papste eigentlich gar kein Streit obwalte, weil dieser nicht das Recht habe, seine Zustimmung zu des Kaisers landesherrlichen Einrichtungen zu verweigern. Der Papst wollte, um sich doch zu etwas auszubringen, seine Einwilligung zur Duldung der Akatholischen, zur Einziehung mehrerer Klöster und zu einigen anderen Einrichtungen unter gewissen Modifikationen geben; aber man erwiederte ihm standhaft, daß, wie angenehm dem Kaiser

auch der Beifall des Papstes im Uebrigen sei, es der Einwilligung desselben nicht bedürfe. Und so mußte sich denn Pius der Sechste mit der Betheuerung zufrieden stellen lassen, daß der Kaiser dem System der katholischen Kirche anhange, und in seinen Reformen nichts weniger beabsichtige, als diesem System und der Würde des Oberhaupts der Kirche den mindesten Abbruch zu thun. Nicht daß der Papst davon eine innere Ueberzeugung gewonnen hätte; wie wäre dies auch nur möglich gewesen? Allein es mußte das Ansehn gewinnen, daß seine Reise nach der Hauptstadt Oesterreichs nicht ganz vergeblich gewesen sei; und deßhalb unterließ er nicht, in seinen nach Rom erlassenen Schreiben eine vollkommene Zufriedenheit mit den Gesinnungen des Kaisers zur Schau zu tragen. Was von Seiten Josephs des Zweiten geschah, seinen Verordnungen eine andere Wendung zu geben, ging nicht sowohl aus seiner Gefälligkeit gegen den Papst, als vielmehr aus dem Wunsch hervor, seinen Reformen einen desto sicherern Eingang zu verschaffen, nachdem bei dem ersten rohen Entwurfe so vieles übereilt worden war.

Je länger der Papst in Wien verweilte, desto mehr überzeugte er sich, daß der eigentliche Zweck seiner Reise verfehlt sei. Gekommen war er, den Kaiser für die Sache des seit beinahe drei Jahrhunderten in der öffentlichen Achtung je mehr und mehr gesunkenen Katholizismus zu gewinnen. Weßhalb dieser nicht mehr in den Bedürfnissen der Zeit lag; weßhalb also der Kaiser keinen Beruf fühlen konnte, die Rolle Konstantins des Großen zu spielen: — hierüber im Klaren zu seyn, hätte Pius der Sechste nicht seyn müssen, was er war. Waren doch seine sämmtlichen

Zeitgenossen eben so wenig im Klaren; und ist dies wohl zu bewundern, wenn man erwägt, bis zu welchem Grade die Philosophie vor fünf und vierzig Jahren noch in den Banden der Metaphysik ging *)?

Der Aufenthalt Pius des Sechsten in der Hauptstadt Oesterreichs hatte gerade einen Monat gedauert, als die Rückreise angetreten wurde. Der Kaiser und der Erzherzog Maximilian begleiteten den Papst bis nach dem Kloster Mariabrunn, wo, auf offener Straße, vor den Augen

*) Es erschienen, auf Veranlassung der Reise des Papstes nach Wien, mehrere Schriften, in welchen diese höchst auffallende Erscheinung erörtert wurde; doch keine derselben gewährt jetzt noch irgend eine Befriedigung. Die Vorrechte des Bischofs von Rom herabzusetzen, um die Vorrechte anderer Bischöfe geltend zu machen: dies war die Tendenz des Professors Eybel, als er die Frage aufwarf: Was ist der Papst? Rautenstrauch in seiner Vorstellung an Se. Päpstliche Heiligkeit Pius den Sechsten, ersuchte den Papst, „sich den Reformen der Kirche nicht zu widersetzen, und sich der weltlichen Macht zu begeben, um größer zu werden, indem er kleiner würde." Weiter ließ sich der Unsinn schwerlich treiben. Herr von Sonnenfels in einer kleinen Schrift: Ueber die Ankunft des Papstes in Wien, ging nur darauf aus, den Eindruck dieser Erscheinung zu schwächen. Neben den katholischen Schriftstellern trat auch ein protestantischer auf, der, von Freiheitssinn belebt, dem Despotismus der weltlichen Macht durch den Despotismus der geistlichen einen Damm gesetzt wissen wollte. Dies war der schweizerische Geschichtschreiber Johann Müller in seinen Reisen der Päpste. Seine Schrift fand Beifall in Rom; wie hätte dies fehlen mögen! In sich selbst war aber diese Schrift nur ein Beweis, daß Johann Müller die Entwickelungsgesetze sehr schlecht beobachtet und keine Vorstellung davon hatte, daß ein gegebenes Lehr-System bezüglich gut und schlecht seyn kann; jenes, so lange es dem gesellschaftlichen Zustand entspricht; dieses, wenn dies nicht mehr der Fall ist. Allerdings soll es nie an einer geistlichen Gewalt fehlen; aber diese soll nicht im Katholizismus abgeschlossen seyn.

des Volks ein scheinbar zärtlicher Abschied erfolgte. Ueber München, Augsburg, Tyrol und Venedig setzte der Papst seine Rückreise fort. Wir verweilen nicht bei den Huldigungen, die ihm auf diesem langen Wege zu Theil wurden. Wie wenig er zu Wien ausgerichtet hatte, dies zeigte sich nach seiner Rückkehr in Rom; denn Joseph fuhr in seinen Reformen eifriger als jemals fort, sogar in seinen italiänischen Staaten, wo der Papst bisher das Recht der Pfründenverleihung geübt hatte. Aufgebracht durch dieses Verfahren, verlangte der Papst in einem förmlichen Breve die Einstellung dieser und anderer Neuerungen. So war die Axt an die Wurzel gelegt. Joseph sendete das Breve zwar ohne Antwort zurück, indem er mündlich bemerken ließ, „er glaube nicht, daß dies Breve vom Papste komme;" doch von jetzt an ungewiß darüber, wo er inne halten solle, stellte er seine Reformen für den Augenblick ein und entschloß sich zu einer Reise nach Rom, deren wahre Absicht zweifelhaft geblieben ist. Was es damit auch auf sich haben mochte: dem spanischen Gesandten, Ritter Azara, gelang es, den neuernden Monarchen dadurch in eine andere Bahn zu leiten, daß er ihm vorstellte: „wesentliche Veränderungen in Meinungen, welche für heilig gehalten worden, seien nur dann ohne Gefahr, wenn sie das Werk der Zeit, die reife Frucht allmählig geläuterter Einsichten des größeren Theiles einer Nation wären." Einer so einleuchtenden Wahrheit konnte Joseph der Zweite sich nicht versagen; um so weniger, weil alle Erfahrungen, die er bisher gemacht hatte, diese Wahrheit bestätigten. Sorgfältig vermied er nun alles, was den Papst beleidigen konnte; und als er mit veränderter Ge-

sinnung nach Wien zurückgekommen war, fanden die Betheiligten in seinem erkalteten Eifer nur allzu viel Aufforderung zu einer standhaften Vertheidigung des Alten.

So endigte dieser Versuch, die österreichischen Staaten auf eine höhere Stufe der Zivilisation zu erheben; und kann man sich darüber verblenden, daß er nur deßhalb scheiterte, weil dies Wunder durch den Willen eines Einzigen vollbracht werden sollte, für welchen nichts weiter sprach, als der in lauter Kritizismus abgeschlossene allgemeine Geist seines Jahrhunderts?

Welcher Art von Thätigkeit sich Joseph der Zweite von jetzt an hingab, wird der nächste Abschnitt zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Umlauf.

Tausch — Verkauf — Versprechen. Erzeugniß — Münze — Papier.

(Aus dem Französischen.)

Vorwort des Herausgebers.

Wir theilen hier unseren Lesern einen Aufsatz mit, dessen gediegenen Inhalt wir ihrer Aufmerksamkeit und ihrem Nachdenken bestens empfehlen. Seit vielen Jahren hegen wir die Ueberzeugung, daß das Bankwesen bei weitem nicht den Entwicklungs-Grad erreicht hat, den es erreichen kann, und nach einer besseren und vollständigeren Anschauung von dem Wesen der Gesellschaft, als bisher in Gang gewesen ist, nothwendig erreichen muß. Wenn bisher der Grundsatz gegolten hat, daß eine Bank sich nur mit beweglichen, nicht mit unbeweglichen Unterpfändern befassen kann: so mag dieser Grundsatz seine volle Richtigkeit haben für sogenannte Staatsbanken, welche immer, mehr oder weniger, den Charakter von General-Banken haben werden, und demselben nicht ungetreu werden dürfen. Allein derselbe Grundsatz leidet keine Anwendung auf Spezial-Banken. Diese können sich sehr wohl mit Immobilien befassen; und sind denn unsere Kredit-Systeme nicht der vollständigste Beweis, den die Erfahrung davon geben kann? Es kann aber unter gewissen Umständen

von ganz besonderer Wichtigkeit seyn, daß es nicht an Spezial-Banken fehle, die sich des unbeweglichen Eigenthums annehmen, um eine Entwickelung zu fördern, welche ohne ihren Beistand nur sehr langsam von Statten gehen kann. Wo z. B. Schritte gethan worden sind, die Erbunterthänigkeit in bürgerliche Freiheit zu verwandeln, da werden diese Schritte am sichersten durch Spezial-Banken unterstützt werden, die keine andere Bestimmung haben, als den Uebergang zur bürgerlichen Freiheit zu erleichtern, ihn, der mit so mancherlei Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden ist. Vielleicht hätte man, um diesen Uebergang zu bewirken, mit der Schöpfung von Spezial-Banken den Anfang machen sollen, theils um dem werdenden Eigenthümer seine ganze Scholle zu retten, theils um demjenigen, der sein wesentliches Betriebskapital in den Fäusten des Erbunterthänigen hatte, ein Betriebskapital von Metall in die Hände zu geben. In Wahrheit, es läßt sich nur beklagen, daß dies nicht geschehen ist. Doch läßt sich durch Spezial-Banken ad hoc, wie wir glauben, noch sehr viel wieder gut machen. Genug zum Vorwort.

Wir haben so oft zu beweisen gesucht, daß die wissenschaftliche Beobachtungs-Methode in der Klassifikation der Thatsachen nach gleichartigen Reihen in ihrer Zeitfolge bestehe, um daraus allgemeine Prinzipe oder Gesetze abzuleiten, daß unsern Lesern ohne Mühe einleuchten wird, weßhalb wir an die Spitze dieses Artikels die drei Wörter Tausch, Verkauf und Versprechen gesetzt haben: Wörter, denen die drei folgenden Wörter Erzeugniß,

Münze, Papier als Mittel entsprechen. Wir haben hierdurch die Hauptendpunkte der Reihe andeuten wollen, die wir erforschen müssen, um die Frage von dem Umlaufe abzuhandeln.

Auf den ersten Anblick kann es freilich scheinen, als sei es nicht nöthig, diese Frage so hoch zu nehmen, als reiche sie gar nicht so weit. Mit anderen Worten: man möchte glauben, es sei, um sie mit Erfolg zu behandeln, vollkommen überflüssig, sich in die Tiefe der Vergangenheit zu stürzen, um zu erforschen, wie es sich um den Tauschhandel barbarischer Völker verhält, welche keine Münzen haben; oder in dem Unbestimmten einer ungewissen Zukunft umher zu irren, um auszumitteln, was dereinst das vortheilhafteste Mittel seyn werde, damit die Gesellschaften den möglich größten Vortheil von ihren Kapitalien ziehen. Kurz: man kann wähnen, daß, um das Phänomen des Umlaufs zu beobachten, nichts weiter erforderlich sei, als zuzusehen, wie die Dinge gehen.

In dieser Methode hat Pinto sein Werk Ueber den Umlauf und den Kredit abgefaßt. Er kannte auf das Vollkommenste den Mechanismus der Wechsel und die Berechnungen der Börse; allein mit vollem Rechte kann man einen Ausspruch des Herrn Say über Condillac's Werk auf ihn anwenden: „das geistreiche Geschwätz seines Buchs giebt uns keine deutliche Idee von dem, was bei dem Worte Umlauf zu denken ist." Es ist unmöglich zu begreifen, weßhalb die Geld-Zirkulation sich von Tag zu Tag je mehr und mehr die Zirkulation der Versprechen aneignet, und wie der Kredit allen den Beziehungen zu Hülfe kommt, in welchen unser zur Gewohnheit gewor-

gewordenes Mißtrauen ein Unterpfand — Geld — gefordert haben würde.

Das Wörterbuch der Akademie drückt sich folgendermaßen aus: „Man nennt figürlich Umlauf des Geldes die Bewegung des Geldes, das von einer Hand in die andere geht und den Handel belebt." Es ist schwer, eine noch dunklere Definition zu geben.

In seiner Vereinzelung bietet das Wort „Umlauf" im Allgemeinen dem Gedanken die Idee des Geldes dar; und doch begreift man, daß man sagen könnte, der Umlauf der Erzeugnisse ist reißend, um auszudrücken, daß die Zeit, welche zwischen der ersten Arbeit des Hervorbringens und dem Verbrauch verfließet, sehr kurz ist, d. h. daß der Transport, die Austauschungen, der Verkauf oder der Borg, welche erlauben, daß sich jeder mit Leichtigkeit das Werkzeug oder den Gegenstand seiner Arbeit verschaffe, sich reißend vollziehen.

Welches auch immer das Mittel des Umlaufs sei, der Umlauf drückt immer den Uebergang der Erzeugnisse von einer Hand in eine andere, nicht die Bewegung aus, welche das Geld umtreibt. Dieser Uebergang vollzieht sich durch den Tausch, durch den Verkauf, oder den Borg. In dem ersten Falle geben die Menschen das, was sie besitzen, nur gegen den Gegenstand hin, den sie zu erwerben verlangen. In dem zweiten überlassen sie ihre Erzeugnisse gegen ein Metall, das sie nicht fordern für ihre eigenen Bedürfnisse, mittels dessen sie jedoch beinahe gewiß sind, die für ihren Verbrauch oder für ihre Arbeiten nothwendigen Erzeugnisse zu erhalten. Im dritten Falle endlich, d. h. im Falle des Borgs oder des Verkaufs

auf Zeit, läßt man sich gefallen, die Erzeugnisse, die man besitzet, mit der Bedingung zu überlassen, daß diese Erzeugnisse, oder ihr Aequivalent, zu bestimmten oder unbestimmten Zeiten zurückgegeben werden sollen. Alle diese Operationen gehen täglich vor unsern Augen von Statten. Einige, den Vorurtheilen der Metall-Münze noch unterworfenen Länder gestatten in ihren auswärtigen Handelsbeziehungen keinen anderen Austausch, als den in natura; auf dem Kiachta-Markt, an den Gränzen China's und Rußlands z. B., spielt das Geld im Verkehr gar keine Rolle, und die Freunde und Vertheidiger der Handels-Bilanz sagen ohne Zweifel, daß dieser Markt für keine dieser beiden Mächte etwas taugt, weil es unmöglich ist, Geld, d. h. Gold und Silber von daher nach Hause zu bringen. Das Wahre von der Sache ist, daß die Handelsbeziehungen solcher Völker, welche sich nicht der Münzen bedienen, große Schwierigkeiten in sich schließen, und daß dies barbarische Verfahren im Betriebsamkeitsverkehr von den zivilisirten Völkern verschmäht wird. Kurz: der Austausch in natura, welcher nothwendig der Entstehung der Münzen vorangehen mußte, wird als ein sehr schlechtes Mittel des Produkten-Umlaufs betrachtet.

Diese Ueberzeugung, die wir heut zu Tage von der schädlichen Unzulänglichkeit des Austausches in natura haben, ist in demselben Augenblick empfunden worden, wo man den ersten Gedanken hatte, unter den sämmtlichen Erzeugnissen dasjenige zu wählen, welches die nöthigen Eigenschaften darbieten würde, um, so genau als immer möglich, zum gemeinschaftlichen Maßstabe zu dienen. Die Seltenheit der edlen Metalle, oder, um dies noch be-

stimmter auszudrücken, die Schwierigkeit ihrer Gewinnung, ihre Dauer und die Leichtigkeit ihrer Theilung haben ihnen allgemeine Annahme verschafft. Außerdem boten sie den Vortheil dar, daß sie nicht, wie alle übrigen Erzeugnisse der Natur, in ihrem eigenthümlichen Werthe schnellen und starken Veränderungen unterworfen waren.

Wir halten es für unnöthig, noch länger bei den Ursachen zu verweilen, welche den edlen Metallen, als Mitteln, den Austausch, d. h. den Umlauf zu erleichtern, den Vorzug verschafft haben. Es ist uns genug, zu beweisen, daß die große Aufgabe des Umlaufs darin besteht, die Erzeugnisse so schnell als immer möglich in die Hände derjenigen zu bringen, die das meiste Geschick haben, sie zu vervollkommnen, oder sie wenigstens direkt oder indirekt für ihre Arbeit zu benutzen, und daß man diesen Zweck zum Theil durch die Einführung eines gemeinen Maßstabes aller Erzeugnisse in den Handelsbeziehungen erreicht hat.

Die Schöpfung der Metall-Münze ist demnach eine beträchtliche Verbesserung gewesen. Allein der Betriebsamkeitsgeist ist dabei nicht stehen geblieben. Der Austausch von Erzeugnissen gegen Münze kündigt zwischen den Kontrahenten noch immer ein Mißtrauen an. Die Bequemlichkeiten jedoch, welche dies Mittel gewährt, die angebotenen Erzeugnisse indirekt gegen Erzeugnisse auszutauschen, die nach kurzer Zeit werden verlangt werden, vereint mit einer leichten Abschätzung, wodurch man sie auf ein gemeinschaftliches Maß zurückführt, erlauben schon Verkäufe auf Zeit oder Darlehne, welche oft unmöglich gewesen seyn würden, wenn der Anleiher sich unbedingt hätte

verpflichten müssen, die von ihm geborgten Gegenstände zurückzugeben, und wenn gegenseitig der Darleiher in allen Fällen genöthigt gewesen wäre, dieselben Gegenstände zu empfangen, sobald die Verfallszeit des Darlehns abgelaufen wäre.

Bei den meisten Darlehnen von beweglichen Gegenständen ist die Zurückgabe in natura und nach längerer Frist, im Allgemeinen vortheilhaft für den Anleiher, weil die Produkte täglich mit weniger Kosten angeschafft werden; und die Stipulation jeder Art von Darlehn in Münze, bringt den, welcher die Anleihe macht, selbst wenn er dafür Unbewegliches kauft, in die Lage, worin sich die Anleiher von beweglichen Gegenständen befinden. Der Landmann, welcher borgt, um ein Stück Land zu kaufen, und sich anheischig macht, nicht das angekaufte Stück Land, wohl aber die zur Erwerbung desselben angeliehenen Thaler zurückzugeben, macht im Allgemeinen einen vortheilhaften Kalkul; denn dasselbe Stück Land würde um die Zeit des Verfalls des Darlehns mehr hervorbringen und verbessert seyn, während daß, wenn die Gewinnung der edlen Metalle täglich besser von Statten ginge, die Zurückbezahlung im Baaren für den Landmann weit vortheilhafter seyn würde, als die Zurückstellung in natura des Stück Landes, das er gekauft hätte.

Die Schöpfung der Münze hat also auf eine handgreifliche Weise dazu beigetragen, daß in allen Betriebsamkeitsangelegenheiten, in allen Austauschungen, der Einfluß der Anleiher in Beziehung auf die Darleiher, und überhaupt der Einfluß der Produzenten, verglichen mit

dem der Müssiggänger, zugenommen hat *); denn er hat, um es so auszudrücken, die Fähigkeit gewährt, Dinge beweglich zu machen, welche, ihrer Natur nach, nicht auf den Markt gebracht werden konnten, welche aber nichts desto weniger Erwerber, oder auch solche fanden, welche darauf darliehen. Es wurde folglich einem fleißigen und einsichtigen Manne leichter, die Materialien, die er zur Hervorbringung bedurfte, zu erwerben oder zu borgen.

Nicht alle Häuser werden von Leuten bewohnt, die sie am vortheilhaftesten benutzen können; nicht alle Ländereien werden von Leuten bestellt, die sich am besten auf den Ackerbau verstehen. Doch, wenn das Eigenthum der

---

*) Wenn wir uns der Wörter Anleiher, Darleiher, Produzenten, Müssige bedienen, so ist es nicht selten der Fall, daß wir dabei weder Individuen noch Dinge im Auge haben, wohl aber die Thätigkeit oder Wirksamkeit, der diese Benennungen entsprechen. Es ist ja möglich, daß Jemand Produzent in Beziehung auf einen Theil seiner Kapitale sei, Nicht-Produzent hingegen in Beziehung auf denjenigen Theil derselben, den er verborgt, austhut, verpachtet oder auf Zeit verkauft. Auf gleiche Weise kann ein reicher Kaufmann bisweilen seine Unterzeichnung eskomptiren lassen, und gleichzeitig Waaren auf Zeit verkaufen: zwei Operationen, welche ihm die Benennungen von Anleiher und Darleiher zuwenden. Diese verschiedenen Eigenschaften sind zuweilen in denselben Personen verschmolzen; allein ins Besondere kommen sie gewissen Klassen zu: die Produzenten sind in der Regel Anleiher, wie die Müssigen Darleiher sind. Aus dem höchsten Gesichtspunkt betrachtet man alles, was sich auf den Kredit bezieht, wenn man erforscht, wie die Klasse, welche anleihet, sich mit der darleihenden Klasse verträgt. Die besonderen Fälle treten in diese allgemeine Thatsache zurück: Produzenten und Nicht-Produzenten, Arbeiter und Müssige, Anleiher und Darleiher, diese Wörter schließen die ganze Philosophie der Betriebsamkeit in sich.

Maschinen und des Orts, den sie einnehmen, leicht von dem Einen auf den andern übertragen werden kann, es sei durch Verkauf oder durch Darleihung, dann geht die Hervorbringung nothwendig besser von Statten; jeder Einzelne richtet sich je mehr und mehr nach seiner besonderen Geschicklichkeit für diese oder jene Arbeit ein, und der Umlauf der Erzeugnisse wird lebhafter, einerseits, weil das strengste Mißtrauen ein materielles Unterpfand in den Verkäufen findet, die von ihm ausgehen, andererseits, weil alle, Vertrauen in sich schließende Handlungen für den Produzenten vortheilhafter sind, als diejenigen, welche früher unter der Form eines Darlehns in natura zu Stande kamen.

In früheren Artikeln über Verpachtung haben wir bereits von den Endpunkten geredet, aus welchen die Reihe der Beziehungen des Grundeigenthümers mit demjenigen besteht, der den Boden bestellt. Von der Sklaverei des Negers an bis zur politischen Wichtigkeit des brittischen Freibauern giebt es anhaltende Fortschritte. Was man dabei aber vor allen Dingen ins Auge fassen muß, das ist der Uebergang der Natural-Pacht in eine Geldpacht. Smith hat darauf aufmerksam gemacht, daß Einkommen, festgesetzt in Naturalien und in Münze, und vollkommen gleich um die Zeit, wo beide festgesetzt wurden, ganz von einander verschieden geworden sind, indem das erste dieser Einkommen standhaft beinahe dieselbe Quantität Genuß repräsentirte, d. h. beinahe dieselbe Quantität Arbeit hervorrief, die andere Art hingegen sich nach und nach verminderte, vermöge der beständigen Werthsabnahme der edlen Metalle, d. h. vermöge ihrer minder kostbaren

Gewinnung. Nur die in Naturalien festgestellten Renten geben, wenn die in dem Kontrakte angezeigten Gegenstände nicht großer Verbesserungen in dem Verfahren ihrer Hervorbringung fähig sind, ein Einkommen, das man fix nennen kann. Es lag demnach in dem Interesse der Grundbesitzer z. B., ihre Pächte in natura zu behalten; und doch verschwindet diese Art der Beziehungen nach und nach aus Ländern, wo der Pächter eine andere Rolle spielt, als der Sklave.

Die Einkünfte der müssigen Grundeigenthümer, welche in Geld festgesetzt waren, es sei für ein Landgut, oder für ein Haus, oder für irgend ein Darlehn, sind einer stätigen Abnahme unterworfen gewesen, nicht bloß in dem Satz, nach welchem diese Einkünfte ursprünglich berechnet waren, sondern auch in dem für ihre Entrichtung gebrauchten Material; und wenn man bemerkt, daß die Beziehungen von Kommanditären im Ackerbau zwischen dem Eigenthümer und dem Besteller eben so gut Statt finden könnten, wie sie, in anderen Zweigen der Betriebsamkeit, den Kapitalisten und den Geranten verbinden, kurz, wenn man bedenkt, daß das Grundeigenthum nach denselben Gesetzen verwaltet, und nach denselben Bedingungen ausgethan werden kann, wie das bewegliche Eigenthum: so wird man leicht begreifen, wie die Lage des Pachters in Beziehung auf den müssigen Eigenthümer noch vortheilhafter werden könne.

Um die Frage, welche uns hier beschäftigt, in ihrem wahren Lichte zu sehen, muß der Leser sich der allgemeinen Thatsache erinnern, welche allen unsern Anschauungen von Betriebsamkeitsbeziehungen zum Grunde liegt, nämlich die

zunehmende Herabwürdigung der müssigen Klassen, und die fortschrittliche Verbesserung des Schicksals der Produzenten.

Der Umlauf also, oder, um dies noch genauer auszudrücken, der Umlauf der Produkte, hat bis zur Schöpfung der Metall-Münzen sehr langsam seyn müssen; und wenn, seit dieser glücklichen Erfindung, das menschliche Geschlecht so ganz und gar nichts gethan hätte, um diesen köstlichen Agenten des Austausches zu vervollkommnen — wenn alle materiellen Abkommnisse noch jetzt in Baarem, in Thalern, geschähen: so könnte man glauben, daß die Metall-Münzen wirklich das allervollkommenste Tauschmittel wären, und man würde mehr oder weniger berechtigt seyn, anzunehmen, die Meinung Ricardo's, nach welcher die Münze sich in ihrem vollkommensten Zustande befindet, wenn sie von Papier ist, sei eine bloße Träumerei. Allein die edlen Metalle blieben weit davon entfernt, den Bedürfnissen eines raschen Produkten-Umlaufs zu genügen; der Kredit oder das Vertrauen vermehrte von Tag zu Tag die Zahl der Operationen, bei welchen das Metall unnütz war, weil der Verkäufer sich mit einem Versprechen begnügte, und weil der Erwerber oder Anleiher sich verbindlich machte, den Werth des dargeliehenen Gegenstandes in gewissen Zeitabschnitten zurückzustellen, für den Augenblick aber davon dispensirt wurde, ein Unterpfand seines Versprechens zu geben. Dies ist die Wirkung des Wechselbriefes und aller Obligationen, welche den allgemeinen Charakter des Versprechens haben. In früheren Artikeln über die Zettel-Banken haben wir gezeigt, wie diese großen Institute den Kredit verallgemeinern könnten, wenn sie

gegen eskomptirte Obligationen, Zettel in Umlauf brächten, dergestalt, daß der wirkliche Darleiher und der Anleihende, d. h. der, welcher Erzeugnisse gegen einen Bankschein liefert, und derjenige, welcher seine Unterzeichnung hat eskomptiren lassen, obgleich sie einander gar nicht kennen, dennoch so gegen einander verfahren, als setzte der Eine Vertrauen in den Andern. In der That, das Ergebniß der Bankzahlung besteht darin, daß es dem letzteren Gegenstände verschafft, welche sich in den Händen des ersteren befanden, indem die Bank der Zwischenmann wurde, um die Vollziehung des Vertrags zu gewährleisten.

Trotz der geringen Wichtigkeit ihrer bisherigen Wirksamkeit, sind die Zettelbanken die bemerkenswerthesten Versuche, welche bisher gemacht worden sind, um das Mittel des Austausches oder den Umlauf der Erzeugnisse zu vervollkommnen. Sie erleichtern (zum wenigsten können sie es) auf eine mächtige Weise den Uebergang schlecht angelegter Kapitalien in thätigere und geschicktere Hände. Indem sie der Arbeit, der Sittlichkeit, ihren Kredit leihen, können sie dem Betriebsamkeits-Genie die Mittel zu einer schnellen Entwickelung gewähren; denn mit ihnen ist es nicht mehr nothwendig, daß ein einsichtiger Handwerksmann seine kostbare Zeit mit Anstrengungen zur Erwerbung des Werkzeugs seiner Arbeit verliere, da die Bank ihm dies Werkzeug gegen den guten Glauben seines Versprechens darbietet *).

*) Wir sagen: „da die Bank ihm darbietet." Wir wissen sehr wohl, daß dies Anerbieten nicht unentgeltlich ist, und daß die Bank ihre Kapitale verpachtet, daß sie dieselben gegen einen Zins anvertraut. Allein dieser Umstand schadet unseren früheren Behaup-

So verhält es sich mit den Ergebnissen, die man ins Auge fassen muß, wenn man durchdrungen ist von dem Gedanken, daß der Zustand unseres Privat-Kredits eben so verbessert werden muß, wie alle menschliche Institutionen. Die Vergangenheit unterscheidet sich von der Zukunft darin, daß, während in jener nichts weiter sichtbar wird, als Mißtrauen, Kampf und Müssiggang, in dieser Kredit, Vergesellschaftung und Arbeit vorherrschen werden. Wir haben dies so oft wiederholt, daß wir gerechtes Bedenken tragen müssen, unsere Leser zu dieser Beobachtung zurückzuführen. Gleichwohl ist sie von so hoher Wichtigkeit, daß wir die Gelegenheit benutzen müssen, um zu beweisen, daß jene Betrachtung nicht ein philanthropischer Traum ist, welcher die Bahn, worin die Menschheit vorschreitet, verschönert. In Wahrheit, je mehr man die Vergangenheit in jeder Art von allgemeiner Beziehung unter den Menschen erforscht, desto mehr gelangt man zur Gewißheit über das Vervollkommnungs-Prinzip — über die fortschrittliche Entwickelung der Fähigkeiten des menschlichen Geschlechts.

Anfangs liefen die Produkte durch das Medium von Austauschungen in natura um. Die Einführung der Münze war eine sehr glückliche Verbesserung. Allein der Kredit, das Vertrauen, haben bereits so viel vortheilhafte Resultate gegeben, als das Metall-Geld, dessen Nützlichkeit

---

tungen nicht. Die Petersburger Bank eskomptirt gegen 6 Prozent, die Pariser nimmt nur 4, und wenn eine dritte zu 2 Prozent eskomptirte, so würden alle, nur in verschiedenen Graden, den Vortheil gewähren, daß sie den Umlauf der Erzeugnisse mehr erleichterten, als Metall-Münze es kann.

täglich abnimmt, während die Nützlichkeit der Versprechungen, der Wechselbriefe, der Bankzettel u. s. w täglich zunimmt. Eine höchst einfache Thatsache liefert den Beweis. Die Betriebsamkeitsbeziehungen unter den Menschen haben sich auf eine erstaunliche Weise vermehrt; aber man treibt deßhalb den Bergbau nicht weiter; man begnügt sich mit Unterzeichnungen. Die Bewegungen des Geldes sind nichts in Vergleich mit den Bewegungen des Papiers; und die Erfindung der Münzen, welche im Vergleich mit dem Austausch in natura so schön schien, spielt in dem Umlauf der Produkte jetzt eine sehr unwichtige Rolle.

Die Münze hat demnach aufgehört, das einzige Agens der Austauschungen zu seyn, und die Versprechungen haben neue Beziehungen erleichtert, die ihre erste Entstehung dem Kredit, dem Vertrauen verdanken. Die Münze kann also nicht mehr als ein ausreichendes Mittel des Umlaufs der Produkte betrachtet werden. Will man aber darüber ins Reine kommen, wie dieser Umlauf sich durch eine andere Hülfe, als die der edlen Metalle, habe verstärken können, so muß man bemerken, wie zahlreich die Abkommnisse, deren Grundlage der Kredit ist, in Vergleichung mit denen sind, bei welchen der eine Theil ein materielles Unterpfand für den Vorschuß fordert, die er dem anderen Theile macht; und wenn man, nach Feststellung dieser Beziehung, untersucht, mit welcher reißenden Schnelligkeit sich die Zahl der ersteren Abkommnisse vermehrt, so ist es nichts weniger als unvernünftig, zu glauben, daß sie, nach kurzer Zeit, in den Betriebsamkeitsbeziehungen eine weit wichtigere Rolle spielen werden, dergestalt, daß sich

vorhersehen läßt, der Kredit werde damit endigen, daß er den herrschenden Charakter des Umlaufs der Produkte in der Zukunft ausmachen werde.

Um die Richtigkeit dieser theoretischen Anschauung von dem Umlaufe zu beweisen, fehlt es wahrlich nicht an Thatsachen; die enorme Masse von Zahlungen, welche sich durch die Uebertragung von Kredit-Ansprüchen, durch Bankzettel, durch überlassene Forderungen vollziehen, kurz die beträchtliche Quantität von Verkäufen auf Zeit, und das Daseyn eines Papiergeldes in gewissen Ländern, sind überzeugende Beweise von dem Gange, den die Betriebsamkeit standhaft nimmt, um den kostspieligen Agenten des Umlaufs der Erzeugnisse durch verschiedene Mittel zu ersetzen, welche den Uebergang der Kapitale bis zu dem Fleck, wo sie von der Produktion verlangt werden, zu erleichtern. Ablieferungen von Waaren, anstatt gegen eine Bezahlung in Metall-Geld zu erfolgen, nehmen also je mehr und mehr die Gestalt eines Darlehns-Vertrages an, in welchem der Anleiher sich bloß verbindlich macht, das ihm überlieferte Produkt zu einer Zeit zurückzugeben, wo er, nach aller Wahrscheinlichkeit, die Arbeit vollbracht hat, für welche dies Produkt ihm nothwendig war.

Wenn die Beziehungen zwischen denen, welche die Produkte besitzen, und denen, die ihrer bedürfen, von solcher Beschaffenheit wären, daß der Arbeit Vorschub geschähe; wenn unbenutzte oder schlecht angelegte Kapitale leicht in arbeitsame und geschickte Hände mit der Bedingung übergingen, daß sie nach beendigter Arbeit zurückgestellt werden sollten: so würde das Problem des Umlaufs vollständig gelöset seyn; denn die Kapitale würden immer

aufs Beste angelegt werden, ohne daß der Darleiher, während der Dauer der Arbeit, den Produzenten durch Forderungen um Rückzahlung belästigen könnte.

Dem ist aber nicht also. Die materiellen Hindernisse, welche die Menschen von einander sondern, können fortgeschafft seyn; Landstraßen, Kanäle, Transportmittel, kurz alles, was die entfernten Theile eines Gebiets an einander bringt, kann sich in dem besten Zustande befinden: dadurch ist noch immer nicht errungen, daß die Produzenten dieses Gebiets sich gegenseitig so nützlich geworden sind, als sie es sich werden können, vermöge der Theilung der Arbeiten nach ihren Fähigkeiten. An Bereitwilligen fehlt es nicht, der allgemeine Markt ist ihnen eröffnet; allein sie bringen auf denselben nicht Produkte, welche ausgetauscht werden können gegen solche, deren sie bedürfen. Einige besitzen Materialien, die sie geneigt sind, anzubieten, und die sie für den Augenblick sehr wohl entbehren können; andere verlangen dergleichen, allein sie haben auf der Stelle nichts, was sie dafür hingeben können, und wenn es ihnen nicht gelingt, so viel Vertrauen einzuflößen, daß diese Materialien ihnen gegen das bloße Versprechen, sie in derselben Form zurückzugeben, oder wenigstens, sobald ihre Arbeit vollendet seyn wird, in Aequivalenten zu erstatten, überlassen werden — wenn sie, sag' ich, nicht so viel Vertrauen einflößen: so bleibt ein Theil der menschlichen Thätigkeit ganz offenbar schlecht angewendet, weil die Produkte unnützerweise so lange aufgespeichert liegen, bis sich ein Erwerber findet, und weil sie unter Händen verweilen, welche unfähig sind, sie zu verbessern.

Der Umlauf der Produkte kämpft also nicht bloß mit

den materiellen Hemmnissen, wovon die Betriebsamen ihn je mehr und mehr zu befreien suchen, sondern auch mit einem Hinderniß, das man sittlich nennen kann: mit dem Mißtrauen, dessen Unbequemlichkeiten vermindert werden können. Hat der Arbeiter sich dem Besitzer der Produkte genähert, deren er bedarf, d. h. ist der Produzent in die Nähe des Eigenthümers gekommen, so wird dieser, wenn er für den Augenblick seine Produkte entbehren kann, und wenn er Vertrauen setzt in das Versprechen der Zurückzahlung, die ihm der Produzent anbietet *), die Betriebsamkeitswerkzeuge, die er besitzt, fahren lassen. Je vortheilhafter der zwischen beiden zu Stande gebrachte Vertrag für den Arbeiter ist, d. h. je mehr Vertrauen der Nicht-Produzent in den Produzenten setzt, desto weniger wird der Umlauf auf Hindernisse stoßen. Die müssigen Produkte werden rasch in die Hände der Arbeitsamen übergehen, und schneller für den Verbrauch vollendet werden. Den Umlauf erleichtern, heißt also, das Vertrauen der Müssigen zu den Arbeitern so weit führen, als es gehen kann.

Faßt man das bisher gesagte zusammen, so wird man anerkennen, daß Umlauf Statt findet, wo der, welcher ein Produkt besitzt, es gern einem Anderen überläßt, und daß dieser Umlauf um so vollkommner ist, je schneller die Produkte aus den Händen desjenigen, der ihnen die letzte Gestalt gegeben hat, in die Hände derer übergehen, welche die meiste Fähigkeit haben, ihnen eine neue Gestalt zu

*) Wir haben gesehen, daß die Banken ein Mittel sind, ein solches Versprechen mit einer großen Gewährleistung zu umgeben.

geben. Das erste dazu angewendete Mittel (das jedoch nur in gewissen Fällen zu gebrauchen ist) ist der Austausch gewesen. Das zweite war die Metall-Münze. Das dritte endlich besteht in dem als Gewährleistung der Rückzahlung betrachtetem Versprechen, welches, wie wir sogleich sehen werden, ganz vollkommen den Gebrauch der edlen Metalle ersetzen kann.

Wir haben nicht die Absicht, mit irgend einer Umständlichkeit auf den Mechanismus der Banken zurückzugehen; indeß müssen wir an einige der allgemeinen Grundsätze erinnern, auf welche sich die Nützlichkeit dieser Institute stützt.

Die Betriebsamkeitsfähigkeiten reichen nicht aus zum Hervorbringen; sie müssen sich verbinden mit Kapitalien, mit Werkzeugen, um Produkte zu erzeugen; alle Bestrebungen des Kredits müssen darauf abzwecken, den Produzenten so schnell als möglich die verfügbaren Werkzeuge der Betriebsamkeit zu geben. Wer sie nicht besitzt, wohl aber durch seine Fähigkeit und seine Sittlichkeit die Gewähr leistet, daß er sie nützlich anwenden würde, wenn man sie ihm anvertrauen wollte, muß, auf der Stelle sogar, diejenigen erhalten können, welche im Speicher unbenutzt liegen. Indem die Bank die Zahlungsfähigkeit des Produzenten, welcher sie anwenden möchte, garantirt, indem sie, so zu sagen, diese Werkzeuge für ihn borgt, beschleunigt sie den Umlauf: sie eskomptirt das Versprechen des Produzenten, giebt ihm für sein eigenes Versprechen ihren Zettel, gegen welchen der Inhaber verfügbarer Produkte sich gefallen läßt, sie dem Betriebsamen zu überliefern, der sie ins Werk richten muß.

Der gewesene Inhaber der Produkte hat also in seinen Händen einen Anspruch, den er gegen die Bank für den Augenblick, der zur Wiedererstattung verabredet ist, geltend machen kann; die Bank würde sodann ihren Rekurs zu dem Betriebsamen nehmen, dem sie geborgt hat, und wenn sie sich hinsichtlich der an ihm vorausgesetzten Fähigkeit nicht getäuscht haben sollte: so wird sie bei ihm finden, was sie braucht, um die Forderung des gewesenen Inhabers zu befriedigen. Prüfet man das Ganze der Arbeiten einer allgemeinen Bank, welche ihre Zettel in allen Kredit-Operationen anwendet: so wird man eingestehen, daß diese Bank, um zu liquidiren, jeden ihrer Darleiher auf die Anleiher selbst verweisen könnte, wenn die ersteren die Zurückgabe der in die Hände der letztern übergegangenen Produkte verlangten. Es würde folglich hinreichen, daß die Anleiher sich willig finden ließen, das empfangene Produkt zurückzugeben, sobald die Darleiher ihnen die Bankzettel, die sie als Gewährleistung empfangen, zurückbrächten. Die Anleiher ihrerseits würden der Bank ihre Zettel zurückgeben, und dafür die Versprechen zurücknehmen, die sie vorläufig gegeben hätten. Alle gegenseitigen Verbindlichkeiten würden alsdann vernichtet seyn. Die Bankzettel hätten während dieser ganzen Operation die Dienste der Münze geleistet; denn so oft sie von dem Anleiher auf den Darleiher, und von diesem auf jenen übergegangen wären, würden sie als Zahlung für die Produkte gegolten haben.

Wenn die Betriebsamen unter allen den Umständen, wo sie die für ihre Arbeit nöthigen Produkte nicht auf der Stelle bezahlen können, Banken fänden, die bereit wären,

für sie einzustehen: so würde es keine Verzögerung in der Hervorbringung geben. Kaum vollendet in der einen Werkstätte, würden die Produkte in eine andere übergehen, bis zu dem Augenblick, wo sie, ganz vollendet, in den Verbrauch eintreten würden *).

Die Leichtigkeit der Mittheilungen auf Landstraßen und Kanälen verhindert nicht, daß Zeit verloren geht, ehe der Raum durchlaufen wird. Jede Vervollkommnung bewirkt nur, daß die Unbequemlichkeit der Entfernung abgekürzt und vermindert wird; aber sie besteht deßhalb nicht weniger.

---

*) Wäre die Organisation des Privat-Kredit-Systems so vollkommen, daß der Umlauf der Produkte keinen Aufenthalt fände: so würde der eigentliche Spekulations-Handel gar nicht Statt finden; es würde nur einen Kommissions-Handel geben. Ueber Handelsbeziehungen urtheilt man sehr schlecht, wenn man, wie so viele Praktiker und selbst so viele Theoretiker, sagt: „die Spekulation ist die Seele des Handels." Die Chanzen der Spekulationen haben allzu viel Aehnlichkeit mit denen des Spiels, als daß man nicht Ursache hätte zu wünschen, sie möchten aus den Handelsgewohnheiten verschwinden. Und welches sind denn wohl die glänzendsten Epochen der Spekulationen? Die Hungersnoth, der Krieg, kurz alle Ereignisse, welche die Ordnung der Arbeiten stören. Ohne allen Zweifel wird immer das eine oder das andere dieser Ereignisse eintreten; allein ihr dauerhafter oder wiederholter Einfluß ist im Abnehmen. Wenn einige verdrehte Köpfe glauben, daß wir im neunzehnten Jahrhundert, wie in den früheren Abschnitten des Mittelalters, oder wie zur Zeit der Griechen und Römer, den Kalamitäten des Krieges ausgesetzt werden können, so werden sie wenigstens zugeben, daß Hungersnoth und Pest seltener geworden sind, als ehemals. Die Krankheit jedoch, welche man mit aller Kraft bekämpfen, oder mit aller Geschicklichkeit abzuwenden suchen muß, ist die Unordnung in der Produktion, die man wohl zu starke Anhäufung nennt: eine Unordnung, welche sehr ausgezeichnete Staatswirthschaftslehrer nicht anerkennen wollen, und gegen welche andere, die heller sehen, nur unzureichende Mittel in Vorschlag gebracht haben.

Auf gleiche Weise sind Tausch, Verkauf und Darlehn die Mittel, die Eigenthumsrechte, die man auf Produkte hat, auf andere überzutragen. Nun wohl! der Kredit wird nicht verhindern, daß, so oft eine Uebertragung des Eigenthumsrechtes, von welcher Art dies Eigenthum auch seyn möge, geschieht, nicht Zeit verloren gehe; allein er wird zum wenigsten die lästigen Formalitäten, die beschwerlichen Lasten vermindern, welche dem Tausch, dem Verkauf oder dem Darlehn schaden können, sofern dies Handlungen sind.

Da in jeder bürgerlichen Gesellschaft jegliches Produkt irgend Einem angehört, und da die Theilung der Arbeiten nichts so bestimmt mit sich bringt, als daß die Produkte in andere Hände gerathen: so ist der Zweck der Handelsbetriebsamkeit recht eigentlich, den Uebergang der Produkte von einer Hand in die andere zu erleichtern. Allein die Klasse von Kaufleuten, welche in dieser Beziehung der Arbeit die größten Dienste leistet, besteht aus Bankiers, die standhaft damit beschäftigt sind, müssigliegende Kapitalien aufzusuchen, um sie der Betriebsamkeit anzuvertrauen, welche ihrer bedarf. Der zarteste Theil des Umlaufs — derjenige, durch welchen bewirkt werden soll, daß das Produkt in die Hände eines Mannes gerathe, der es nicht bezahlen kann — bildet die Grundlage aller Bankoperationen, und ihrem Wesen nach sind die Bankiers die Repräsentanten der Betriebsamen bei den Nicht-Produzenten, welche die Vorschüsse der Produktion leisten können.

Den Bankiers also ist es hauptsächlich vorbehalten, die Mittel zu vervollkommnen, wodurch die Arbeit den nöthigen Vorschuß von den Eigenthümern und den Kapi-

talisten erhält. Allein, wenn ihnen die Verbesserung des Schicksals ihrer Klienten gelingen soll, und wenn sie den politischen Einfluß, der ihnen in Folge ihres Betriebsamkeits-Patronats zukommt, vermehren wollen: so kann dies nur dadurch geschehen, daß sie den Vergesellschaftungsgeist unter sich entwickeln, d. h. daß sie den Privat-Kredit, der bei weitem wichtiger ist, als das, was man wohl öffentlichen Kredit nennt, auf einer breiteren Grundlage konstituiren, und ihm eine solche Organisation ertheilen, daß jeder Zweig der Betriebsamkeit eine besondere Richtung erhält, wodurch er einer allgemeinen Richtung unterworfen ist, die auf eine regelmäßige Entwickelung der Produktion abzweckt.

An einem anderen Orte werden wir vielleicht unsere Meinung darüber abgeben, welche Form die Organisation der industriellen Klassen annehmen könnte; hier wiederholen wir bloß, was wir auch sonst wohl bemerkt haben, daß die Zettelbanken, vermöge der Dienste, welche sie der Betriebsamkeit leisten können, berufen sind, die höheren Behörden zu ersetzen, welche ehemals den Angelegenheiten jeder Korporation vorstanden.

Die Banken scheinen uns nämlich alle Betriebsamkeits-Elemente einer auf das Vertrauen gegründeten gesellschaftlichen Ordnung in sich zu schließen. Durch sie kann der Privat-Kredit die gewünschte Ausdehnung gewinnen. Sie allein können den gesonderten Arbeiten einen Einheits-Charakter geben, welcher die Krisen abwendet, d. h. welcher sich dem plötzlichen Wechsel der Preise, auf welchen Mangel an Vertrauen, Mißkredit, folgt, entgegensetzt. Endlich und zuletzt wird der Umlauf der Erzeugnisse, ihr

erleichterter Uebergang von einer Hand in die andere zur Beschleunigung der Produktion gefördert werden durch den sinnreichen Mechanismus der Banken, welche dafür einstehen, daß die ihren Klienten geborgten Kapitale nützlich verwendet werden.

Besondere Wichtigkeit gewinnt diese letzte Betrachtung durch die Anwendung, welche sich davon auf die öffentlichen Anleihen machen lassen würde.

Die Staatswirthschaftslehrer haben sich bisher große Mühe gegeben, um auszumitteln, ob die Ausgaben einer Regierung reproduktiv seyen; und indem sie die großen Unternehmungen industrieller Nützlichkeit, wie die Landstraßen, die Brücken, die Kanäle, den Bergbau und einige andere Arbeiten beseitigt haben, sind einige von ihnen dahin gelangt, diese Frage bejahend oder verneinend zu beantworten. Diese Meinungsverschiedenheit darf uns nicht in Erstaunen setzen. Man spielt mit den Worten: Reproduktion, produktive Dienste, immaterielle Erzeugnisse und so weiter. Allein die Frage selbst ist schlecht gefaßt. Man will nicht wissen, ob das, was ein Verwalter verzehrt, durch ihn wieder hervorgebracht wird, sondern erforschen, ob es nicht unumgänglich sei, daß die Gesellschaft das Opfer der Ernährung, Bekleidung und Behausung, welche sie ihren Verwaltern gewährt, darbringe; ob sie nicht verbunden sei, daß sie ihnen die Mittel reiche, um sich die geistigen und sittlichen Genüsse zu verschaffen, welche den Geist erheben und die Sitten vervollkommnen, damit, zur Vergütung der dargebrachten Opfer, die Verwalter sich gefallen lassen, ihre Zeit auf die Aufsicht über die öffentli-

chen Angelegenheiten zu verwenden, und ihnen diejenige Richtung zu geben, welche der fortschrittlichen Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten gemäß ist. In dieser Ansicht ist die Frage nicht zweifelhaft: denn es springt in die Augen, daß die Gesellschaft sich dies Opfer auflegen muß. Es giebt also eine gewisse Zahl von Individuen, welche auf einen Theil der gesellschaftlichen Erzeugnisse Anspruch machen können. Allein diese Individuen haben kein Geld, um dergleichen zu kaufen, bieten auch nicht andere Produkte zum Austausch dar; und in diesem Falle kann, wie wir es bewiesen haben, der Umlauf, d. h. der Uebergang der Produkte von einer Hand in die andere, nicht anders Statt finden, als durch die Gewalt oder durch das Vertrauen.

In einer Abhandlung über Steuern und Anleihen haben wir bereits gezeigt, daß die letzteren auf die Verdrängung der ersteren hinarbeiten. Diese Meinung war nicht bloß auf das allgemeine Prinzip gestützt, daß der Kredit an die Stelle der Herrschaft der Gewalt getreten ist; sondern sie war auch durch eine handgreifliche Thatsache unterstützt, welche Jeder leicht bewahrheiten kann: durch die Einführung des Anleihe-Systems zur Deckung gewisser öffentlichen Lasten, welche ehemals nur durch die Besteuerung gedeckt werden konnten. Der äußerste Punkt, nach welchem wir in dieser Reihe von Fortschritten des menschlichen Geschlechts streben, ist die Selbstbesteuerung, das freiwillige Geschenk, das Bürgeropfer; und wiewohl wir diese Gränze vielleicht nie erreichen können, so können doch, wenn wir in dieser Richtung wirklich vorgehen, die

auf das Vertrauen gegründeten Anleihen noch sehr lange bestehen, während die auf die Gewalt gegründeten Steuern verschwinden würden.

Wir haben gesagt: die Banken stehen dafür ein, daß die ihren Klienten anvertrauten Kapitale nützlich angewendet werden. Warum nun sollte die Regierung nicht dahin gelangen, der Klient, zwar nicht einer Spezial-Bank, wohl aber, einer General-Bank zu werden, welche der Leitung aller anderen Kredit-Einrichtungen vorstände? Niemand wird so ungerecht gegen uns seyn, zu glauben, daß unser Raisonnement seine Anwendung finde auf den und den jetzt vorhandenen Staat, der, auf eine für die Fortschritte der Menschheit schädliche Weise, mehr als die Hälfte seines Budgets verzehrt. Wir sind weit entfernt von allen Anspielungen. Allein während der Privat-Kredit an Ausdehnung zunimmt, müssen die Regierungen dem Beispiel der Produzenten folgen, die, um Kredit zu haben, auf alle zwecklose Luxus-Ausgaben Verzicht leisten; sie müssen sich bestreben, das Gute, das man von ihnen erwartet, mit dem geringsten Aufwande von Menschen, von Zeit, und folglich von Produkten, zu leisten. Kurz: die Organisation des Systemes des öffentlichen Kredits, verschmolzen mit den Betriebsamkeits-Banken, wird nie vollständig gedacht und mit Erfolg angewendet werden, es sei denn in dem Augenblick, wo man mit sich selbst darüber einverstanden ist, daß die Formen, welche die Regierungen heut zu Tage den Regierten gegenüber anwenden, um von diesen ihre Gehalte und Besoldungen zu erhalten, noch durch Gewalt bezeichnet sind, und nicht den Betriebsamkeits-Charakter haben, den sie leicht erwerben würden,

wenn die Regierungen täglich einen häufigeren Gebrauch von dem Anleihe-System machten, und sich den Forderungen des Kredits anbequemten.

Ehe wir jedoch zeigen, wie der sinnreiche Mechanismus der Banken angewendet werden kann auf die Vorwegnahme der für die öffentlichen Ausgaben nothwendigen Summen, glauben wir einen Augenblick bei dem Anleihe-System verweilen zu müssen, um eine Schwierigkeit aufzuklären, auf welche wir zurückzukommen versprochen haben. Dies ist der fortschrittliche Anwuchs der öffentlichen Schuld. Wäre dieser Anwuchs ein Hinderniß für die allgemeine Anwendung des Anleihe-Systems: so müßte man wenigstens darüber ins Reine zu kommen suchen, innerhalb welchen Gränzen die öffentliche Schuld eingeschlossen bleiben muß. Zwar sagen sehr viel Leute: „eine große öffentliche Schuld ist verderblich, allein eine mäßige öffentliche Schuld ist eine gute Sache." Man muß sich jedoch näher erklären. Angenommen, daß jeder Eigenthümer, der für das Kapital, das er austhut, für das Haus, das er vermiethet, für das Landgut, das er verpachtet, ein Einkommen genießt, seine Ansprüche in den öffentlichen Schatz niederlegte, diesen mit der Einkassirung seines Einkommens belastete, und auf der einen Seite seinen, auf der andern den Namen seines Schuldners in das große Buch eintragen ließe: so würde die Staatsschuld scheinbar auf eine ungeheure Weise angewachsen seyn, und doch würde der Staat nicht reicher und nicht ärmer seyn, als er früher war, und es wäre sogar möglich, die Komptalität dieser doppelten Operation, d. h. der Einnahme der Einkünfte und ihrer Auszahlung an die Eigenthümer, auf eine

solche Weise einzurichten, daß dabei ein großer Theil derjenigen Zeit erspart würde, welche gegenwärtig für parzielle Empfangnahme verloren geht.

An und für sich liegt also in dem Anwuchs der öffentlichen Schuld nichts, was davon abschrecken könnte. Man muß nicht vor Ziffern erbeben, ehe und bevor man untersucht hat, was sie darstellen; und wenn das Anleihe-System, an die Stelle der Auflagen gebracht, ein Resultat gewährte, ähnlich der Hypothese, die wir so eben gemacht haben, so würde dies Resultat nichts Beunruhigendes mit sich führen: denn es würde im Gegentheil die Möglichkeit einer großen Gesammtarbeit hinsichtlich der Einkünfte der Nicht-Produzenten ankündigen. Diese würden nämlich dahin streben, ihre Eigenthumsansprüche in Koupons öffentlicher Anleihe zu verwandeln, während ihr gegenwärtiges Eigenthum übergehen würde in die Hände derer, die dies jetzt bloß benutzen, dann aber Erwerber werden würden.

Und in der That, wer in die Klasse der Staats-Gläubiger tritt, giebt insgemein einem Produzenten, der für seine Arbeiten der Kapitale und nicht einer Rente bedarf, die Kapitale, die er besitzt; er vertauscht den Eigenthumsanspruch, den er auf eine Scholle, ein Haus, ein Geräthschaft hat, gegen das Versprechen eines Einkommens, welches von den jährlichen Erzeugnissen der Gesellschaft entnommen ist. Schafft man eine neue Anleihe, so thut der Kapitalist, welcher daran Theil nimmt, wieder dasselbe; er überläßt einen Eigenthumsanspruch, den er auf eine Scholle oder auf Bewegliches hat, gegen ein Rente-Versprechen. So oft es demnach Anleihen

giebt, wie groß auch ihre Zahl seyn möge, ist nichts gewisser, als daß Leute, die sie besitzen, ursprünglich dem Staate einen Eigenthumsanspruch überlassen haben, welcher sehr liquide war. In dem Falle stets anwachsender Anleihen wird nur das Kapital von den Regierungen verbraucht, d. h. unter den Eigenthumsansprüchen, welche von den Unterzeichnern der Anleihe überlassen werden, werden nur diejenigen, die das Kapital repräsentiren, wirklich mit demselben verbraucht; aber die Ansprüche, welche geschaffen werden, um die verabredeten Zinsen zu bezahlen, bleiben übrig; die Eigenthümer, die sie repräsentiren, gehören nicht länger denselben Personen, denen sie im abgewichenen Jahre gehörten, aber, nach allem Anscheine, machen die neueren Besitzer einen besseren Gebrauch davon, weil sie sich um die Erwerbung derselben bemüht haben. Wir haben gesagt, daß in dem System der Anleihen, die durch die öffentlichen Ausgaben verbrauchten Produkte, immer die am schlechtesten verwendeten seyen. Wir haben hinzugefügt — und zwar als einen überflüssigen Beweis von der Anwendungsmöglichkeit dieses Systems — daß diese Art von Erhebung der öffentlichen Ausgaben es erlauben werde, den Arbeiten der Produktion alle diejenigen zurückzugeben, welche mit der Erhebung der Steuern beschäftigt sind, und daß der fortschrittliche Anwuchs des gesellschaftlichen Kapitals, welcher von dieser neuen Arbeit herrührt, dazu beitragen kann, daß man begreife, warum die fortschrittliche Zunahme der Staatsschuld nicht nothwendig eine Ursache des Verderbens sei, weil sie die Zahl der Arbeiter vermehrt. Wenn die Erhebungskosten eines Budgets von Einem Milliard nicht weniger als hundert

Millionen betragen, und wenn man, statt der Besteuerung, sich der Anleihe bedient, so braucht man von den Darleihern nur 900 zu verlangen. Diese liefern diese Summe gegen eine Rente, welche z. B. zu 5 Prozent stipulirt ist. Demgemäß haben sie für das folgende Jahr ein Recht auf 45 Millionen, und die öffentlichen Ausgaben erfordern eine Besteuerung von 945 Millionen. Allein die verabschiedeten Steuerbeamten haben ihrerseits 100 Millionen hervorgebracht, welche im abgewichenen Jahre nicht vorhanden waren; und es ist weit leichter in diesem Jahre 945 Millionen für die öffentlichen Ausgaben aufzubringen, als es im abgewichenen war, 900 Millionen zu finden, und das Kapital ist, nach gemachten Ausgaben, um 55 Millionen vermehrt. Indem man nun so fortfährt, wird man sehen, daß die Anhäufung der Zinsen noch übertroffen wird von der Anhäufung des Kapitals, das von der Arbeit der in die Reihen der Betriebsamen zurückgetretenen Steuerbeamten herrührt; denn dieselben Beamten erneuern nicht bloß jedes Jahr dasselbe Erzeugniß, sondern sie ziehen auch Gewinn von der Anhäufung der Kapitale, um alljährlich ihre Erzeugnisse zu vermehren. Endlich, wenn die ersparten Erhebungskosten größer sind, als die Zinsen der Anleihen, so ist nichts gewisser, als daß dies System nicht bloß nicht schädlich für die Produktion ist, sondern auch dahin wirken werde, den Zinsfuß herabzusetzen, schon dadurch, daß der Anwuchs des gesellschaftlichen Kapitals schneller von Statten gehen würde, als dies unter der Herrschaft der Besteuerung möglich war.

Wir gehen jetzt zu der Leichtigkeit über, welche die allgemeine Organisation der Zettelbanken gewährt, um

der Regierung die zu den Ausgaben nöthigen Summen zu verschaffen.

Kommen einmal die Bankiers dahin, sich die Frage beantworten zu müssen, wie es anzufangen sei, um die Kredit-Mittel zu vermehren, welche die Arbeit dem Werkzeuge, oder den Produzenten dem Eigenthümer näher bringen: so wird diese Frage sehr schnell beantwortet seyn. Sie werden zunächst die Nothwendigkeit solcher Banken einsehen und anerkennen, deren sämmtliche Operationen Gewährleistungen gegen eine Belohnung sind, die nach Maßgabe der mittlern Zahlungsfähigkeit der Klienten dieser Bank bestimmt wird. Ihre Stifter aber würden einen großen persönlichen Vortheil in diesen Assoziationen finden; denn diese würden ihnen erlauben, die durch die Banknoten konstatirte gesellschaftliche Gewährleistung in beinahe allen den Operationen zu geben, in welchen sie früher nur ihre individuellen Unterzeichnungen geben konnten.

Gäbe es solche Banken in jedem Zweige der Betriebsamkeit, so würden alle Kredit-Operationen, bei welchen der Zins der vorgeschossenen Kapitale gegenwärtig ein Gewinn für die Bankiers ist, zum Theil das Einkommen der Banken ausmachen; alle die Gewinne, die sich jetzt unter tausenden von Individuen vertheilen, welche sich mit dem Eskompt beschäftigen, oder, indem sie auf Zeit verkaufen, die Verfallszeit der Fakturen-Reglements erwarten; mit einem Worte: alle Darlehns-Operationen, welche zu Stande kommen zwischen dem, welcher etwas besitzt, und dem, der dafür nichts in Tausch geben kann, würden in den Wirkungskreis der Banken zurücktreten.

Nun haben wir aber gezeigt, wie es möglich ist, den

Kredit der Banken auf so feste Grundlagen zu stellen, daß diese Institute sehr wohl des todten Kapitals entbehren können, das müssig in ihre Kassen liegt. Die Gewinne ihrer Operationen würden also, nach Abzug ihrer Verwaltungskosten, jährlich ein Einkommen bilden, das um so beträchtlicher wäre, als der Satz der Vorschüsse oder der Darlehne, verglichen mit ihrer Zahl, erhöht wäre. Und dieses Einkommen, anstatt vertheilt zu werden unter den Aktionären, welche nicht wirkliche Verpächter von Kapitalien, sondern ganz einfach Gewährleister einer guten Geschäftsführung seyn würden, konnte angewendet werden auf jede Art von Ausgabe, die im allgemeinen Interesse gemacht wird.

Außerhalb der Banken giebt es Leute, deren Amt darin besteht, daß sie die Gesellschaft vor inneren Unruhen, vor auswärtigen Angriffen bewahren, die Nation in Frieden erhalten, und folglich die Entwickelung der Arbeit begünstigen. Dieser Dienst ist, selbst für die Bank, wohl so viel werth, als der eines Aufsehers, eines Buchhalters und eines Schreibers. Allein er wird gegenwärtig nicht mit denselben Rücksichten, mit derselben Erkenntlichkeit vergolten; ja er wird verhältnißmäßig gar nicht belohnt. Ständen die Banken überall da als Mittelpunkte von Betriebsamkeits-Operationen jeder Art, vollzögen sich alle Beziehungen zwischen der thätigen und der zurückgezogenen Betriebsamkeit, zwischen dem Produzenten und dem nicht-hervorbringenden Eigenthümer, durch ihren Dazwischentritt: so würde der Umfang ihrer Geschäfte (welche alle Betriebsamkeits-Operationen, worin der eine Kontrahent ein Anleiher, der andere ein Darleiher wäre, umfassen würden)

so wie ihre Gewinne sehr beträchtlich werden. Diese Gewinne aber können, wie wir bemerkt haben, gänzlich auf Ausgaben öffentlicher Nützlichkeit und auf solche Versuche von großen Benutzungen angewendet werden, bei welchen zu fürchten ist, daß das Experiment fruchtlos bleiben werde.

Auf diese Weise haben wir den Endpunkt der Anwendung der Anleihen zur Befriedigung der öffentlichen Ausgaben angeschaut. Wir haben versucht zu zeigen, wie diese Art von Vorwegnahme sich nach und nach an die Stelle der Besteuerung bringen wird, um den Uebergang des Systems der Gewalt zu dem des Kredits zu bewirken, und durch die Papier-Münze in einem Bankpapier zu endigen, das nicht auf Sicht zahlbar ist. Der Mechanismus, in dessen Zergliederung wir uns eingelassen haben, würde folgender seyn. Die Regierung, welche zur Dekkung sämmtlicher Ausgaben einer Milliard bedarf, würde sich an die General-Bank wenden. Diese würde ihr das Geforderte in Bankzetteln reichen, und sich ihrerseits mit den Spezial-Banken besprechen, um zu erfahren, ob die Gewinne alle Ausgaben decken. Sie würde auf diese Weise darüber ins Klare kommen, ob die Ausgaben der Regierung die hervorbringenden Fähigkeiten der Nation übersteigen; denn, in dieser Voraussetzung würde ein Theil von denen, welche geneigt sind, sich in den Ruhestand zu begeben, genöthigt seyn, die Arbeit fortzusetzen, oder auch in dieselbe zurückzutreten, dafern sie sich schon von ihr entfernt hätte. Ein solcher Fall kann nämlich nur dann eintreten, wenn die Anweisung, welche sie auf die allgemeine Arbeit haben, und mit welcher sie in der Unthätigkeit zu beharren hofften, aus irgend einer Ursache an ihrem

Werthe verliert, und ihnen die Hoffnung raubt, daß sie so angenehm leben werden, als sie wohl möchten. Diese Werthsverminderung würde Statt finden, wenn man bei Verkäufen sich weigerte die Bankzettel anders, als gegen einen Abzug, d. h. mit einem Verluste auf ihren Nominal-Werth zu nehmen. Wir sagen: „gegen einen Abzug;" denn so lange der Zins der Kapitale nicht annullirt ist, wird der größte Theil der Bankzettel zu festgestellten Verfalls-zeiten zahlbar, und folglich eines Eskomptes fähig seyn. Bei dem allen kann die Werthverminderung nicht von langer Dauer seyn, weil ihre unmittelbarste Wirkung die Banken nöthigt, ihren Eskompt-Satz zu erhöhen, und folglich ihre Operationen ins Gleichgewicht zu bringen mit den Bedürfnissen des Umlaufs, welcher selbst vermindert ist durch die Abwesenheit der von der Regierung verbrauchten Produkte.

Wir geben, wie man sieht, den Banken eine große Wichtigkeit, weil wir annehmen, daß sie in ihren Gewinnen die Mittel finden können, die öffentlichen Lasten zu decken. Freilich, was gegenwärtig da ist, steht nicht im Verhältniß zu dem, wovon wir reden; allein ist das, was vorhanden ist, nicht eine Anzeige dessen, was dereinst vorhanden seyn wird? Man vergleiche diese großen Geld-Komptoire mit den Banken der italiänischen Wechsler; man werfe z. B. einen Blick auf die Banken Großbritanniens, und suche die Wirkung zu berechnen, welche eine allgemeine Bank auf das öffentliche Vertrauen hervorbringen würde, d. h. eine Bank, welche die Solidität aller Spezial-Banken garantirte, eine Bank, welche allein Noten ausgäbe, und folglich der Mittelpunkt der Operationen

aller zerstreuten Banken wäre? Alle Kredit-Handlungen würden alsdann durch eine einzige Assoziation vollbracht werden; und sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß die Assoziation in kurzer Zeit eine so hohe Wichtigkeit gewinnen würde, daß die früher von uns gemachten Voraussetzungen dem Verstande keine unüberwindlichen Schwierigkeiten darböten?

Wir können, um alles mit Einem Worte zu sagen, nicht glauben, daß der Kredit seine höchste Entwickelung erreicht habe. Wir können also nicht annehmen, daß wir, die wir über unsere Väter hinausgegangen sind durch die Erfindung der Anleihen, der Banken, der Versicherungen, der Eigenthumsansprüche unter der Form von Aktien, nicht auch unsererseits werden übertroffen werden, in Folge neuer Gedanken, die sich auf die allgemeine Betriebsamkeit beziehen. Nicht alles ist im achtzehnten Jahrhundert zur Vollendung gebracht worden. Unstreitig hat das menschliche Geschlecht während dieses Zeitraums einen starken Fortschritt gemacht; allein es bleiben ihm noch viele andere übrig. Erkundigt man sich bei den Staatswirthschaftslehrern nach ihren Ideen über bevorstehende Vervollkommnungen, so tritt die Ohnmacht ihres Geistes sogleich zum Vorschein. Höchstens antworten sie mit einem: Laßt machen, laßt walten*). Richtet die Frage von Vervollkommnung so ein, daß die Religion ihr Gegenstand wird; und ein berühmter Staatswissenschaftslehrer wird euch auf der Stelle antworten: „die Religion vervollkommnet sich mit den Fortschritten der Moral, der Wis-

*) Laissez faire, laissez passer.

senschaften, und mit dem Anwuchs des öffentlichen Reichthums." Das Alles ist wahr; allein in welcher Richtung muß der Mensch arbeiten, um in der Linie der Fortschritte zu seyn, um die Moral, die Wissenschaften und die Industrie so zu vervollkommnen, daß nützliche Entdekkungen gemacht werden, welche den Mechanismus des Kredits, oder die kirchlichen Lehren verbessern? Was ist zu thun? Vielleicht täuschen wir uns hinsichtlich einzelner Vollziehungsmaßregeln; die Zukunft wird ohne Zweifel einige unserer Prophezeihungen unbestätigt lassen. Deßhalb aber ist es nicht minder wichtig, zu wissen, ob wir wirklich in der Bahn des Kredits sind, d. h. ob wir uns Rechenschaft abgelegt haben von den Fortschritten, welche das menschliche Geschlecht in dieser Richtung von dem Augenblick an, wo die Menschen sich der Produkte ihrer Arbeiten nur dann entäußerten, wenn sie dieselben gegen andere Produkte, deren sie bedurften, austauschen konnten, gemacht hat bis zu dem gegenwärtigen Zeitabschnitte, wo die Werkzeuge der Betriebsamkeit immer mehr in die Hände derer gerathen, die sie am vortheilhaftesten anzuwenden verstehen, wie groß die Hindernisse, welche sie gegenwärtig trennen, auch scheinen mögen. Wie weit wir in der Bahn des Kredits auch vorgedrungen seyn mögen: die Schritte, welche uns zu thun noch übrig bleiben, sind unermeßlich. Eben so verhält es sich mit der Kultur des Bodens. Je mehr wir in der Zeit vorrücken, desto mehr wird die Bestellungsart ohne Zweifel den chemischen und physischen Anlagen jedes Theils des Erdballs angepaßt werden. Wenn die Völker nach und nach dem Ausschliessungs-System entsagen, so wird der Boden je mehr und

mehr

mehr bestellt werden — nicht etwa nach Maßgabe der Theorie der Handels-Bilanz, welche ganz und gar nicht wissenschaftlich ist, wohl aber nach der Qualität des Bodens und seiner Temperatur, was bei weitem rationeller ist. Und doch will man heut zu Tage in Frankreich noch bessere Heerden haben, als die der Schweiz? Und haben Kunstverständige nicht bewiesen, daß es angemessen sei, Zucker, Indigo, Taback und sogar Baumwolle unter der blassen Sonne der Loire oder Marne zu erzeugen? Wir haben noch viel zu thun im Ackerbau, in der Manufaktur-Betriebsamkeit, wie in den Kredit-Beziehungen. Muß denn Jeder maschinenmäßig fortgehen, indem er den engen Pfad verfolgt, worin er sich bisher fortgeschleppt hat? Und ist es etwa nicht nöthig, einen Blick zu werfen auf die große Bahn, welche die Menschheit zu durchlaufen hat, worin aber ihre Fortschritte um so reißender seyn werden, je mehr man ihr ein angenehmeres Klima, einen fruchtbareren Boden und bessere Menschen vor Augen hält — Menschen, die für alle Gefühle der Gesellschaftlichkeit empfänglicher sind?

Schlössen wir diesen Artikel hier, so würden wir zu fürchten haben, daß man einen Schluß in Beziehung auf die Frage, die wir haben abhandeln wollen, von uns fordern möchte. Und doch enthält unsere letzte Phrase ganz genau unser allgemeines Urtheil über diese Frage. Da nämlich der Umlauf keinen anderen Zweck hat, als die Schnelligkeit des Ueberganges der Produkte in die Hände derer, die sie mit dem größten Erfolg vervollkommnen können, zu begünstigen: so ist das, was diesem anziehenden Theile der Produktion annoch fehlt — die Entwickelung

einer großen gesellschaftlichen Tugend, der Kredit. Diese Tugend wird die Organisation der Banken eben so vervollkommnen, wie, nach Herrn Benjamin Constant, die Moral die Religion vervollkommnet. Allein der Kredit und die Moral haben Repräsentanten auf Erden: die Bankiers und die Moralisten aller Klassen, aufgeklärt durch die Theorie sollen die Praxis vervollkommnen. Was nun thun die Bankiers, um den Zustand der Banken zu verbessern? Nichts! Das Privilegium der französischen Bank scheint die Betriebsamkeits-Intelligenz mit einem dicken Schleier bedeckt zu haben. „Es ist nichts zu thun, sagt man, so lange man gegen einen bevorrechteten Konkurrenten zu kämpfen hat." Hier findet jedoch kein Kampf Raum. Man muß zeigen, daß die Bank selbst ihr Privilegium nicht auf die ihrem Vortheile angemessenste Weise benutzt; daß sie das, was der Verstand der Einzelnen, nach Ablauf der für ihr Privilegium festgesetzten Frist, leisten kann, schon jetzt weit besser leisten könnte; kurz, daß sie sich an der Spitze der Vervollkommnungen des Kredits stellen, und die Revision ihrer Statuten, sofern sie sich den Verbesserungen widersetzen, nachsuchen sollte. Sehr wohl wissen wir, daß dem Wunsche, zu verbessern, die Gefahr, nicht etwa zu neuern — denn Neuerung ist kein Uebel — wohl aber das, was nicht ganz gut ist, durch etwas zu ersetzen, das gar nicht taugt, zur Seite geht. Allein diese Maxime, als allgemeine Regel befolgt, würde zu der vollkommensten Unbeweglichkeit führen. Wann die vornehmsten Bankiers, d. h. die angesehensten Aktionäre der Bank, eine Untersuchung darüber anstellen werden, ob dies Institut so vollkommen sei, daß nichts mehr geschehen

könne, um seine Nützlichkeit und zugleich seine Wichtigkeit zu erhöhen: dann wird man der Neuerung sehr nahe stehn: denn die Wahrheit zeigt sich gar bald. Doch es giebt so wenig Menschen, die sich mit Vervollkommnungen beschäftigen; man genießt so gern die Gegenwart, ohne an die Zukunft zu denken, vorzüglich wenn die Gegenwart mit einem Einkommen von 50,000 Livre verbunden ist. Unter diesen Bevorrechteten des Glücks muß es einige geben, für welche die Materie nicht alles ist; es muß unter ihnen Leute geben, die in ihren Palästen an den Verdruß, den Kummer und das Elend denken, die der intelligente Mann empfindet, der die für seine Arbeiten nöthigen Werkzeuge nicht erhalten kann; es muß endlich unter diesen Leuten, welche durch ihr Vermögen so viel Gewalt über Ihresgleichen ausüben, einige geben, welche die Menschheit lieben, ihre Bedürfnisse kennen, und es fühlen, daß sie auf die öffentliche Achtung nur dann Anspruch machen, und bleibenden Ruhm nur dann erwerben können, wenn sie sich an die Spitze der Betriebsamkeit stellen, und ihren Gang nach einer besseren Zukunft beschleunigen.

Ueber Robert Owen.

(Auszug aus einem Schreiben an den Herausgeber dieser Monatsschrift.)

London, den 20. Novbr. 1827.

Sie wünschen mit Robert Owens Charakter und Bemühungen um die Verbesserung des sittlichen Zustandes seiner Landsleute genauer bekannt zu werden, als Sie es möglicherweise durch bloße Zeitungs-Artikel seyn können, die, indem sie dieses Philanthropen gedenken, bei Einzelheiten stehen bleiben, welche unter sich keinen Zusammenhang haben.

Ihr Wunsch soll, so weit meine Kräfte reichen, erfüllt werden; denn ich selbst finde eine Art von Genügthuung und Genuß darin, mich mit Ihnen über diesen merkwürdigen Mann zu unterhalten, der bisjetzt noch, mehr oder weniger, alle diejenigen, die mit ihm in Berührung gekommen sind, bezaubert hat.

Was ich Ihnen mittheilen werde, ist theils aus dem Metropolitan Literary Journal, theils aus dem Cooperative Magazine, hauptsächlich aber aus den Mittheilungen einiger gemeinschaftlichen Freunde, und aus meinen eigenen Zurückerinnerungen geschöpft, wobei Sie mir wohl glauben werden, daß mich Robert Owens Bestrebungen und Mühen seit mehreren Jahren im höchsten Grade interessirt haben.

Ich fange vom Ei der Sache an.

Robert Owen wurde im Jahre 1771 zu Newtown in der Grafschaft Montgommeryshire geboren, so daß er gegenwärtig 56 Jahr alt ist. Als zehnjähriger Knabe kam er, man weiß nicht unter welchen Umständen, zuerst nach London, blieb aber nur kurze Zeit in der Hauptstadt, und ging nach Stamford in Lincolnshire, wo er drei Jahre verweilte. Er kam hierauf nach London zurück, und fand auf einige Zeit sein Unterkommen in einem Kramladen, mit welchem eine Strumpfabrik in Verbindung stand. Er ging sodann nach Manchester, wo er, obwohl noch sehr jung, für eigene Rechnung in dem Maschinenwesen und in der Baumwollspinnerei zu arbeiten begann. Dies brachte ihn in Verbindung mit mehreren Handelshäusern, von welchen eins ein Komtoir in London hatte. Zuletzt kaufte er, in Verbindung mit seinem letzten Assozié, die Spinnerei des Herrn Dale, welche sich zu New-Lanark in Schottland befindet, und an welcher er noch jetzt seinen Antheil hat.

Nach der Lebensweise, welche Herr Owen zu führen genöthigt war, urtheilt man leicht, daß er für seine Belehrung nur wenig thun konnte. Was man klassische Bildung zu nennen pflegt, blieb ihm gänzlich fremd, und bei mehr als einer Gelegenheit hat er selbst eingestanden, daß er nichts weniger sei, als ein Gelehrter. Indeß ist zu glauben, daß er viel gelesen hat; vor allem das, was sich auf seine Entwürfe bezog. Wie es sich auch damit verhalten möge: gewiß ist, daß er in seiner praktischen Laufbahn, vorzüglich aber in seiner Spinnerei zu New-Lanark, wo er zwanzig Jahre lang an der Spitze von

vielen Arbeitern stand, zur Kenntniß der Mittel gelangte, wodurch man den Charakter der Menschen bildet, sie zu einem gemeinschaftlichen Ziele hinleitet, und beträchtliche Vereine, theils zur Verminderung der Produktions-Kosten, theils zur Erleichterung der Vervollkommnungen des menschlichen Geschlechts benutzt.

In den Jahren 1811 oder 1812 zog er zu Glasgow zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich durch eine Rede, welche er bei einem, dem berühmten Lancaster zu Ehren gegebenen Mittagsmale hielt. Hier sprach er sich nämlich auf eine merkwürdige Weise über die künftigen Resultate der Maschinen aus, welche bestimmt sind, die Arbeit des Menschen zu ersetzen, so wie über die Reaktion dieser Werkzeuge auf die ganze gesellschaftliche Organisation. Seine Ansichten galten damals, wie alles, was außerordentlich und neu ist, für schimärisch, wiewohl man seitdem eingestanden hat, daß die Thatsachen, auf welche er sein Raisonnement stützte, noch hinter der Wirklichkeit zurückstanden.

Ich übergehe mit Stillschweigen einige Schriften, welche er nicht lange darauf über verschiedene Gegenstände der Betriebsamkeits-Wirthschaft bekannt machte, um desto schneller zu seinem Hauptwerke zu gelangen, d. h. zu demjenigen, das die Grundlage des moralischen Theiles seines Systems eben so ausmacht, wie seine zu Glasgow gehaltene Rede die Grundlage desselben in wirthschaftlicher Beziehung geworfen hatte. Dies Werk wurde in vier auf einander folgenden Theilen unter dem Titel bekannt: Neue Ansicht von der Gesellschaft, oder Versuche über die Bildung des menschlichen

Charakters u. s. w. Von diesem Werke will ich einen so genauen Abriß, als nur möglich ist, zu geben versuchen.

Herr Owen stellt als Thatsache auf, daß die Bildung des Charakters jedes Einzelnen nicht sein eigenes Werk ist — daß sie vielmehr abhängt, theils von der ursprünglichen Organisation, die er nicht nach seinem Belieben hat hervorbringen können, theils, und zwar hauptsächlich, von allen den Umständen, die ihn im Laufe seines Lebens, vorzüglich aber in seiner Kindheit umgaben: ein Gedanke, den er durch den abkürzenden Ausdruck darstellt: „daß der Charakter des Menschen nicht durch ihn, sondern für ihn gebildet wird." Dieser Gedanke tritt, wie man sieht, in die Lehre von der Nothwendigkeit unserer Handlungen ein. Welche Einwendung aber auch gegen die wahren oder falschen Folgerungen dieser Lehre gemacht werden mögen: Herr Owen zeigt, daß sie zu zwei sehr wichtigen Resultaten führt: einmal, hinsichtlich der Möglichkeit, das gegenwärtige System der Gesellschaft gänzlich zu verändern; zweitens, hinsichtlich der wohlthätigen Revolution, welche die allgemeine Annahme dieses Prinzips in den gegenseitigen Gefühlen und Gesinnungen der Menschen hervorbringen würde. Was den ersten Punkt betrifft, so drückt sich Herr Owen darüber folgendermaßen aus: „Weil kein Individuum es in seiner Gewalt hat, seinen eigenen Charakter zu bilden, auf dessen Bildung alle ihn umgebenden Umstände einfließen, vorzüglich die seiner Kindheit, so würde es für jede, mit einer gewissen Gewalt bekleideten Gemeine leicht seyn, die Gesellschaft auf Grundlagen zurückzuführen, welche dem Wohlseyn jedes Individuums entsprechender sind, nämlich durch Veränderung

der Umstände, welche jedes Individuum umgeben, vorzüglich aber dadurch, daß die Erziehung auf rationellere Grundsätze gestützt wird. Was den zweiten Punkt betrifft, so würde aus demselben Prinzipe folgen, daß man darauf ausgehen müsse, alle die feindseligen Gesinnungen zu unterdrücken, welche von der Meinung herrühren, daß es von dem Individuum abhange, etwas Anderes zu seyn, als es wirklich ist; denn wie könnte man wohl zürnen auf Wesen, die man betrachten muß als fortgezogen von den Umständen, die sie nicht selbst vernichten oder verändern können? Dies letzte Resultat würde zum Wohlseyn des Menschen ungemein viel beitragen; denn es würde uns alle mit der vollkommensten Nachsicht durchdringen, eine allgemeine Liebe verbreiten, die Reibungen in Gedanken und Interessen vermindern, und die sittlichen und geistigen Genüsse verhundertfachen."

In derselben Schrift gab Herr Owen eine höchst anziehende Nachricht von dem Etablissement zu New-Lanark, welches nicht, wie Viele glauben, eine korporative Gemeinheit, sondern nur eine, im System der übrigen Sozietät eingerichtete große Manufaktur ist, für welche also Herr Owen Assoziés hat, die ihm nicht erlauben, die Anwendung seiner Grundsätze auf dieselbe zu versuchen. Dieses Umstandes ungeachtet, hat er hier seine wichtigsten Bemerkungen über die Mittel, den Charakter der Menschen zu bilden, vorausgesetzt, daß man nur einige Autorität über sie ausübt, gemacht. Bei seiner Ankunft zu New-Lanark, fand er die Bevölkerung dieses Orts in Liederlichkeit versunken, so wie in allen den Lastern, welche die Menschheit herabwürdigen. Voll nun von dem leben-

digsten Mitleide für diese Unglücklichen, unternahm er es, ihre Sitten und ihre Grundsätze zu verbessern; und wiewohl er für sie ein Fremdling war, so brachte er es doch durch Geduld und Güte, und einfaches Zureden und Aufschlüsse, die er über wahren Vortheil gab, in kurzer Zeit dahin, daß er beinahe alle die Laster verbannte, denen sie früher ergeben gewesen waren. Er machte sie aufrichtig, anständig, nüchtern, sparsam, duldsam. Allein sehr frühe legte er es darauf an, den Erziehungs-Plan der Kinder beiderlei Geschlechts zu verbessern; und er nahm so gute Unterrichts- und Gewöhnungs-Methoden an, daß das Lernen ein bloßes Spiel für die Zöglinge wurde, während es einzig und lediglich auf die Vervollkommnung ihres physischen und sittlichen Wesens abzweckte. Mit Einem Worte: zu New-Lanark fand er zuerst Gelegenheit zu bemerken, wie leicht es in einer Gesellschaft, die ihren Charakter in der Uebereinstimmung der Willen hat, ist, alle Hülfsquellen der Wissenschaften und der Künste zu benutzen, um die Kosten und die Unannehmlichkeiten der Hervorbringung zu vermindern, während die Produkte und die Annehmlichkeiten der Arbeit sich dagegen auf eine erstaunliche Weise vermehren.

In den Bemühungen des Herrn Owen war das Jahr 1817 ein sehr merkwürdiges. Zuvörderst geschah es in diesem Jahre, daß er, auf das Ersuchen eines Ausschusses des Hauses der Gemeinen, einen *Bericht über die in den Manufakturen angestellten Armen* abfaßte: einen Bericht, der einen Entwurf zu einem Etablissement enthielt, worin zweihundert Individuen mit einer gemeinschaftlichen Arbeit beschäftigt werden sollten. Nächstdem

berief er in demselben Jahre zu London eine öffentliche Versammlung, welche bestimmt war, sein System zu erörtern, so daß dieses allen nur möglichen Einwendungen preisgegeben wurde. Die Versammlung begann mit einer Rede, worin er ein auffallendes Gemälde von den Uebeln entwarf, welche aus dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft entspringen, zugleich aber die Mittel angab, wodurch diesen Uebeln auf eine bleibende Weise abgeholfen werden könnte. Doch die Geister waren für Ideen dieser Art sehr wenig vorbereitet. Die Versammlung war höchst stürmisch, und seine heftigsten Gegner fand Herr Owen in den berühmtesten Vertheidigern der Reform, wie Herr Weitmann, Herr Woole, der Major Torrens und selbst der berüchtigte Heinrich Hunt. Die Sitzung mußte vertagt werden; und wiewohl Herr Owen mit der größten Achtung behandelt wurde, so stieß er doch auf gleichen Widerstand von Seiten des Herrn Weitmann und des ehrwürdigen Majors Cartwoight, dieses philanthropischen Greises, der so heftig für eine Reform eingenommen war. Unstreitig rührte dieser Widerstand daher, daß Herr Owen ohne alle Schonung zu verstehen gab, daß die von der Volksparthei vorgeschlagenen Rettungsmittel, sofern sie in einer bloßen Verminderung der Taxen und in einer politischen Reform beständen, ohne alle Wirkung bleiben würden, so lange man nicht Mittel fände, die Betriebsamkeits-Klassen auf eine bleibende Weise zu beschäftigen, besonders aber, so lange man die geistige und die sittliche Erziehung sämmtlicher Volksklassen nicht gänzlich umgeschmolzen haben würde.

Herr Owen gab in eben dieser Zeit mehrere Schriften

heraus, worin er seine Grundsätze noch vollständiger entwickelte, und trat hierauf im Jahre 1818 seine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Deutschland an. In eben diesem Jahre machte er zwei Denkschriften bekannt, deren Gegenstand die Betriebsamkeits-Klassen waren. Die eine wurde den Regierungen Europa's und Amerika's, die andere den zu Aachen versammelten Suveränen gewidmet. Wird man sich darüber wundern, wenn ich sage, daß beide Denkschriften, vorzüglich aber die letztern, ohne Erfolg bleiben? Dennoch dienten sie vielleicht dazu, die Prinzipe, die ihren Inhalt ausmachten, immer weiter auszubreiten.

Im Jahre 1819 war Herr Owen Kandidat für das Haus der Gemeinen; allein er wurde nicht gewählt. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, seine Bemühungen zu verdoppeln, um zu einer praktischen Anwendung seines Systemes zu gelangen. Er machte zunächst eine Zuschrift bekannt, welche, an die Betriebsamkeits-Klasse gerichtet, vortreffliche praktische Ideen enthielt. Dann berief er hintereinander zwei öffentliche Versammlungen, in welchen der Herzog von Kent, Bruder des Königs, den Vorsitz führte, und denen, außer dem Herzog von Sussex, viele andere durch Stand und Rang ausgezeichnete Personen beiwohnten. Herr Owen legte dem Publikum ein Modell von einem Cooporations-Dorfe vor, das er errichten wollte. Nun fehlte es zwar auch diesmal nicht an Widerspruch; doch verhinderte dieser nicht, daß auf der Stelle eine Subskription eröffnet wurde, deren Total 100,000 Pf. betragen sollte. Herr Owen selbst unterzeichnete 1000 Pf. St. und eben so Herr J. Smith, Bankier und Mitglied des Parliaments.

Der Betrag der Subskriptionen war bald so beträchlich, daß Herr Owen und einige seiner Freunde sich nach Motherwell in Schottland begaben, um hier fünfhundert Morgen Landes zur Bildung des projektirten Dorfes zu kaufen. Diese Stiftung kam jedoch nicht zu Stande, wenn gleich aus Ursachen, die, wie man weiter unten sehen wird, ganz und gar nicht ungünstig waren. Es gelang bei dieser Gelegenheit auch, eine bleibende Gesellschaft zu Stande zu bringen, welche die philanthropische Gesellschaft Britanniens und des Auslandes genannt wurde. Diese Gesellschaft vereinigte sich verschiedene Male, und ließ auch mehrere Artikel in die öffentlichen Blätter einrücken; allein sie stellte nicht lange darauf ihre Arbeiten ein, um sich mit einer andern, jetzt noch fortdauernden Gesellschaft zu verschmelzen, deren ich später gedenken werde.

In den Jahren 1820, 1821 und 1822 zeigte sich Herr Owen sehr wenig dem Publikum; allein er beschäftigte sich deßhalb nicht minder eifrig mit der Vollziehung seiner Entwürfe. Wie viel Proselyten er auch machen mochte: so verzweifelte er doch daran, in England die Unterstützung zu finden, deren er bedurfte. Die stärksten Hindernisse fand er, wie bereits bemerkt worden ist, bei den Radikalen; wahrscheinlich, weil sein System so weit von dem Zweck entfernt war, irgend einer politischen Parthei das Uebergewicht zuzuwenden, oder irgend einen Theil der Gesellschaft gegen den andern zu erbittern.

Im Jahre 1823 bewies Herr Owen die meiste Thätigkeit: er begab sich nach Irland, wo er hintereinander drei Versammlungen zusammenberief, in welchen der Lord-Mayor von Dublin den Vorsitz führte. Sehr viele vor-

nehme Personen wohnten diesen Versammlungen bei, und nur in der ersten stieß er auf einigen Widerstand, der hauptsächlich von der Geistlichkeit herrührte. In der letzten wurde beschlossen: 1) daß Herr Owen beauftragt werden sollte, dem Parliament Petitionen vorzulegen, welche auf der Stelle vorbereitet wurden; 2) daß man eine hibernisch-philanthropische Gesellschaft bilden wollte. Es scheint nicht, daß der letzte Beschluß zur Ausführung gebracht worden sei; doch kam die Gesellschaft späterhin unter einer anderen Benennung ins Leben. Was die Petitionen betrifft, so erregten sie im Schoße des Parliaments einige Erörterung, welche jedoch so schwach war, daß sich auf der Stelle vorhersehen ließ, daß für den Augenblick nichts zu machen seyn werde.

Im Juli desselben Jahres kam Herr Owen nach London, wo er auf gleiche Weise zwei Versammlungen mit dem besonderen Zweck, Irland durch Cooperativ-Gemeinen zu Hülfe zu kommen, zusammen berief. Es zeigten sich wieder einige Gegner; indeß bewirkte er die einhällige Annahme der von ihm vorgeschlagenen Resolutionen, nach welchen die Regierung ersucht werden sollte, ein Experiment dieser Art in England, Schottland und Irland zu gestatten, doch vorzüglich in dem letzten Lande. Wie es scheint, blieb die Regierung gegen diese Bitte eben so taub, wie das Parliament.

Als Herr Owen endlich einsah, daß er von der öffentlichen Autorität nichts erhalten würde, und dabei bedachte, daß England, theils wegen seines alten Gesellschaftszustandes, theils wegen des hohen Preises der Ländereien, nicht das Land sei, wo er die Erfüllung seines

Lieblingswunsches erwarten dürfe, faßte er den Entschluß, mit den Kapitalien, über welche er verfügen konnte, nach Amerika zu gehen. Zu diesem Endzweck schiffte er sich ein, und begab sich in den Indiana-Staat, einen der jüngsten Theile der Vereinigten Staaten, wo er ungefähr 30,000 Morgen Landes kaufte, welche bis dahin einer würtenbergischen Kolonie, die Harmonier genannt, gehört hatten: einer Kolonie, welche sich tiefer ins Land zu begeben wünschte. Er fand hier ein schönes Dorf, oder vielmehr eine kleine wohlgebaute Stadt, so wie auch einen Theil der Ländereien im Kultur-Zustande.

Die nöthige Bevölkerung herbeizuziehen, versäumte er keinen Augenblick; und nicht genug, daß die öffentlichen Blätter für ihn warben, erhielt er auch zweimal die Erlaubniß, seine Plane in dem Schoße der Repräsentanten-Kammer der Vereinigten Staaten zu entwickeln. Die Reden, die er bei dieser Gelegenheit hielt, waren besonders merkwürdig durch die edle Freimüthigkeit, womit er den Amerikanern von der Höhe ihres Rednerstuhles sagte: „sie wären noch kein wahrhaft freies Volk, weil in ihrer Mitte der Geist der Unduldsamkeit in Sachen der Religion vorherrsche; und er fügte hinzu: man könne sich nicht eher frei nennen, als bis man berechtigt wäre, alle mögliche Meinungen, was auch immer ihr Gegenstand seyn möchte, zu erörtern, nicht bloß ohne deßhalb gerichtlich verfolgt zu werden, sondern auch ohne sich den Tadel derer zuzuziehen, welche diese Meinungen nicht mit uns theilen." Ungeachtet dieser strengen Wahrheiten, wurden die Reden Owens mit der größten Achtung vernommen, und schadeten auf keine Weise den Fortschritten des Systems.

Aus allen Theilen des mitternächtlichen Amerika strömten sehr bald eine Menge Leute herbei, um sich in New-Harmonie niederzulassen. In mehreren Orten, durch welche Owen reisete, sprach sich die lebhafteste Begeisterung für ihn aus. Zu Pittsburg redete er zum Volke in der Presbyterial-Kirche, und die Gerichtshöfe stellten während der Versammlung ihre Sitzungen ein.

Sobald der erste Grund zu dieser Niederlassung gelegt war, überließ er die Aufsicht über dieselbe seinem zweiten Sohne und dem Hauptmann Macdonald, und ging nach London zurück, um Rechenschaft zu geben von dem, was er in Amerika zu Stande gebracht hatte, und um seine Freunde zur Verdoppelung ihrer Bemühungen, so wie zur praktischen Ausführung seines Systemes in Europa selbst, so weit sie möglich seyn würde, zu ermuntern.

Inzwischen hatte sich, sogar noch vor der Abreise Owens nach Amerika, aus den Trümmern der ehemals philanthropischen Gesellschaft von Britten und Ausländern, unter der Benennung von Cooperativ-Gesellschaft Londons ein neuer Verein gebildet, welcher bei Owens Rückkehr eine bedeutende Konsistenz gewonnen hatte, und worin er seine ersten Mittheilungen machte. In einer von den Versammlungen dieses Vereins wurde beschlossen, daß man einen zahlreichen Zusammentritt veranlassen wollte; und dieser fand, wenige Tage darauf, in dem Amphitheater des Instituts für die Handwerker und Künstler London's Statt. Beinahe zweitausend Personen wohnten dieser Versammlung bei, wo Herr Owen von neuem sich in Entwickelungen, die sein

System betrafen, einließ, und wie in der vorangegangenen Versammlung ein Modell in halb erhabener Arbeit von einer Cooperativ-Gemeinheit, so wie ein großes Gemälde vorlegte, das denselben Gegenstand darstellte. Man hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und ließ es hinterher nicht an Beifallsbezeigungen fehlen. Mit vielem Erfolge wurde er von zwei Mitgliedern der Cooperativ-Gesellschaft London's unterstützt, von welchen das eine, ein schlichter Handwerksmann und Hausvater, sich mit aller Anständigkeit einer guten Erziehung und mit allem Nachdruck eines gebildeten Verstandes ausdrückte. Zwar ließen sich einige Widersacher vernehmen; allein sie machten keinen Eindruck, und mit großer Einhälligkeit nahm man Beschlüsse an, welche darauf abzweckten, hauptsächlich unter den Handwerks-Klassen eine Unterzeichnung zur Bildung einer Cooperativ-Gemeinheit in England zu eröffnen.

Es darf in diesem Zusammenhange nicht unbemerkt bleiben, daß vor der Zurückkunft des Herrn Owen, welche im Frühling des Jahres 1825 Statt fand, die Stifter der Londoner Cooperativ-Gesellschaft einen Assoziations-Vertrag (articles of agreement) zur Bildung einer Cooperativ-Gemeinheit in einem Umkreise von 50 Meilen um London entworfen und durch den Druck bekannt gemacht hatten. Diese Annäherung an die Hauptstadt hatte zum Zweck, dies Etablissement unter eine allgemeinere und minder unterbrochene Aufsicht zu stellen. Unglücklicherweise hat dieser Entwurf noch nicht zur Ausführung gebracht werden können, es sei nun wegen der Schwierigkeiten, die Herr Owen bestimmt hatten, sich nach Amerika zu wen-

wenden, oder aus anderen Gründen, deren Entwickelung hier zu weit führen würde.

Indeß blieb die Londoner Gesellschaft nicht unthätig; und rechnet man die Unterbrechungen von einigen Sommermonaten ab: so hat sie, seit zwei Jahren, nicht aufgehört, sich regelmäßig zu versammeln, anfänglich einmal, dann zweimal, zuletzt dreimal die Woche. Eine dieser Sitzungen ist der Verwaltung der inneren Angelegenheiten der Gesellschaft gewidmet; die übrigen sind öffentlich, und dienen dazu, jede Art von Mittheilung über den Gegenstand, womit sie sich beschäftigt, zu geben und zu empfangen. Nicht selten erfolgen in diesen Sitzungen polemische Erörterungen, wo die Gegner eingeladen sind, ihre Einwendungen mit der größten Freimüthigkeit vorzutragen.

Ganz unabhängig von allen den Verbreitungsmitteln, deren ich so eben gedacht habe, hat die Cooperativ-Gesellschaft Londons den Entschluß gefaßt, eine Monatsschrift unter dem Titel Cooperative Magazine herauszugeben, nicht bloß, um dem Publikum die Grundsätze der Gesellschaft zu entwickeln, sondern auch, um alle die Einwendungen zu vernehmen, welche gemacht werden können: zu welchem Zwecke in dem Prospektus alle, die sich dieses Mittels bedienen wollen, dazu aufgefordert sind. Diese Zeitschrift ist außerdem zur Mittheilung aller der Nachrichten bestimmt, die man sich über die Fortschritte des Systems verschaffen kann; und in dieser Beziehung ist sie das Amtsblatt der Gesellschaft.

Während dies in London vorging, nahmen einige Freunde des Herrn Owen den alten Entwurf zu einer Gemeinheit in Schottland wieder auf. Doch anstatt dieselbe

zu Motherwell, dem früher dazu gewählten Orte, zu errichten, ließen sie sich zu Orbiston, nicht weit von Edinburg, auf den Gütern des Herrn Hamilton nieder, welcher zu den ehemaligen Unterzeichnern gehörte. Inzwischen wurde auch diese Gemeinheit aus Gründen der Klugheit von Seiten derer, welche das Stiftungs-Kapital zusammengebracht hatten, nicht vollständig nach den Prinzipien des Systems eingerichtet. Zuvörderst theilte sich die Vergesellschaftung in zwei große Klassen: in die der Eigenthümer und in die der Pachter, d. h. der Arbeiter, ohne gleichwohl die Fähigkeit, Eigenthümer und Pachter zugleich zu seyn, auszuschließen; doch in einer nachfolgenden Versammlung der Eigenthümer sprach sich die Absicht aus, den Arbeitern volles Eigenthum zu überlassen, sobald sie sich in dem Falle befinden würden, die Gemeinheit nach den Cooperativ-Grundsätzen in ihrer Reinheit zu verwalten. Zweitens enthalten die Statuten der Gesellschaft auch einige Ausnahmen von den Prinzipen vollkommner Gleichheit, so wie von denen einer völligen Freiheit des Glaubens; wobei jedoch gleichfalls eine allgemeine Geneigtheit zu einer allmähligen Verwischung dieser Ausnahmen vorzuwalten scheint. Uebrigens kann man gegenwärtig, wo die vorläufigen Arbeiten beendigt sind, die Entwickelungen des Systems in diesem Theile der europäischen Welt beobachten; und selbst wenn das eine oder das andere Hinderniß für die volle Ausbildung auf diesem Punkte eintreten sollte, wird der gemachte Versuch zugleich sehr anziehend und sehr nützlich seyn.

Gerade während derselben Periode, d. h. im Laufe des Jahres 1825 und zu Anfange des Jahres 1826, hat

die praktische Anwendung angefangen, einige Fortschritte in anderen Theilen Großbritanniens zu machen. Zu Dublin hat sich eine Cooperativ-Gesellschaft nach dem Muster der Londoner gebildet, und Herr Thomson, eins von den ausgezeichnetsten Mitgliedern der letzteren, ist in diesem Augenblick damit beschäftigt, eine Gemeinheit zu Cork, einer anderen Stadt Irlands, zu stiften. Auch zu Exeter, im Westen Englands, hat sich eine Cooperativ-Gesellschaft gebildet, und zwar mit unmittelbar praktischen Zwecken; denn, indem die Gesellschaft zu Exeter in Erwägung zog, daß das größte Hinderniß für die in der Nähe Londons beabsichtigte Gemeinheit nur in der Schwierigkeit bestehe, das nöthige Kapital zum Ankauf der Ländereien herbeizuschaffen, beschloß sie, den Anfang damit zu machen, daß sie einen gewissen Theil in Pacht gab, mit dem Recht des nachträglichen Ankaufs. Zur Erleichterung der armen Klassen beschloß sie ferner, eine fortschrittliche Unterzeichnung zu eröffnen, d. h. einer schwachen Summe wöchentlich. Endlich, um nicht eine kostbare Zeit zu verlieren, entschied sie, daß man nach kleinem Maßstabe anfangen wollte, d. h. sie wollte sich Anfangs nur mit dem Besitz eines kleinen Erdreichs befassen, auf welchem einige Familien die ersten Arbeiten zu verrichten bestimmt wären, und dann, nach Maßgabe der Vermehrung sowohl der Kapitale, als der gemeinschaftlichen Arbeiter, vorschreiten. Dieser Plan wurde mit großem Eifer in Ausführung gebracht; man legte sogleich Hand ans Werk, und alles schien einen glücklichen Fortgang zu gewinnen, als das unerfüllte Versprechen einiger von den Hauptbeförderern die Uebrigen zur Verzichtleistung auf das Unternehmen nöthigte.

Indeß ist ein solches Beispiel nicht ganz verloren gewesen, und im Juni des abgewichenen Jahres hat sich eine Gesellschaft derselben Art, deren vorläufige Statuten in No. 7. des Cooperative Magazine eingerückt sind, in dem Schooße der Londoner Cooperativ-Gesellschaft gebildet. Obgleich die Hauptstadt der Schwierigkeiten unendlich mehrere entgegenstellt, als irgend ein anderer Theil des Gebiets, so ist doch zu hoffen, daß man durch Beharrlichkeit und durch kluge Benutzung des in der Umgegend von Exeter gemachten Versuchs, dahin gelangen wird, in der Umgegend von London ein Etablissement zu Stande zu bringen, das, wenn es einmal feststeht, wegen seiner Nähe an der Hauptstadt eine hohe Wichtigkeit gewinnen wird.

Ich bin genöthigt gewesen, meinen Bericht von den besonderen Arbeiten des Herrn Owen in Amerika zu unterbrechen, um Ihnen alles mitzutheilen, was seine Freunde seit einiger Zeit in den drei Königreichen versucht haben. Ich knüpfe jetzt wieder da an, wo ich abgebrochen habe, ohne gleichwohl in Vollziehungseinzelheiten einzugehen, die mich zu weit führen würden, und deren Interesse an und für sich gering ist, in Vergleich mit der einfachen Darstellung der Resultate. Bemerken muß ich jedoch, daß sich, selbst im Laufe der vorliegenden Arbeiten, sehr wenig Schwierigkeiten dargeboten haben. Nicht daß es Anfangs an Ursachen der Uneinigkeit inmitten einer Gesellschaft gefehlt hätte, welche aus so verschiedenen, und für die neue Lebensweise, welche angenommen werden mußte, so wenig vorbereiteten Elementen bestand; allein dies alles hat sich ins Gleichgewicht gesetzt, vorzüglich nach der Rückkunft Hr. Owens in Amerika. Es ist also grundfalsch, daß man

auch nur den Gedanken gehabt hat, die Niederlassung aufzugeben, wie sich das Gerücht davon mehr als einmal verbreitete. Uebrigens glaube ich, zur Widerlegung dieses Gerüchts, und um zugleich eine angemessene Vorstellung von dem gegenwärtigen Zustande der harmonischen Kolonie zu geben, nichts Besseres thun zu können, als daß ich Ihnen Auszüge aus zwei Briefen des Herrn Maclure, Präsidenten des Lycäums der Naturgeschichte zu New-York, mittheile, welche vom 4. Juli 1826 datirt sind: Briefe, von welchen der eine an den Herrn C. de Lasteyrie, der andere an den Redakteur der Revue encyclopédique gerichtet ist. Den Anfang mache ich mit dem Auszuge aus dem letzteren.

„Als Herr Robert Owen seine Niederlassung zu New-Harmonie betrieb, gaben Herr Fretageot und Herr Phiquetal ihre Unternehmung, welche nicht unvortheilhaft war, auf, um zu New-Harmonie zu unterrichten, ohne zur Entschädigung noch etwas mehr zu erhalten, als ihre Nahrung und Bekleidung, nach den Grundsätzen der Cooperativ-Gesellschaft *), zufrieden mit ihrer selbst gewählten Be-

*) Diese Stelle könnte den Wahn erzeugen, daß das neue System nichts weiter beabsichtige, als die Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse, und sogar bloß physischer. Allein dies würde einen Irrthum in sich schließen, und wer noch daran zweifeln möchte, daß das System das ganze Domän wahrer und echter Genüsse umfaßt, braucht nur darauf zu achten, daß Herr Maclure im Verfolg seines Schreibens von Unterricht in der Mathematik und im Zeichnen spricht, und daß sogar von einem Saale für Konzerte, Unterhaltung und Ergötzung die Rede ist. Herr Maclure wollte also ohne Zweifel in dieser Stelle nichts weiter sagen, als daß Niemand Genüsse hat, die nicht für alle übrigen Glieder der Gemeinheit vorhanden sind.

stimmung, zu einer so großen Verbesserung beizutragen. Wir alle haben die 5 letzten Monate zu New-Harmonie verlebt, und wir haben daselbst eine Schule nach demselben Systeme errichtet. Von Herrn Owen haben wir verschiedene Gebäude gekauft . . . *). Man würde Platz für 800 bis 1000 Kinder haben. Gegenwärtig sind nur 3 bis 400 da, und diese sind eingetheilt, wie folgt: 100 von 2 bis 5 Jahren unter der Leitung des Herrn Fretageot; 180 bis 200 von 5 bis 12 Jahren in der Schule des Herrn Nöff, dessen Gehülfen vier Töchter und ein Sohn sind, welche ihre Erziehung von Pestalozzi empfangen haben; endlich 80 von 12 bis 18 Jahren unter der Leitung des Herrn Phiquetal, der sie in nützlichen Künsten, in der Mathematik u. s. w. unterrichtet. . . . Man hat gute Ursache zu glauben, daß alle Schulen nach kurzer Zeit gefüllt seyn werden, sowohl wegen der geringen Pension, welche jährlich für Kleidung, Nahrung und Unterricht nicht mehr als 100 Dollars beträgt, als wegen der soliden Kenntnisse, die man erwirbt. Die Herren Thomas, Say, Troost und Lemür unterrichten in der Naturgeschichte, Chemie, im Zeichnen u. s. w. Herr Say geht mit der Herausgabe seines schönen Werks über die Entomologie um; und um dasselbe mit farbigen Kupfern auszustatten, sind von Paris und London die nöthigen Materialien verschrieben worden. Die beiden Söhne des Herrn Owen, und die Familie des Herrn Appelgathe sind bereits in der Schule, und wir erwarten aus England

---

*) Diese Gebäude gehören zu denen, welche Herr Owen vorfand, als er das Territorium kaufte.

Leute von großem Talent, welche sämmtlich Freunde des Systems sind. Die Gemeinheit hat von Herrn Owen 900 Morgen guten Erdreichs für die Experimental-Schulen des Ackerbaus gekauft, wo Knaben jedes Alters die besten Agrikultur-Methoden erlernen und in Anwendung bringen werden. Die, welche Herr Phiquetal unter seiner Leitung hat, haben in den sechs ersten Monaten einen Werth von 900 Dollars hervorgebracht; woraus die Hoffnung erwächst, daß Kinder sich durch sich selbst, vermöge einer Arbeit von wenigen Stunden des Tages, unterhalten werden . . . Herr Owen hat auf seinem Eigenthum drei Gesellschaften der Agrikultur-Mechanik errichtet. Er hofft, nach kurzer Frist deren zehn bis zwölf zu haben."

Jetzt folgt der Auszug aus dem an den Herrn von Lasteyrie gerichteten Briefe, welcher in seinem Inhalte alles Vorangegangene bestätigt, und dann hinzufügt:

„Es giebt auch noch eine, hauptsächlich aus Quäkern gebildete Gemeinheit zu Valley-Forge, vierzig Meilen westlich von Philadelphia; eine andere zu Haver-Strand am Hudson, oberhalb von New-York. Beide gedeihen zusehens. Außerdem giebt es noch ein halb Dutzend kleinere im Westen, was von der größten Bedeutung ist, wenn man Rücksicht nimmt auf die sehr kurze Zeit, worin man den Gedanken zu solchen Niederlassungen gefaßt hat. Noch hat niemand die Gemeinheit verlassen, der nicht gewünscht hätte, dahin zurückzukehren; so groß ist der Zauber, den diese Gleichheit und diese Art des Zusammenlebens mit sich führt. Um das Zuströmen der Menge zu verhindern, hat man sich genöthigt gesehen, in den Zeitungen bekannt zu machen, daß es keinen Platz für neue Mitglieder gebe."

Ich glaube, jetzt das Ziel erreicht zu haben, das ich mir gesetzt hatte; nämlich, Ihnen eine richtige Idee von den Hauptversuchen zu geben, welche gemacht worden sind, Cooperativ-Vereine ins Leben zu rufen. In einem zweiten Schreiben unterhalte ich Sie vielleicht von den Einwendungen, welche gegen diese Art von Gesellschaften gemacht worden sind. Wenn sich auf der einen Seite nicht läugnen läßt, daß sie eine auffallende Aehnlichkeit mit den Therapeuten des Alterthums und mit den hernhuthischen und mährischen Brüdergemeinen der neueren Zeit haben: so muß man doch auf der anderen geltend machen, daß sie in ihren Prinzipen sehr wesentlich darin abweichen, daß ihre reine und unverfälschte Grundlage die Arbeit ist. Doch ich greife mir vor. Diesen langen Brief glaube ich nicht besser endigen zu können, als mit einer Charakteristik des Stifters der Cooperativ-Vereine.

Herr Robert Owen nun ist recht eigentlich für eine so große Unternehmung gemacht; und was ihn am meisten dazu befähigt, ist seine unveränderliche Sanftmuth, verbunden mit einer tiefen Begeisterung. Nie tritt ein bitteres Wort über seine Lippen; nie entschlüpft ihm irgend ein Zeichen der Ungeduld. Ein ungegründeter Einwand und die boshafteste Beschuldigung lassen ihn gleich ungereizt; nicht als ob er unempfindlich, oder wohl gar hochmüthig wäre, sondern weil er durchdrungen ist von der zartesten Nachsicht mit allen Menschen, weil er die aufrichtigste Achtung für abweichende Meinungen hegt, endlich, weil er auf's Innigste überzeugt ist, daß die Wahrheit eine Kraft in sich schließt, wodurch sie zuletzt über alle Hindernisse zu siegen vermag. Er ist in einem

hohen Grade beredt; aber seine Beredsamkeit ist sanft und überzeugend, ohne jemals zur Heftigkeit oder Ironie zu greifen. Mit Einem Worte: sie ist aus Einem Stücke mit ihm selbst. In allen Zügen seines Gesichts herrscht eine solche Verklärtheit und ein so unverkennbares Wohlwollen, daß es allen, die mit ihm in Berührung kommen, leicht wird, sich seinem Richterspruch zu unterwerfen. Aller Streit nimmt ein Ende, sobald er eintritt; und er selbst ist seinen Prinzipen so treu, und bleibt sich in seinem Benehmen so gleich, daß die Achtung welche er einflößt, in nichts der Freiheit schadet, womit man ihm schickliche Bemerkungen zu machen sich versucht fühlen kann. Man fühlt sich ihm gegenüber so leicht, daß man nie um den Ausdruck verlegen ist; die Herrschaft, welche er ausübt, ist immer nur die der Güte und der Vernunft: Eigenschaften, die er in einem so hohen Grade vereinigt, daß man Mühe hat zu begreifen, wie er zum menschlichen Geschlecht gehören könne. Seine einzige Leidenschaft ist — Liebe für das menschliche Geschlecht. Er ist ein Geistlicher im eigentlichen Sinne des Worts; allein als solcher gehört er nur der Zukunft an.

Ueber eine neue Zeitschrift
historisch-politischen Inhalts.

Im J. C. Hinrichschen Verlage zu Leipzig erscheint seit dem Anfange dieses Jahres eine neue Zeitschrift historisch-politischen Inhalts, welche sich Bahn zu brechen verspricht. Sie führt den Titel: Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst; ihr Herausgeber ist Herr Karl Heinr. Ludw. Pölitz, Königlich Sächsischer Hofrath und öffentlicher Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. Wem wäre es aber wohl unbekannt, daß der Herausgeber Verfasser jenes achtungswürdigen Werks ist, das sich seit d. J. 1824 unter dem Titel: die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit in Jedermanns Händen befindet, und, soviel wir wissen, bereits die zweite Auflage erlebt hat? Als Herausgeber der Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst ist Herr Hofrath Pölitz unterstützt von vielen berühmten Mitarbeitern, deren Namensverzeichniß die Ankündigung enthält, und unter denen kein Einziger anzutreffen ist, der seine Berechtigung zu Arbeiten in diesem Felde, nicht durch frühere Geisteserzeugnisse dokumentirt hatte.

Der Zweck der neuen Zeitschrift scheint kein anderer zu seyn, als die einzelnen Materien, welche in dem Kom-

pendium der Staatswissenschaften in dem Lichte unserer Zeit nicht vollständig entwickelt werden konnten, weil es dazu an Raum fehlte, die fehlende Entwicklung zu geben. Höchst achtungswürdig aber ist die Richtung, welche der Herausgeber dabei genommen hat; denn in seinem Vorsatz liegt Bekämpfung alles Revolutionären. Am vollständigsten hat er sich darüber ausgesprochen in dem Aufsatze, welcher an der Spitze der Jahrbücher steht und die Ueberschrift führt: die drei politischen Systeme der neueren Zeit. Wir fragen hier nicht, ob der Ausdruck „System" hier der angemessenste sei; wir bemerken bloß, daß der Verfasser zwischen System der Revolution, System der Reaktion und System der Reformen, oder des allmähligen und langsamen Fortschreitens zum Besseren unterscheidet, und sich ausschließend für das letztere erklärt. „Das System — so drückt er sich am Schlusse dieses Aufsatzes aus — dem die Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst gewidmet sind, und zu dessen Beförderung ein Kreis geachteter Männer sich vereinigt hat, ist das System der Reformen, das System des allmähligen, auf geschichtlicher Unterlage ruhenden Fortschreitens zum Besseren im innern und äußern Staatsleben. Dies System darf das Licht nicht scheuen; denn es ist seiner rechtlichen Zwecke und seiner eben so rechtlichen Mittel sich bewußt. Deßhalb werden die Aufsätze in dieser Zeitschrift mit den Namen ihrer Verfasser unterzeichnet. Bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen im Einzelnen, die selbst bei den edelsten Männern im Kreise ihrer Erkenntniß und ihres Wirkens Statt findet,

werden doch alle Mitarbeiter der Jahrbücher, in dem von ihnen allen festgehaltenen **Mittelpunkte** zusammentreffen, daß nie ein Aufsatz dem System der Revolution das Wort reden, oder das System der Reaktion anpreisen wird. Nach dem Meinungs- und Partheien-Kampfe von einem vollen Vierteljahrhundert, während dessen mehr als eine Million, Europäer und Amerikaner, ins frühzeitige Grab gesunken ist, wird es Zeit, den **Mittelweg** zwischen beiden Aeußersten, sowohl in der Praxis des Staatslebens selbst, als in dem theoretischen Anbau der Staatswissenschaften einzuschlagen, auf welchem die Völker und Staaten bei ihrem Fortschreiten zum großen Ziele des menschlichen und bürgerlichen Daseyns gesichert und weise geleitet werden. Nur bei **diesem** Systeme der Reformen kann allmählig ein wahrhaft **heiliger Bund** — beruhend auf Gerechtigkeit, Religion und bürgerlicher Freiheit — die gesammten gesitteten Völker zweier Erdtheile umschließen, und das Fortschreiten der Menschheit in den kommenden Jahrhunderten vorbereiten: ein Fortschreiten, das weder durch die Stürme der Revolutionen gezeitigt, noch durch die List und Gewalt der Reaktionsmänner völlig gehindert werden kann."

Wer nun möchte eine Zeitschrift, die sich in dieser Richtung bewegt, nicht mit Vergnügen eintreten sehen? wer sie nicht aus allen Kräften unterstützen, so fern sie einer Unterstützung bedürfen sollte?

Was uns betrifft, so sind wir uns bewußt, auf unserer publizistischen Laufbahn dasselbe Ziel verfolgt zu haben; nur daß es uns, vermöge unserer Grundansicht von

den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, weniger als ein rechtliches, denn als ein erlaubtes eingeleuchtet hat. Das Einzige, wodurch wir uns von dem Herausgeber der neuen Zeitschrift und dessen Mitarbeitern unterscheiden, ist — um alles mit Einem Worte zu sagen — die Methode, staatswissenschaftliche Gegenstände zu behandeln; und da dieser Unterschied uns nicht unwesentlich scheint, so benutzen wir die sich hier darbietende Gelegenheit, ein freies Wort über die Art und Weise zu sagen, womit wir als Herausgeber der Neuen Monatsschrift für Deutschland zu Werke gegangen sind.

In unserer Anschauung von den gesellschaftlichen Thatsachen müssen sich diese, sobald es sich um ihre wissenschaftliche oder systematische Gestaltung handelt, demselben Verfahren unterwerfen, wodurch alle rein physische Thatsachen ihre Evidenz gewinnen. Da nun Erfahrung und Beobachtung die einzigen Grundlagen der physischen Wissenschaften ausmachen, und es bei der Bildung der letzteren immer nur auf eine richtige Klassifikation der Thatsachen ankommt: so darf man auch bei der wissenschaftlichen Gestaltung der gesellschaftlichen Thatsachen nicht über jene Grundlagen hinausgehen, wofern man nicht alles verwirren will. Fremd muß ihr also jeder Metaphysizismus seyn und bleiben. In Wahrheit, die Hypothese einer unbedingten Vernunft leistet für die richtige Auffassung der gesellschaftlichen Erscheinung eben so wenig, wie jede andere Hypothese, durch welche man das Natürliche durch das Uebernatürliche erklären möchte. Sofern nun aber das Natürliche nur durch sich selbst erklärt werden kann, ist

es auch nicht gestattet, bloße Abstrakte zu Agenzen zu machen, wie jetzt noch so häufig geschieht, indem man ihnen eine Kraft beilegt, die sie nicht haben und nicht erhalten können. Es giebt keinen Ur-Schematismus, in welchen die gesellschaftlichen Erscheinungen sich so einklemmen lassen, daß sie von ihm beherrscht werden: es giebt nur ein Entwickelungsgesetz, nach welchem diese Erscheinungen erfolgen; und zwar dergestalt, daß sich in ihnen eine natürliche Succession wahrnehmen läßt, deren Charakter darin abgeschlossen ist, daß die letzte Erscheinung bedingt ist durch alle, die ihr vorangegangen sind. Handelt es sich also um Reformen, so hat der, der diese erleichtern möchte, nichts Anderes zu thun, als den Entwickelungsgang nachzuweisen, den die Dinge genommen haben, um auf den Punkt zu kommen, wo die Nothwendigkeit einer Reform fühlbar wurde. Ist Rettung möglich, so wird sie auf diesem Wege erfolgen. Bloße Ideen von Recht und Pflicht verhelfen gewiß nicht dazu; denn an und für sich impotent, verleiten sie weit eher zur Anwendung der Gewalt, als sie zur Entdeckung der wirksamsten Umbildungsmaßregeln verhelfen, welche bei weitem mehr die Sache des nach richtigen Voraussetzungen schaffenden Verstandes, als der blossen Gesinnung ist.

Dies ist die Grundansicht, die uns bei allen historischen und staatswissenschaftlichen Arbeiten vom ersten Anfange an geleitet hat, und unstreitig so lange leiten wird, als wir diese Arbeiten fortsetzen. Sie geht, stärker oder schwächer ausgedrückt, durch die lange Reihe von Bänden, welche die Monatsschrift für Deutschland ausmachen; und

wenn es uns gelungen ist, in den Untersuchungen über die Römer, und in denen über das Mittelalter zu Resultaten zu gelangen, die unsern Zeitgenossen das Vergnügen erweiterter Einsicht gewährt haben: so verdanken wir dies lediglich eben dieser Grundansicht, nach welcher wir die Entwickelung des menschlichen Geschlechts für unendlich, und eben deßwegen alle gesellschaftliche Formen, von welcher Art diese auch seyn mögen, für nothwendig veränderlich halten.

Man traue uns jedoch nicht die Eitelkeit zu, als hielten wir diese unsere Grundansicht für eine solche, welche vorherrschen müsse. Welchen Werth sie auch für uns selbst haben möge: so sind wir doch weit davon entfernt, sie Anderen aufdringen zu wollen, die davon keinen Gebrauch machen können. Veniam damus, petimusque vicissim. Es ist uns, die volle Wahrheit zu gestehen, sogar recht lieb, daß endlich eine Zeitschrift historisch-politischen Inhalts erschienen ist, die sich der Monatsschrift für Deutschland gegenüber stellt. Das, worin beide Zeitschriften von einander abweichen — ich meine die Methode, staatswissenschaftliche Gegenstände zu behandeln — kann und wird auf mannichfaltige Weise dazu beitragen, daß diese Gegenstände stärker ins Licht treten: denn es kann nicht fehlen, daß, von einer Zeit zur andern, eine und dieselbe Materie nach ganz verschiedenen Methoden bearbeitet wird; und so oft dies der Fall ist, werden aufmerksame Leser Gelegenheit haben, zu beobachten, welche dieser beiden Methoden mehr aus der Dunkelheit ins Licht, oder mehr aus dem Licht in die

Dunkelheit führt. Die größten Resultate müssen nothwendig der besseren Methode anheim fallen, diese möge eigen seyn, wem sie wolle; denn die Methoden haben die auffallendste Aehnlichkeit mit den Maschinen, und wer möchte wohl daran zweifeln, daß die vollkommenste Maschine die stärkste Wirkung hervorbringt?

B.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Funfzigstes Kapitel.

Ueber Josephs des Zweiten verfehltes Unternehmen zum Vortheil der Niederlande.

Die Umbildung des Kirchenthums war nicht der einzige Versuch, welcher Joseph dem Zweiten in den ersten Jahren seiner Verwaltung mißlang; ein gleichzeitiges Unternehmen wider die Holländer endigte nicht minder zum Nachtheil dieses Fürsten, sofern sein vorherrschender Wunsch, in der europäischen Welt eine ausgezeichnete Rolle zu spielen, auch bei diesem Unternehmen unbefriedigt blieb.

Indem wir diese Begebenheit zurückrufen, verbinden wir damit keine andere Absicht, als den Neuerungsgeist, der sich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fast aller europäischen Regierungen bemächtigt hatte, in ein helleres Licht zu stellen. Doch möge der Leser nicht glauben, daß wir daran etwas zu tadeln finden. Wir sehen darin nicht mehr und nicht weniger, als eine bloße

Erscheinung, welche ihren letzten Grund unstreitig in dem Zustande der allgemeinen Wissenschaft hatte. Wäre dieser nicht im Kritizismus abgeschlossen gewesen: so würde man, um das Wenigste zu sagen, sich minder übereilt haben. Neuschaffen mußte man, weil alles dazu herausforderte; doch weil es überall an haltbaren Prinzipien fehlte, so waren Fehlversuche unvermeidlich; und konnte die letzte Folge dieser Fehlversuche eine andere seyn, als jene Selbsthülfe, welche mit der französischen Umwälzung eintrat, und der europäischen Welt so große und anhaltende Leiden bereitete? Doch wir wenden uns dem Gegenstande zu, den wir in diesem Kapitel zu erforschen gedenken.

Jenes schöne Land, das im gegenwärtigen Augenblick das Königreich der Niederlande bildet, war im funfzehnten Jahrhundert durch Maria, die Tochter Karls des Kühnen, der in der Schlacht bei Nancy blieb, dadurch an das Haus Habsburg gekommen, daß diese Prinzessin sich mit Maximilian, dem einzigen Sohn Friedrichs des Dritten, zu einer Zeit vermählt hatte, wo dieser Fürst noch bloßer Erzherzog von Oesterreich war. Philipp der Schöne, die einzige Frucht dieser Ehe, vermählte sich mit Johanna, der zweiten Tochter Ferdinands und Isabella's, und wurde, nach dem Tode seiner Schwiegermutter, welchem der Tod ihrer ältesten Kinder vorangegangen war, in Folge des Erbrechts seiner Gemahlin auf den kastilianischen Thron berufen. Er starb, nach einem kurzen Aufenthalt in Spanien, und hinterließ, außer seiner geistesschwachen Gemahlin, mehrere Kinder, unter welchen jener Karl, welcher als deutscher Kaiser seines Namens der Fünfte war, mit seinem Bruder Ferdinand in Brüssel

erzogen wurde. Für den Augenblick ward Ferdinand der Fünfte der Nachfolger seiner eigenen Tochter auf dem kastilianischen Thron; doch nach dem Tode dieses Monarchen, in dessen Person die Königreiche Kastilien und Aragonien zuerst vereinigt wurden, beriefen die spanischen Großen, im Verein mit dem Kardinal Ximenes, den Erzherzog Karl auf den spanischen Thron; und da der junge Erzherzog diese Berufung annahm, so wurden die Niederlande jetzt zuerst mit der spanischen Krone vereinigt, welche, in diesen Zeiten, auch das Königreich Neapel und die Inseln Sicilien und Sardinien in sich schloß, und, durch die seit dem Jahre 1492 erfolgte Entdeckung Amerika's, zwar nicht an Kraft, doch an Umfang beinahe unermeßlich gewann. Kaum hatte Karl den spanischen Thron bestiegen, als Deutschlands Wahlfürsten ihn zum Kaiser wählten. Nie gab es einen Monarchen, der eine größere Fülle entgegenstrebender Interessen auszugleichen hatte; und wie sehr sein Leben dadurch zerrissen wurde, ist in frühern Untersuchungen auseinandergesetzt worden. Als Karl im Jahre 1555 den Entschluß faßte, sich in das Kloster St. Juste zurückzuziehen, blieb die Kaiserkrone seinem Bruder Ferdinand; die Niederlande aber, so wie alles, was Spanien in Italien und Amerika erworben hatte, ging auf Philipp den Zweiten, einzigen rechtmäßigen Sohn des ausgeschiedenen Kaisers, über. Die Niederländer nun, von dem Bedürfniß einer angemessenern Lehre, als die katholische war, gequält, wurden vom Jahre 1566 an zu Rebellen an Philipp dem Zweiten, und diese Umwälzung endigte sich nach großen Anstrengungen damit, daß von den siebzehn Provinzen, welche das Herzogthum Burgund in einer

früheren Periode gebildet hatten, sieben unter der Benennung der Republik Holland ihre Unabhängigkeit von den Bestimmungen der spanischen Könige erwarben. Durch den münsterschen Frieden von 1648 verpflichtete sich Philipp der Vierte, König von Spanien, die ihm treu gebliebenen zehn Provinzen der sogenannten katholischen Niederlande für immer des Seehandels zu berauben, zu welchem die Lage des Landes so günstige Gelegenheit darbot: der schöne Scheldestrom sollte von den Anwohnern desselben nie benutzt werden, der neuen Republik aber das Recht zukommen, die Mündungen dieses Stroms, so wie andere in die See führende Kanäle, für immer verschlossen zu halten.

Neue Stürme erhoben sich, als Ludwig der Vierzehnte, um Kolonieen und Schifffahrt zu gewinnen, troß seiner nahen Verwandschaft mit den Habsburgern auf dem spanischen Thron, die Niederlande angriff, bei deren Eroberung er Kompensations-Gegenstände in West- und in Ostindien bezweckte. Von dieser Zeit an entwickelte sich allmählig die Maxime, daß die katholischen Niederlande im Besitze Spaniens bleiben, und eine trennende Schutzmauer der vereinigten Provinzen, d. h. der Republik Holland gegen das übermächtige Frankreich bilden müßten. Blutige Kriege wurden zur Behauptung dieses Grundsatzes geführt; und wenn die Politik des siebzehnten Jahrhunderts gelten könnte, so müßte man noch gegenwärtig annehmen, daß die Unabhängigkeit Europa's auf der Zurückgabe Belgien's an Spanien beruhe. Der Friede von Ryswik brachte den ersten Stillstand in diesen Kampf. Doch er hob aber wieder an, als Wilhelm der Dritte auf den brittischen Thron gelangte, und wurde mit mehr Erbitte

rung, als jemals, fortgesetzt, sobald der letzte Habsburger auf dem spanischen Thron, Karl der Zweite, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gestorben war, und die Besetzung jenes Throns mit einem französischen Prinzen das ganze westliche Europa unter die Waffen brachte. Der spanische Erbfolgekrieg endigte sich jedoch damit, daß man jene Maxime, nach welcher die katholischen Provinzen der Niederlande auf ewig mit Spanien vereinigt bleiben sollten, aufzugeben genöthigt war; der im April des Jahres 1713 zu Utrecht abgeschlossene Friede kam dahin zu Stande, daß Ludwigs Enkel zwar den größten Theil der spanischen Monarchie erhielt, die Niederlande aber dem Hause Oesterreich mit der Bedingung zugetheilt wurden, daß in denselben den Seemächten eine Barriere gegeben werden sollte.

Kaiser Karl der Sechste fühlte das Lästige dieser Bedingung, und wäre derselben gern überhoben gewesen, um die sämmtlichen Provinzen der Niederlande unter sein Zepter zurückzuführen. Da es jedoch dazu an aller Aussicht fehlte, so vereinigte er sich im Jahre 1715 mit England und Holland in dem sogenannten Barriere-Traktat, dessen wesentliche Bestimmungen folgende waren: „1) die bisherigen spanischen Niederlande sollen, als ein untheilbares und unveräußerliches Ganzes, für immer mit den deutschen Erblanden des Hauses Oesterreich vereinigt bleiben, und niemals, es sei mit welchem Grunde oder welchem Vorwande es wolle, an einen nicht aus diesem Hause abstammenden Prinzen kommen; 2) in den Niederlanden sollen beständig 35 bis 40,000 Mann Truppen unterhalten werden, nämlich drei Fünftel von Oesterreich und zwei Fünftel von Holland, mit verhältnißmäßiger

Verstärkung im Falle eines wirklichen oder androhenden Krieges; 3) der Kaiser gestattet der Republik Holland in gewissen benannten Plätzen das alleinige Besatzungsrecht mit der Bedingung, daß die holländischen Truppen dem Kaiser und der Republik zugleich verpflichtet werden, während ihre Vertheilung, Abberufung, Erneuerung und selbst die Ernennung ihrer Befehlshaber lediglich von der Republik abhängt; 4) zur Bestreitung des Soldes der Truppen und zur Unterhaltung der Festungen, verspricht der Kaiser eine jährliche Subsidie von 1,250,000 holländischen Gulden, welche aus den bereitesten Einkünften der Niederlande gezahlt werden sollen; 5) hinsichtlich des Handels werden die Bestimmungen des münsterschen Friedens bestätigt mit dem Zusatz, daß die, den Handel mit England und Holland angehenden Abgaben dem Vortheil dieser Mächte gemäß feststehen sollen bis zum Abschluß eines möglichst zu beschleunigenden Handels-Traktats." Außerdem trat Kaiser Karl der Sechste noch einige Distrikte in Flandern und in Geldern an Holland ab.

Indem man diese Bedingungen schärfer ins Auge faßt, entdeckt man leicht, daß sie ganz im Geiste der Politik gedacht waren, welcher die Idee eines Gleichgewichts der Macht zum Grunde liegt. Oesterreich erhält diese Provinzen nicht in Kraft des Erbrechts zurück, sondern weil diese Maßregel für die Erhaltung des allgemeinen Friedens nöthig scheint. Aus demselben Grunde wird die Thätigkeit der Niederländer dem Vortheile der Seemächte untergeordnet, die, ihrem Merkantilismus getreu, mit Krämersinn wohlfeil einkaufen wollen, um desto theurer wieder zu verkaufen. Erstaunen möchte man dabei

über die Kurzsichtigkeit der österreichischen Staatsmänner dieser Zeit, die, um ein Stück Land zu erwerben, sich jede noch so lästige Bedingung gefallen lassen.

Ein unmittelbares Gefühl sagte den Niederländern, daß sie durch den, zwischen dem Kaiser und den Seemächten abgeschlossenen Traktat das Opfer einer dreifachen Raubsucht geworden waren; und ihr Unwille brach in laute Klagen aus. Die Stände Flanderns und Brabants säumten nicht, dem Kaiser vorzustellen, wie wenig er, bei der Fortdauer solcher Bedingungen, Suverän in seinen Landen sei, und wie sehr der Wohlstand seiner Unterthanen durch den Eigennutz der Nachbarn verkümmert werde. Karl der Sechste nun ging zwar auf diese Vorstellungen ein; wie hätte aber der einmal begangene Fehler auf der Stelle verbessert werden mögen! Eine im Haag abgeschlossene Konvention milderte nur die Bestimmungen hinsichtlich der an Holland abzutretenden Distrikte; die Hauptpunkte blieben, weil die Seemächte nicht zu erweichen waren. Wenige Jahre darauf machte Karl der Sechste, durch die von ihm errichtete Handels-Gesellschaft von Ostende, einen Versuch, seinen niederländischen Unterthanen den Antheil an dem Welthandel zu verschaffen, zu welchem sie durch die Lage ihres Landes berechtigt waren; allein diese Schöpfung fand so allgemeinen Widerspruch, daß der Kaiser sich nach sechs Jahren (1731) genöthigt sah, durch einen zu Wien abgeschlossenen Traktat nicht nur in ihre Aufhebung einzuwilligen, sondern auch das Versprechen zu geben, daß den Niederländern die Schifffahrt nach den beiden Indien untersagt, und daß die Mündungen der Schelde durch Holland geschlossen bleiben sollten. Ein neu

abzuschließender Handels-Traktat sollte diese harten Bedingungen mildern; doch die Seemächte brachten so viel Zögerungen in die Abschließung, daß, als nach 6 Jahren ihre Kommissarien endlich mit denen des Kaisers zusammengetreten waren, noch drei Jahre verstrichen, ohne daß irgend etwas zu Stande gebracht wurde. Ein Familien-Interesse ganz eigenthümlicher Art waltete über dieser Angelegenheit. Kaiser Karl, welcher keine männliche Erben hatte, wünschte die Nachfolge seiner ältesten Tochter Maria Theresia von den Mächten anerkannt und gewährleistet zu sehen; und was bei diesem Wunsche seine Nachgiebigkeit vermehrte, dasselbe steigerte die Forderungen der Mächte, mit welchen er hierüber unterhandelte. Hierüber starb er im Jahre 1740 ohne irgend etwas erreicht zu haben, wodurch die Zukunft seines Hauses gesichert wurde.

Die Klagen der Niederländer dauerten fort; und Maria Theresia vernahm sie mit der Aufmerksamkeit einer gefühlvollen Frau, welche unerträgliche Leiden lindern möchte. Doch sie bedurfte in den ersten Jahren ihrer Regierung, wo sie mit Friedrich dem Zweiten, mit Frankreich und mit Karl dem Siebenten zu kämpfen hatte, des Beistandes der Seemächte allzu sehr, als daß sie diese auch nur von fern her hätten verletzen können. Erst in den Aachner Friedensunterhandlungen versuchte ihr Bevollmächtigter, der Graf Kaunitz, das Netz zu zerreißen, das Karl der Sechste über sich hatte zusammenschlagen lassen. Nicht daß dieser Versuch gelungen wäre: das Einzige, was der Graf erreichte, war — die Nichtbestätigung des Barriere-Traktats im Aachener Friedensvertrage. Dies

mußte für etwas gelten, weil Positives nicht zu erreichen war. Die holländischen Besatzungen rückten gewissenhaft in die meistens zerstörten Barriere-Plätze wieder ein, nicht weil sie daselbst nöthig waren, sondern damit die Republik Holland ihr Recht behaupten möchte. Sie gewaltsam daraus zu verdrängen, würde traktatenwidrig gewesen seyn; um sie aber gleichwohl zu verdrängen, gerieth Graf Kaunitz, welcher an die Spitze der Geschäfte getreten war, auf den Gedanken, den holländischen Truppen den stipulirten Sold zu entziehen. Maria Theresia, welche darauf einging, erklärte der Republik, daß sie die verglichenen Subsidien nicht eher wieder zahlen würde, als bis man sich wegen Herstellung der ganz verfallenen Festungen, und überhaupt wegen der nach veränderten Umständen zu ergreifenden Maßregeln verständigt haben würde. Ein Bündniß mit Frankreich lag schon damals in den Entwürfen des Grafen Kaunitz; und wenn dieses zu Stande kam, so lag in der Natur dieses neuen Verhältnisses nichts bestimmter, als eine Verzichtleistung auf alles, was den Barriere-Traktat ins Leben gerufen hatte. Was die Republik Holland auch geltend machen mochte, um ein Abspringen von dem bisherigen Bündniß zu hintertreiben: ihre Vorstellungen fanden keinen Eingang bei einem Staatsmanne, der, wie Kaunitz, eigenen Ideen vertraute. Die gegenseitige Entfernung wuchs mit jedem Jahre; und indem zwischen England und Frankreich, vom Jahre 1755 an, neue Händel über nordamerikanische Steppen ausbrachen, wurde alles dem Ziele näher geführt dadurch, daß England sich mit Preußen verband, und daß die österrei-

chischen Niederlande ausdrücklich von der Neutralität ausgenommen wurden, welche beide Mächte in Hinsicht des deutschen Reichs zu behaupten verabredeten.

Der siebenjährige Krieg kam zum Ausbruch, und zerrissen war von Stund an der Barriere-Traktat, weil Oesterreich, um seine niederländischen Seeplätze gegen die etwaigen Angriffe der Engländer zu vertheidigen, kein bequemeres Mittel kannte, als diese Plätze den Truppen derselben Macht anzuvertrauen, gegen welche der Barriere-Traktat gerichtet war. Noch mehr: Frankreich erhielt das Versprechen, daß es in den Besitz der Niederlande kommen sollte, wenn Maria Theresia ihren Hauptzweck gegen Preußen erreichte, nämlich Friedrich den Zweiten auf die Dimensionen eines Kurfürsten von Brandenburg zurückzubringen. Abkommnisse dieser Art können uns nicht in Erstaunen setzen, sobald wir erwägen, daß bei einer so unvollkommnen Grund-Idee, wie die des Gleichgewichts der Macht, alle politischen Kombinationen zulässig, und alle Traktaten nothwendig vorübergehend und unsicher waren.

Da Friedrich der Zweite in dem Riesenkampfe mit den größten Mächten Europa's obsiegte: so trat für die österreichischen Niederlande der Status quo ante bellum wieder ein, und die Folge davon war, daß auch die holländischen Besatzungen in die immer mehr verfallenden Barriere-Plätze zurückkehrten. Sogleich nun hoben die Streitigkeiten zwischen der Republik Holland und dem Wiener Hofe aufs Neue an, indem die Republik verlangte, daß die ihr im Barriere-Traktat und in der Haager Konvention von 1718 angewiesenen Distrikte vollständig eingeräumt werden sollten, die Kaiserin-Königin aber be-

hauptete, daß diese Verträge, weil viele Artikel derselben nie erfüllt worden wären, ihre Kraft verloren hätten. Zugleich erklärte Maria Theresia, daß sie nur den älteren, im Jahre 1664 zwischen Spanien und der Republik Holland geschlossenen Gränz-Traktat für gültig erkenne, und jedes Ueberschreiten der in diesem Traktat bestimmten Gränzen als einen Angriff auf ihr Gebiet betrachten werde: eine Erklärung, nach welcher Oesterreich die Niederlande als durch Erbrecht erworben darstellte.

Weiter zu gehen, d. h. den Barriere-Traktat förmlich aufzuheben, und die holländischen Truppen gewaltsam zu entfernen, war Maria Theresia nicht zu bewegen, wie viel Mühe sich auch der Fürst Kaunitz und ihr Sohn Joseph von dem Augenblick an, wo er deutscher Kaiser geworden war, zu diesem Endzweck geben mochten. Achtzehn Jahre hindurch, von dem hubertsburger Frieden an gerechnet, blieben also diese Angelegenheiten wesentlich in derselben Lage: auf dem Barriere-Traktat wurde von Oesterreich, wegen des Bündnisses mit Frankreich, kein Werth gelegt, aber er blieb, etwa wie die Schatten der Unterwelt in den Vorstellungen des Alterthums.

Als Joseph der Zweite, nach dem im Jahre 1780 erfolgten Tode seiner Mutter, endlich zu einem höheren Maß von Freiheit gelangte, war eine Reise nach den Niederlanden eine seiner ersten Unternehmungen. Die Niederländer, welche seit Kaiser Karls des Fünften und Philipps des Zweiten Zeit, keinen ihrer Suveräne in ihrer Mitte gesehen hatten, waren hocherfreut über die Erscheinung des Sohnes der allgemein verehrten Maria Theresia, überschütteten ihn mit Huldigungen aller Art, so wie mit

Versicherungen ihrer Treue und Ergebenheit. Getroffen von dem Wohlstande dieser Niederländer, der eine Folge ihres unermüdlichen Fleißes und des Friedens war, den sie seit mehr als einem Menschenalter genossen hatten, unterrichtete sich Joseph von allen Einrichtungen und Verhältnissen des Landes. Die Niederländer selbst hielten nicht zurück, als er sich erkundigte, wie er ihnen besonders nützlich werden könne, und in seinen Unterredungen mit den Aufgeklärtesten im Volke, gewann der Kaiser die Ueberzeugung, daß das, was den Niederländern an geistiger Bildung abging, auf die Rechnung jener Traktaten mit der Republik Holland gesetzt werden mußte, welche ihre Thätigkeit so arg beschränkten. Der Anblick holländischer Besatzungen in den verfallenen Festungen der Niederlande, beleidigte das Auge eines Monarchen, der Ordnung und Anstand liebte; aber er schärfte zugleich ein Ehrgefühl, das gekränkt war durch den Gedanken eines Beistandes, welcher, abgesehen von allem, was durch ihn geleistet werden konnte, vollkommen überflüssig geworden war in dem Verhältniß, das sich durch den siebenjährigen Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich entwikkelt hatte.

Eine Reise von Brüssel nach Holland, welche Joseph zu eben dieser Zeit (1781) machte, trug nicht wenig dazu bei, den Eifer des Kaisers noch mehr zu entflammen. Wenig fehlte daran, daß er den Vorzug der Holländer vor den Niederländern in allem, was Kultur und Zivilisation genannt zu werden verdient, nicht auf die Rechnung des Abbruchs setzte, der, durch die Stipulationen des Barriere-Traktats, den letzteren durch die ersteren geschah.

Mit Wehmuth dachte er, während seines Aufenthalts zu Amsterdam, an Antwerpen zurück, wo er köstliche Denkmale ehemaligen Wohlstandes, hehre Kirchen und Paläste, schöne Straßen und weite Plätze, aber zugleich einen großen, ins Weltmeer sich ergießenden Strom ohne Schiffe und ohne das bunte Gewimmel, das der Handel hervorruft, gesehen hatte. Wie viel oder wie wenig die Holländer ihm auch verdanken mochten: immer war und blieb es verwerflich, daß sie als Gebieter über die Mündungen der Schelde der Betriebsamkeit der Niederländer eine Gränze setzten, von welcher anzunehmen war, daß sie nicht geduldet werden würde, wenn eine unabhängige Regierung sich ihres unverkennbaren Vortheils annahm.

Mit dem Vorsatz, dies nicht länger aufzuschieben, kehrte Joseph in seine Erbstaaten zurück. Fürst Kaunitz, dessen größter Stolz das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich war, und der, als Staatskanzler, die Verhältnisse der Niederländer genau kannte, bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Und so wurde denn ohne Zeitverlust Hand ans Werk gelegt.

In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, war die allgemeine Regierung der Erzherzogin Christina, Schwester des Kaisers, und deren Gemahl, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, anvertrauet; den Posten eines bevollmächtigten Ministers aber bekleidete der Graf Belgiojoso, ein Mailänder von Geburt. Durch diesen nun wurde dem holländischen Gesandten zu Brüssel angezeigt: „Der Kaiser habe, bei seiner Anwesenheit in den Niederlanden, bemerkt, daß die Beibehaltung sämmtlicher Festungen nicht zuträglich sei; und da er die Schleifung des größten Theils

derselben beschlossen habe, so halte das General-Guvernement der Niederlande es für seine Pflicht, den General-Staaten hiervon Nachricht zu geben, damit sie dem in den Niederlanden befehligenden Generale die nöthigen Weisungen ertheilen möchten." Diese Anzeige war allzu unbestimmt, als daß die holländische Regierung darauf mit etwas Anderem hätte antworten können, als mit der Anfrage: „welche von den Barriere-Plätzen unter den Festungen begriffen seien, deren Schleifung der Kaiser beschlossen habe?" Die Antwort des General-Guvernements war nunmehr: „daß keiner von den Plätzen, in welchen sich holländische Garnisonen befänden, von des Kaisers Beschluß ausgenommen sei, und daß, da keine Zeit verloren gehen solle, die General-Staaten die zur Räumung nöthigen Befehle an die in diesen Festungen befindlichen Truppen unversäumt ertheilen möchten."

Dies geschah zu einer Zeit, wo die holländische Regierung mit der brittischen wegen ihrer Flauheit in dem nordamerikanischen Freiheitskriege zerfallen war. Ihre Verlegenheit wurde also nicht wenig gesteigert durch die Forderung des Kaisers, der für die Erreichung seines Endzwecks keinen günstigeren Zeitpunkt hätte wählen können. Entschlossen, nicht auf der Stelle nachzugeben, machten sie zu Brüssel, wie zu Wien, den Umstand geltend, „daß die Barriere-Plätze nicht bloß zum Schutz der östereichischen Niederlande, sondern auch — und zwar vorzüglich — zum Schutze Hollands dienen sollten; daß dem zufolge das holländische Besatzungsrecht in diesen Plätzen auf Verträgen beruhe, in deren Kraft die Niederlande in den Besitz des Hauses Oesterreich zurückgekommen wären." So gegründet

diese Vorstellungen auch waren, so wurden sie doch keiner Erwägung gewürdigt, und Fürst Kaunitz, anstatt sich in irgend eine Erörterung einzulassen, schob den gebietenden Willen seines Monarchen vor, indem er zu dem holländischen Gesandten ganz unumwunden sagte: „weil der Kaiser nicht mehr von den Barrieren reden hören will, so giebt es deren nicht mehr." Auf die Bemerkung dieses Gesandten, „daß man bisher geglaubt habe, Traktaten seien für etwas zu halten, antwortete er: „seines Hofes Verbindung mit Frankreich sei die beste Schutzwehr für Holland, dessen Regierung nichts Besseres thun könne, als sich im vorliegenden Falle mit Achtung und Klugheit gegen den Kaiser zu benehmen, wenn sie nicht hinterher bereuen wolle." In dem Tone einer wohlwollenden Herablassung gab der stolze Minister noch einige gute Lehren wegen Verbesserung des Seewesens und des Friedens mit England.

Erwägend, daß die Behauptung der Barriere-Plätze mehr ein Ehrenpunkt, als eine Sache sei, worauf sie zur Sicherung der Republik bestehen müsse, wollte die holländische Regierung nur Namür retten, das sie als den Schlüssel der Maas betrachtete, und dessen Befestigungen noch in neuerer Zeit auf Kosten der Republik verstärkt worden waren. Doch auch dies war vergeblich, und den General-Staaten blieb, da die Schleifung der Barriere-Plätze wirklich von Statten ging, nichts anderes übrig, als ihre Truppen zurückzuziehen, was sie am 2. März 1782 mit ausdrücklichem Vorbehalt der Rechte thaten, die ihnen in Kraft des Barriere-Traktats zukamen.

Nicht sowohl die Sache selbst, als die gewaltsame Art des Verfahrens, das der österreichische Hof bei dieser

Gelegenheit an den Tag legte, fand den Tadel derer, welche sich in diesen Zeiten ein Urtheil über politische Erscheinungen erlaubten. Eigentlich fiel alle Schuld auf den Fürsten Kaunitz zurück, der in dem Wahn, daß das von ihm geschaffenene politische System ewig dauern werde, nur allzu übermüthig war, und dadurch eine Kurzsichtigkeit bewies, die durch spätere Erfolge nur allzu sehr ins Licht gestellt wurde.

Zwei Jahre verstrichen, ehe Joseph in seinen Forderungen an die Holländer noch weiter ging. Sogar der Friede zwischen Holland und England war wieder hergestellt, als jene Schritte erfolgten, deren Absicht keine andere war, als die Fesseln zu sprengen, welche seit einem Jahrhundert auf die freie Thätigkeit der Niederländer gedrückt hatten. Ihren Charakter hatten diese Schritte darin, daß Fürst Kaunitz, ehe er mit der Forderung, auf welche es eigentlich ankam, hervortrat, mit einer Menge untergeordneter Forderungen schreckte, oder vielmehr ermüdete. Seit dem Abfall der sieben vereinigten Provinzen von der Herrschaft Philipps des Zweiten, war in dem Verhältniß der Republik Holland zu den Niederlanden so viel festgesetzt und wieder festgesetzt worden, daß es nicht schwer war, in den alten Zwistigkeiten Nahrungsstoff für neue zu finden. Anders waren die Gränzen beider Staaten, in dem münsterschen Frieden, anders in einem Vergleiche von 1664, anders endlich in dem Barriere-Traktat und in der Haager Konvention bestimmt worden; manche von diesen Bestimmungen aber waren nie zur Ausführung gekommen. Diesen Umstand besonders benutzte der Wiener Hof, um sich gewaltsam in den Besitz des Streitigen zu setzen.

Mit

Mit bewaffneter Hand wurden, ohne vorhergegangene Anzeige, einige Forts überfallen, um die holländische Besatzung daraus zu vertreiben; und wenn dies gelungen war, erklärte sich der Wiener Hof zu gütlichem Vergleiche bereit. Dies hieß nichts weiter, als einen schwachen Nachbar, der in Frieden zu leben wünscht, zur Feindschaft zu reizen. Voll des Wunsches, ihre Gränzen zu sichern, trugen die General-Staaten auf einen Kongreß an, auf welchem alle streitigen Gegenstände zur Sprache gebracht, und wo möglich, berichtigt werden sollten. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Die holländischen Kommissarien erschienen zu Brüssel. Hier legte ihnen der Graf Belgiojoso das Verzeichniß der Forderungen vor, welche sein Monarch an die Holländer machte; und dies Verzeichniß war von einer solchen Beschaffenheit, daß die Republik alle Ursache hatte darüber zu erschrecken, vorzüglich weil man ihr die Fundamente rauben wollte, ohne welche sie nicht fortdauern zu können schien. Vor allen Dingen bestand Joseph der Zweite darauf, daß alles auf den Fuß gesetzt werden solle, wie es der Konvention von 1664 gemäß sei: einer Konvention, wodurch der Barriere-Vertrag, ob dieser gleich der spätere war, vernichtet wurde. Nächstdem sollten die holländischen Forts Kruitschanz und Friedrichs-Heinrich geräumt und geschleift, von den Werken des Forts Liefkenshoek und Lillo aber der Theil, der die ehemals bestimmten Gränzen überschritt, geschleift werden. Drittens sollte die Republik ihr Wachtschiff bei dem Fort Lillo für immer zurückziehen, und die Hoheit des Kaisers über die Schelde in dieser Gegend anerkennen. Viertens war die Stadt und Festung Mastricht abzutreten,

weil die Republik dies in einem Traktat mit Spanien im Jahre 1673 versprochen hatte. Fünftens, eben so alles Land über der Maas, als zu Mastricht gehörig. Sechstens, nicht minder andere Distrikte und Orte. Siebentens sollten aber auch die, während des Besitzes aus den abgetretenen Landen von Holland bezogenen Einkünfte ersetzt werden. Achtens wurden selbst die an Spanien rückständig gebliebenen Abgaben von dem Antheil an den Niederlanden gefordert, welchen Holland nach alten Traktaten besaß. Neuntens verlangte der Kaiser Entschädigung für die Zölle und Abgaben, welche seine Unterthanen vielleicht nicht würden haben zahlen dürfen, wenn der, seit so vielen Jahren verabredete Handels-Traktat zu Stande gekommen wäre. Zehntens verlangte er Ersatz für die in den Kriegen mit Frankreich verloren gegangene Artillerie, sofern sie den von den Holländern besetzten Barriere-Plätzen angehört hatte. Endlich wurde auch Befriedigung der Forderungen gefordert, welche mehrere Korporationen und Familien für Lieferungen an die holländische Armee in älteren Kriegen zu machen hatten.

Man muß gestehen, daß durch dies Verzeichniß der ganzen Vergangenheit der Prozeß gemacht wurde; woraus seine Nichtigkeit ganz von selbst folgte.

Auch fehlte viel daran, daß es dem Kaiser damit voller Ernst gewesen wäre; er wollte die Republik damit nur in Verlegenheit setzen. Diese Verlegenheit war indeß geringer, als er bei sich selbst angenommen hatte. Die gesunde Beurtheilung der holländischen Staatsmänner fand bald das rechte Mittel, den Forderungen des Kaisers zu begegnen. Wo der Ungrund derselben nicht strenge nach-

gewiesen werden konnte, da stellte man Gegenforderungen auf; und indem man Nachgiebigkeit in allem, was mit einiger Billigkeit verlangt werden konnte, bewies, verweigerte man nur um so strenger den wichtigsten Punkt, d. h. die Abtretung Mastrichts, und zwar mit Recht, weil Mastricht schon vor dem Hintritt Karls des Zweiten, Königs von Spanien, aufgehört hatte, zu den Niederlanden zu gehören.

Die Sprache der Vernunft übt eine unsichtbare Gewalt aus, der sich nicht widerstehen läßt. Wir sagen nicht, daß der Kaiser sich seiner Forderungen schämte, als er die General-Staaten so entschlossen sah; aber er brach die angefangene Unterhandlung plötzlich ab, indem er dem holländischen Bevollmächtigten in Brüssel erklären ließ: „er sei bereit, auf alle seine Forderungen zu verzichten, wenn die Republik sich entschließen wolle, die Schelde zu öffnen, die Schifffahrt auf derselben völlig frei zu lassen, und den Niederländern den Handel nach anderen Welttheilen nicht länger zu verwehren. Würde dies bewilligt, so bedürfe es nur der Räumung und Schleifung einiger unnütz gewordenen Forts, und der Regulirung der Gränzen nach dem älteren Vertrage von 1664, um den Kaiser zu einer Entsagung auf alle seine übrigen Forderungen zu bewegen."

Dies war also als das Ziel zu betrachten, welchem der Kaiser auf indirektem Wege nachgestrebt hatte.

Was konnte, was mußte von Seiten der Republik geschehen?

Ihr ganzes Daseyn stand in der engsten Verbindung mit den Vorrechten, die sie nach und nach gewonnen hatte; und obgleich nicht geläugnet werden kann, daß

diese Vorrechte Beeinträchtigungen für ihre Nachbarn in sich schlossen, so hingen sie doch auf der einen Seite auf's Innigste mit dem Zivilisations-Grade Europa's in diesen Zeiten, auf der andern mit dem ganzen Rechtszustande der holländischen Bürger zusammen. Mit Einem Wort: die Republik war wesentlich verschuldet, und konnte ihr Finanz-System nur dadurch aufrecht erhalten, daß sie, als Beherrscherin der Strommündungen, den Handel ihrer Nachbarn, so viel an ihr war, beschränkte, um die Vortheile desselben auf sich abzuleiten.

Gesellschaftliche Nothwendigkeiten zwangen also die holländische Republik zum Widerstand gegen das Ansinnen des Kaisers.

Dieser Widerstand war jedoch dadurch noch unvermeidlicher geworden, daß der Graf Belgiojoso hinzugefügt hatte: „der Kaiser stelle die Freiheit der Schelde nicht als einen Gegenstand der Unterhandlung auf, sondern betrachte sie, von jetzt an, als bereits entschieden, und werde jedes Hinderniß, daß man der freien Schifffahrt seiner niederländischen Unterthanen auf diesem Strome entgegensetzen würde, als eine wirkliche Feindseligkeit, als eine förmliche Kriegserklärung betrachten und ahnden."

Nicht von einem Vorschlage zu gütlicher Ausgleichung der bestehenden Irrungen war demnach die Rede; nicht in die Wahl der General-Staaten war es gestellt, ob sie den an sie gemachten Forderungen genügen, oder das in Vorschlag gebrachte Auskunftsmittel annehmen wollten: der österreichische Monarch entschied vielmehr autokratisch, daß der bisherige Zustand der Dinge aufhören, daß die Bedingungen, unter welchen seine Vorfahren zum Besitz

der Niederlande gelangt waren, ausgelöscht werden sollten; und wenn der unabhängige Nachbarstaat sich nicht augenblicklich in seinen gebietenden Willen fügen würde, so kündigte er Krieg an.

So etwas war in der europäischen Welt bisher nicht vorgekommen. Ueber die Grundsätze des Völkerrechts getheilt, erklärten sich die Publizisten für oder wider den Kaiser, je nachdem sie von verschiedenen Theorien eingenommen waren. Die Physiokraten unter ihnen vertheidigten die Forderungen des Kaisers, als den Menschenrechten entsprechend, von welchen die erste Idee von Amerika nach Europa eingewandert war. Sie nun bildeten die Mehrzahl. Die Sache der holländischen Republik fand jedoch einen Vertheidiger in demselben Grafen von Mirabeau, dem die französische Umwälzung eine so zweideutige Berühmtheit verliehen hat. Abgesehen von allem, was in dieser bedeutenden Angelegenheit als Rechtsgrundsatz aufgestellt werden konnte, war das Verhältniß der beiden Nachbarstaaten das Produkt besonderer Umstände, die mit dem Entwickelungsgange der europäischen Menschheit seit dem sechzehnten Jahrhunderte in der engsten Verbindung standen. War man also nicht befugt — und wer hätte dies wohl seyn können? — diesen Entwickelungsgang anzuklagen: so war auch jede gewaltsame Unterbrechung desselben vollkommen unstatthaft. Das Einzige, was in der Natur der Dinge lag, war die Vereinigung der katholischen Niederlande mit der Republik Holland; denn aus dieser Vereinigung folgte der Zurücktritt der ersteren in ihre verlornen Rechte ganz von selbst. Der Erfolg selbst hat hierüber entschieden, und das gegenwärtige Königreich der Niederlande gewährt einen

schlagenden Beweis, daß die angeblich unumstößlichen Grundsätze der Publizisten, da, wo diese einen gegebenen Rechtszustand entweder bestreiten oder vertheidigen, in der Regel nur zur Verstärkung der Gährung, und, durch diese, zur Herbeiführung eines Ergebnisses dienen, das keiner von ihnen geahnet hat.

Die General-Staaten begnügten sich, nach Empfang der, durch den Grafen Belgiojoso gemachten Erklärung, damit, daß sie durch ihre Bevollmächtigten in Brüssel vorstellen ließen: „wie sie ihre, durch feierliche Verträge erworbenen, für die Erhaltung der Republik höchst wichtigen Rechte schlechterdings nicht aufgeben könnten, ohne an ihrem Vaterlande zu Verräthern zu werden. Im Uebrigen hätten sie zu der Gerechtigkeitsliebe des Kaisers das Vertrauen, daß er die von seinen Vorfahren eingegangenen Verträge nicht willkürlich verletzen, auch es nicht als eine Feindseligkeit betrachten würde, wenn sie zur Behauptung ihrer Rechte alle gesetzlichen Mittel anwendeten, und folglich auch gegen die niederländischen Schiffe, welche die Schelde zu befahren versuchen würden, die für diesen Fall schon längst ertheilten Befehle vollstrecken ließen."

Es war also dahin gekommen, daß Handlungen darüber entscheiden mußten, wem es mehr Ernst sei, ob dem Kaiser mit seinen autokratischen Forderungen, oder der Republik Holland mit ihrer Weigerung, auf diese Forderungen einzugehen. Vorläufig erklärte das General-Guvernement der Niederlande, daß an einen Zurücktritt des Kaisers nicht zu denken sei. Es fügte sogar hinzu: „nächstens würden Schiffe unter kaiserlicher Flagge die Fahrt aus der Schelde ins Meer, und aus diesem in den

Strom versuchen." Hieran glaubten die Holländer nicht, weil eine muthwillige Verletzung eingegangener Verträge von Seiten eines Erbfürsten ihnen unnatürlich schien. Doch Joseph der Zweite glaubte eben so wenig, daß ein unkriegerischer, an Macht so weit hinter Oesterreich zurückstehender Staat, wie die Republik Holland, es wagen werde, sich der Ausführung seines Willens zu widersetzen. Fürst Kaunitz warnte, weil er die Folgen eines übereilten Schritts, vorzüglich in Beziehung auf die Verbindung mit Frankreich, zu fürchten angefangen hatte; allein Joseph verwarf diese Warnungen in dem sehr richtigen Gefühl, daß er nicht zurücktreten könne, ohne sich in der Meinung Europa's noch weit mehr zu schaden, als er sich in derselben bereits durch den baierschen Erbfolgekrieg, und durch seine Reformations-Versuche geschadet hatte. „Sie (die Holländer) werden nicht schießen," sagte der Monarch. „Ich mag dafür nicht einstehen," erwiederte der Minister.

Bei diesem Stande der Dinge mußte ein Versuch gemacht werden, wie weit die Entschlossenheit der Holländer reichen würde; und dieser Versuch wurde den 6. Okt. 1784 gemacht. An diesem Tage lief, unter dem Frohlocken einer, den unfehlbaren Verfall der reichen Republik voraussagenden Menge, aus dem Hafen von Antwerpen, eine mit der kaiserlichen Flagge geschmückte Brigantine, geführt von dem Kapitän Isenghem, die Schelde hinab, als wollte sie ins Meer. Angehalten von dem holländischen Wachtschiffe, und befragt um seine Bestimmung, erwiederte der Kapitän: „er steure ins Meer, und habe von seinem Monarchen den ausdrücklichen Befehl erhalten, keine Angabe zu machen bei irgend einer holländischen

Zollstätte." Auf dieses Wort zurückgewiesen, wollte er dennoch seine Fahrt fortsetzen. Jetzt nun gaben die Holländer Feuer; und da der kaiserliche Kapitän der an ihm ausgeübten Gewalt nicht gewachsen war, so kehrte er mit seinem nicht schwer beschädigten Schiffe nach Antwerpen zurück. Ein ähnliches Schicksal hatte, nicht lange darauf, ein zweites Schiff, das von Ostende die Schelde hinauf fahren wollte: die holländischen Wachtschiffe führten es nach Vließingen, und ließen es nicht eher wieder frei, als bis es sich verbindlich gemacht hatte, nicht wieder zurückkehren zu wollen.

So war es denn entschieden, daß die Holländer ihre Vorrechte höher achteten, als die kaiserliche Autorität: sie hatten geschossen. Auf die Entschuldigungen, die sie deßhalb in Brüssel anbrachten, erklärte der Graf Belgiojoso: alle Unterhandlung sei abgebrochen, der Krieg unvermeidlich, und eben deßhalb kein Grund vorhanden zu einem verlängerten Aufenthalt der holländischen Bevollmächtigten in Brüssel. Diese verließen die Hauptstadt der Niederlande noch an demselben Tage, an welchem diese Erklärung erfolgte (30. Okt.); und auch der kaiserliche Gesandte im Haag verließ seinen bisherigen Wohnsitz, um nach Wien zurückzugehn.

Der Kaiser befand sich in Ungarn, als der Bericht von den Vorfällen auf der Schelde nach Wien kam; und als Fürst Kaunitz den Bericht überschickte, fügte er die Worte hinzu: sie haben doch geschossen. Joseph war davon nicht wenig überrascht; denn der Krieg, an welchen er bisher nicht geglaubt hatte, war unvermeidlich geworden, ohne eigentlich in den Wünschen, weder des Kaisers,

noch der Nation zu liegen. Alle Männer von Einsicht tadelten was geschehen war, und unter den Feldherrn war Lacy der einzige, welcher es nicht bedenklich fand, daß der Krieg in einer so weiten Entfernung geführt werden mußte. Billigung oder Mißbilligung waren jedoch gleich unnütz; denn es mußte gehandelt werden. Es wurden also eiligst Truppen in Bewegung gesetzt, und eine zahlreiche Artillerie nach den Niederlanden abgesendet. Joseph der Zweite wollte nach Brüssel abgehen, und Lacy erhielt die Bestimmung, unter des Kaisers Anspizien, das 80,000 Mann starke Heer — denn so viel sollten gegen die Holländer ins Feld gestellt werden — zu befehligen.

Wie der Kaiser, so blieben auch die Holländer ihrem Grundsatze getreu. Nicht abgeneigt von einem gütlichen Vergleiche, bewiesen sie durch ernstliche Rüstungen, wie fest sie entschlossen waren, die Gerechtsame ihrer Republik gegen jeden Angriff zu vertheidigen; und so groß war die Bereitwilligkeit der Nation, die Vertheidigungsentwürfe der Regierung zu unterstützen, daß eine allgemeine Bewaffnung aller Männer von 18 bis 60 Jahren in Antrag gebracht werden konnte. Während die junge Mannschaft sich zu Waffenübungen vereinte, und gleiche Begeisterung alle Klassen der Gesellschaft ergriff, wurde sogar die Frage aufgeworfen: ob es nicht angemessen sei, den Krieg in Feindes Land zu versetzen? Bedeutende Schwierigkeiten waren damit nicht verbunden; denn 10,000 Mann geregelter Truppen waren alles, was die niederländische Regierung entgegenstellen konnte, und selbst diese waren in mehreren Plätzen zerstreut. Doch die Regierung der Republik, wie sehr sie auch gereizt seyn mochte, ließ sich durch ihre Em-

pfindlichkeit nicht zu einer Ueberschreitung der Gränzen der Mäßigung verleiten. Ihrem Defensiv-System getreu, blieb sie bei den Mitteln stehen, welche früher zur Vertheidigung Hollands angewendet waren, d. h. die Dämme wurden durchstochen und die Gegend um die Forts an der Schelde unter Wasser gesetzt. Der Nachtheil, welcher durch diese Ueberschwemmungen für die Niederländer entstand, hatte kleine Gefechte zur Folge, denen der Prinz von Ligne gern eine größere Ausdehnung gegeben hätte; allein mit welcher Zuversicht dieser Prinz auch die Eroberung des Forts Lillo, Lieffenshoek, Kruitschanz u. s. w. versprechen mochte, so versagte doch das General-Guvernement eine Erlaubniß, die es nur mit des Kaisers Genehmigung geben konnte, und der Erfolg rechtfertigte diese kluge Zurückhaltung.

Denn die Holländer fanden mit der offenen Darlegung der Gründe, welche sie zur Ergreifung der Nothwehr bewogen hatten, Eingang bei allen Höfen, an welche sie sich wendeten. Sie wendeten sich aber vorzüglich an Frankreich, dem sie in dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege so gute Dienste geleistet hatten, daß es, ohne undankbar zu seyn, seinen Beistand nicht versagen konnte. Ludwig der Sechzehnte versprach seine Vermittelung; und auf dies Versprechen würde eine förmliche Allianz gefolgt seyn, wenn der König von Frankreich, um Joseph den Zweiten, der sein Schwager war, weniger zu beleidigen, nicht die Bedingung gestellt hätte: „daß vorher die Irrungen mit Oesterreich beigelegt werden müßten.“ Auf den Rath des Herrn von Vergennes, welcher in diesen Zeiten Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich war, machte

hierauf Ludwig der Sechzehnte seinem Schwager alle die Vorstellungen, die seine Ansichten und Gesinnungen verändern konnten; dem österreichischen Botschafter, Grafen Mercy, aber wurde ministeriel erklärt: „daß Frankreich keinen feindlichen Angriff auf Holland erlauben werde, der eine Vernichtung der Vorrechte dieses Staats bezwecke; und daß der König deßhalb eine Zusammenziehung seiner Truppen an den Gränzen angeordnet habe. Was der Kaiser zu erreichen wünsche, das könne nur durch eine Fortsetzung der abgebrochenen Unterhandlungen erreicht werden." Seltsam war auf diese Weise die Wendung, welche die Dinge genommen hatten. Denn, wenn man von der Periode ausgeht, wo der Barriere-Traktat geschlossen wurde, so war, vermöge eines zwischen Frankreich und Oesterreich bestehenden innigen Verhältnisses, zuerst dieser Traktat zum Nachtheil Hollands aufgehoben worden; und kaum war diese Aufhebung erfolgt, so warf sich Frankreich zum Vertheidiger Hollands gegen Oesterreich auf. So groß war der Unbestand politischer Kombinationen während der Herrschaft der Gleichgewichts-Ideen.

Auch die brittische Regierung suchten die General-Staaten für die Sache Hollands zu gewinnen; und dies lag um so mehr in der Natur der Dinge, weil England jene Verträge, welche der Kaiser aufzuheben beflissen war, ehemals selbst abgeschlossen und gewährleistet hatte. Allein im brittischen Kabinet dauerte die Spannung fort, welche durch Hollands Politik im amerikanischen Unabhängigkeits-kriege bewirkt worden war; und da eben dies Kabinet von der Theilnahme der österreichischen Niederlande an dem Welthandel keinen Abbruch für England befürchtete,

außerdem aber Hollands Annäherung an Frankreich sehr ungern sah: so lehnte es den nachgesuchten Beistand unter dem Vorwande ab, daß die ältern Verträge, auf welche es jetzt ankomme, durch den letzten, zwischen Großbritannien und Holland ausgebrochenen Krieg, ihre Gültigkeit verloren hätten, und durch den Frieden nicht erneuert worden wären. Strenge Neutralität war alles, was die Republik von Seiten Englands erringen konnte.

Nicht erfolgreicher waren ihre Bemühungen hinsichtlich Preußens. Noch lebte zwar Friedrich der Zweite; allein in einem Alter von 72 Jahren wird die Theilnahme an fremden Händeln durch das Bedürfniß der Ruhe geschwächt. Wiewohl nun die Gemahlin des Erbstatthalters Friedrichs Nichte war: so fühlte dieser Monarch deßhalb doch keinen Beruf, sich in die Händel des Kaisers mit der Republik Holland zu mischen. Nicht daß er Josephs Unternehmungen gebilligt hätte; er tadelte sie vielmehr, und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, den muthigen Widerstand der Holländer zu rühmen. Allein er *that* nichts, wodurch er diesen aufgemuntert hätte; und als der Erbstatthalter ihn ersuchte, ihm einen guten General zu überlassen, und den Herrn von Möllendorf als denjenigen nannte, von welchem die Republik sich die ersprießlichsten Dienste verspräche, lehnte er auch dieses ab, und schlug den Herrn von Maillebois vor, der, als Franzose, weit besser zu der Verbindung passe, worein Holland zu Frankreich getreten sei. Nur in Einem Punkte wurde Friedrichs Partheilichkeit sichtbar; und wir müssen desselben um so mehr gedenken, weil er die Auflösung, worin das deutsche Reich sich in den beiden letzten Jahrzehnten des achtzehnten

Jahrhunderts befand, am unverkennbarsten darstellt. Der Kaiser verlangte den Durchmarsch seiner Truppen nach den Niederlanden durch den westphälischen Kreis, dessen Mitdirektorium beim Könige war, wie durch andere Kreise des deutschen Reichs. Hier nun zeigte Friedrich eine auffallende Sprödigkeit. Seine Antwort war: „den Durchmarsch durch die eigenen Lande könne er nicht gestatten, weil diese, nach einer Fehlernte, den Truppen keinen Unterhalt zu liefern vermöchten; was andere Kreisstände zu thun für gut befänden, überlasse er ihnen zwar, doch fühle er sich nicht verpflichtet, als Kreisausschreibender Fürst dazu mitzuwirken, weil die österreichischen Truppen in diesem Falle nicht als kaiserliche betrachtet werden könnten." Dieser Antwort gemäß, wurden die sonst üblichen Requisitions-Schreiben nicht erlassen, ohne daß die österreichischen Truppen deßhalb weniger durch die Lande des Kreises zogen, nur daß sie die preußischen nicht berührten. Auch in einer zweiten Beziehung bewies sich Friedrich ungefällig gegen den Kaiser: denn, als dieser auf Erneuerung der Reichsgesetze gegen fremde Werbungen im Reiche antrug, und besonders darauf drang, daß den Holländern die Werbung verboten werden sollte, weigerte sich Friedrich der Mitwirkung für den westphälischen Kreis, indem er bemerkte: „jeder Landesherr werde um seines eigenen Vortheils willen dahin trachten, seine Unterthanen nicht durch Werbung zu verlieren."

So aufgemuntert, setzten auch die übrigen Reichsfürsten dem Kaiser allen Widerstand entgegen, dessen sie fähig waren; denn ihren Verbindungen mit der Republik Holland zu entsagen, fiel ihnen um so schwerer, weil sie die

baaren Vortheile, die sie von ihren Subsidien-Traktaten zogen, nicht einbüssen wollten; zum Theil auch, weil die Nachgebornen mehrerer fürstlichen Häuser im Dienste einer friedlichen Republik ein angenehmes Unterkommen zu finden gewohnt waren. Der Kurfürst von Cölln und Fürst von Münster, Maximilian von Oesterreich, der ein leiblicher Bruder des Kaisers war, ging sogar mit seinem Beispiel voran, indem er in demselben Augenblicke, wo der Krieg zum Ausbruch kommen sollte, den zwischen seinem Vorfahr und der Republik Holland geschlossenen Subsidien-Traktat erneuerte, nach welchem er seine Truppen zur Verfügung Hollands bereit zu halten versprach, ohne irgend eine andere Bedingung zu machen, als daß sie nicht gegen Oesterreich gebraucht werden sollten. Diesem Beispiele folgten mehrere deutsche Fürsten, indem sie ihre im Solde der Republik stehenden Truppen vermehrten. Mit Mühe verhinderte der kaiserliche Hof, daß der Landgraf von Hessen-Kassel 12,000 Mann an die Holländer überließ. Der Rheingraf Johann Friedrich von Salm, Oberst in holländischen Diensten, durchreisete Nord-Dentschland und ließ sich in Schwedisch-Pommern nieder, wo er ein Freikorps errichtete, das die Sache der Holländer gegen den deutschen Kaiser zu vertheidigen bestimmt war. Und wer möchte nach allem diesen noch daran zweifeln, daß das ganze deutsche Reich, an dessen Spitze Joseph als Kaiser stand, es mehr mit den Holländern, als mit demjenigen hielt, von dessen Autorität es hätte durchdrungen seyn sollen?

Der einzige Beistand, den der Kaiser in Europa fand, war der der Kaiserin von Rußland. Dieser beschränkte

sich jedoch auf bloße Worte, bei welchen es weniger auf nützliche Dienste, als auf Befriedigung der eigenen Eitelkeit ankam; denn Katharina die Zweite liebte, sich in alle westeuropäische Händel zu mischen, um daraus Vortheil für ihre Entwürfe zu ziehen. Kaum unterrichtet von den Vorfällen auf der Schelde, ließ sie durch ihren Gesandten im Haag — sein Name war Kalitschef — die General-Staaten ermahnen, den Gesinnungen des Kaisers, ihres Freundes und Verbündeten, zu vertrauen, weil diese nur auf Frieden und gutes Vernehmen gerichtet seyn könnten. Dies schien ihr genug, um Joseph den Zweiten an sich zu fesseln, während dieser über Rußlands Verhältnisse viel zu aufgeklärt war, um sich irgend einen kräftigen und wirklichen Beistand von der Kaiserin zu versprechen.

In dieser Lage der Dinge entwickelte Frankreich so viel Ernst, daß der Kaiser über sein Unternehmen zur Besinnung kommen mußte. Zwei Heere, von welchen das eine nach Flandern, das andere nach dem Rhein bestimmt war, standen in Bereitschaft. Zu Befehlshabern derselben waren der Prinz von Condé und der Marschall Broglio ernannt; und dabei war die Voraussetzung, daß der König selbst und seine beiden Brüder diese Heere begleiten würden. Das französische Volk, das, von den Zeiten des siebenjährigen Krieges her, gewohnt war, jedes Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich zu verabscheuen, freute sich über die Wendung, welche die Dinge genommen hatten; es freute sich aber noch vielmehr, als am 27. Nov. 1784 das Kabinet von Versailles zu Wien erklären ließ: „der König sei entschlossen, sich einen feindlichen Angriff auf Holland mit Gewalt zu widersetzen."

Von diesem Augenblick an stellte sich alles eben so, wie im Jahre 1778, wo die Erklärung der Russischen Kaiserin, daß sie dem Könige von Preußen ihren Beistand nicht länger versagen könne, dem baierschen Erbfolgekriege plötzlich ein Ende machte. Den Vortheil des Bündnisses mit Frankreich nicht zu verlieren, nahm Joseph der Zweite die Vermittelung Ludwigs des Sechzehnten an, und berechtigte seinen Botschafter in Paris, mit den dortigen holländischen Gesandten, Berkenrode und Brantsen, in Unterhandelung zu treten. Als diese ihren Anfang genommen hatte, ernannte Ludwig der Sechzehnte den Grafen von Vergennes zum Vermittler in seinem Namen; und nach der Erklärung dieses Vermittlers sollte fortan nicht mehr die Rede seyn von der Freiheit der Schelde, und sich die ganze Unterhandlung auf die früheren Forderungen des Kaisers beschränken. Dies einzuräumen fiel dem österreichischen Bevollmächtigten zwar sehr schwer; doch drang er nur um so mehr auf die Abtretung Mastrichts und eines bedeutenden Landstrichs; denn dies war, wie er sagte, die einzige Genugthuung, wodurch der Kaiser zufrieden gestellt werden könnte. Ohne vor einem solchen Worte zu erschrecken, erwiederten die holländischen Bevollmächtigten: „zur Aufopferung einer so wichtigen Gränzfestung würden die General-Staaten sich nie entschließen, da die Forderung des Kaisers auf keinem rechtlichen Grunde beruhe." Hierin nun hatten sie den Beifall des Grafen von Vergennes; und da der österreichische Bevollmächtigte nicht auf der Stelle zurücktreten konnte, so schienen die Unterhandlungen so gut als abgebrochen zu seyn.

Doch

Doch weder Joseph der Zweite, noch der Fürst Kaunitz waren gesonnen, sich um der Schelde und um Mastrichts willen einem Kriege mit Frankreich auszusetzen, das nur allzu feindselig gegen Oesterreich gestimmt war, sofern es in seinen Gesinnungen nicht vom Hofe und von der Regierung abhing. Der österreichische Bevollmächtigte erhielt also andere Instruktionen, welche dahin lauteten: „daß, wenn wegen der Beleidigung der kaiserlichen Flagge eine öffentliche und dem ganzen Europa in die Augen fallende Genugthuung gegeben werde, der Kaiser nicht abgeneigt sei, sich wegen seiner sämmtlichen Forderungen mit einigen Gränzberichtigungen und einer Entschädigung im Gelde zufrieden stellen zu lassen."

Dies war eine Grundlage, auf welcher sich unterhandeln ließ, sobald man darüber hinaus war, daß nicht die Holländer die Händel angefangen hatten, wohl aber der Kaiser. Nichts entschied hierüber noch mehr, als die Erklärung des Grafen von Vergennes: „daß, da der Kaiser über die Hauptpunkte nachgegeben habe, kein Grund zu einem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich vorhanden sei." Da nun die Holländer nichts weniger als lüstern waren, sich in einen bedenklichen Krieg einzulassen: so erklärten sich die General-Staaten sogleich bereit, eine Deputation nach Wien zu senden, welche über das, was auf der Schelde vorgefallen war, eine genugthuende Erklärung geben sollte. Auch die Gränzbestimmungen, welche der Kaiser verlangte, unterlagen keinen Schwierigkeiten, weil es dabei nicht auf wesentliche Aufopferungen abgesehen war. Nur die Geldentschädigung, welche der Kaiser verlangte,

war, wegen ihrer Größe, ein Stein des Anstoßes für die Holländer.

Der Kaiser forderte nicht weniger als 15 Millionen Gulden. Dies schien den holländischen Bevollmächtigten allzu viel. Gern stimmten sie dem Vermittler bei, als dieser ihnen bemerklich machte, welchen Vortheil die Republik dadurch erwerbe, daß sie nicht nur einen Krieg vermeide, sondern für ihren gegenwärtigen Besitzstand auch die Gewährleistung Frankreichs erwerbe; doch 15 Millionen Gulden aufzuopfern, um einer unverschuldeten Verlegenheit zu entkommen, schien ihnen in jedem Betracht unverantwortlich. Sie kämpften also, wie für Altar und Heerd, betheuernd, daß sie so viel nicht geben könnten. Der Kaiser ließ 3 Millionen fallen. Doch auch diese Summe schien ihnen allzu groß. Zuletzt ließ Joseph erklären: „daß er sich mit neun und einer halben Million begnügen wolle, daß aber diese Summe unfehlbar abgeführt werden müsse, wenn die Unterhandlung nicht als abgebrochen betrachtet werden sollte.“ Geschah das Letztere, so war der Krieg nicht zu vermeiden. Auf der andern Seite, waren die Bevollmächtigten angewiesen, nicht mehr als 5 Millionen, und außerdem noch eine halbe, als Entschädigung für die Ueberschwemmungen, zuzugestehen. Wie aus dieser Klemme kommen? Drohungen waren eben so vergeblich, als Zuredungen. Die Konferenz hatte bereits sieben Stunden gedauert, als der französische Hof sich entschloß, das zuzulegen, was die Forderung des Kaisers heischte; die Verlegenheit, worin er sich befand, entweder Krieg zu führen gegen einen alten Bundesgenossen, oder einen neuen, der sich an ihn anschließen wollte, und dessen

er gegen England bedurfte, zu verlassen, gab ihm die Bereitwilligkeit zu diesem Opfer. Die holländischen Bevollmächtigten nahmen dies Opfer dankbar, der österreichische dasselbe mit Zufriedenheit an. Und so wurde man den 20ten September 1785, zwei Tage vor dem vom Kaiser gesetzten Termin, über die Präliminar-Artikel einig *).

So endigte dieser seltsame Kampf, der als die erste Folge des nordamerikanischen Unabhängigkeits-Krieges wenigstens in so fern betrachtet werden kann, als man dabei von der Idee unverlierbarer Menschenrechte ausging, gegen welche die bündigsten Verträge nicht in Betracht zu kommen verdienten. Was dem Kaiser als Entschädigung bewilligt wurde, war ein schwacher Ersatz für die Kosten, welche die Versetzung seines Heeres nach den Niederlanden verursacht hatte; keinen Ersatz aber gab es für den Verlust, welchen der Kaiser in der allgemeinen Meinung Europa's litt, das ihn jetzt zum drittenmal von Seiten seines Wankelmuths kennen gelernt hatte.

Die Friedens-Präliminarien waren noch nicht abgeschlossen, als zwei holländische Abgeordnete in Wien erschienen, um den Kaiser durch ein überreichtes Schreiben der General-Staaten zu versichern: „daß bei den Maß-

---

*) So wird das Abkommniß in Martens Receuil Tom. II. p. 558 angegeben. Der Graf von Segur in seinen Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes Tom. II. p. 104 sagt: les Hollandais conservèrent Maestricht et la possession de l'Escaut; ils payèrent à l'Empereur dix Millions de florins, sur lesquel la France consentit à en fournir deux. Hiernach hätte also Frankreich nur die Hälfte von dem bezahlt, was man gewöhnlich annimmt.

regeln, zu welchen Ihre Hochmögenden; die General-Staaten, sich verpflichtet gesehen hätten, durchaus nicht die Absicht vorgewaltet habe, Se. Majestät zu beleidigen, als mit welcher sie vielmehr das gute Vernehmen baldmöglich herzustellen, und unwandelbar zu befestigen wünschten." Der Kaiser war mit dieser Erklärung zufrieden, und behandelte die Abgeordneten, in der ihnen bewilligten Audienz, mit aller Freundlichkeit und Offenheit, die ihm eigen war.

Der Definitiv-Traktat wurde den 8. Novbr. 1785 abgeschlossen, und durch denselben wurde der Münstersche Friede von 1648 dahin abgeändert, daß ein kleiner Theil des Schelde-Stroms, von Antwerpen bis Saftingen, dem Kaiser zugestanden wurde. Alles Uebrige blieb der Republik Holland, welche, mit den Worten des Münsterschen Traktats, die Berechtigung erhielt, diesen Theil des Stroms, so wie die Kanäle von Sas, Swyn und andere ferner, wie bisher, verschlossen zu halten. Die Republik machte sich verbindlich, die Forts Lillo und Lieffenshoek mit den Festungswerken, die Forts Friedrich Heinrich und Kruitsschanz aber geschleift an den Kaiser abzutreten. Außerdem bezahlte die Republik dafür, daß der Kaiser allen und jeden Ansprüchen auf die Stadt und Festung Mastricht entsagte, jene oben genannte Summe.

Von jetzt an gleichgültig gegen den Besitz der Niederlande, versuchte Joseph der Zweite sie auszutauschen gegen das Kurfürstenthum Baiern. Die Kaiserin von Rußland unterstützte diesen Plan. Dieser scheiterte deß-

wegen aber nicht minder an der Standhaftigkeit Friedrichs des Zweiten; und dieser neue Fehlversuch ward, wie wir oben bereits bemerkt haben, die nächste Ursache jenes Fürstenbundes, wodurch sich Deutschlands Landesfürsten von Oesterreich zurückzogen, um sich an Preußen anzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Reinertrag in staatswirthschaftlicher Beziehung.

Die Entstehung des Begriffs vom reinen Ertrage ist so uneigen, daß wir einige Augenblicke dabei verweilen müssen.

In der Kaufmannssprache bezeichnet Brutto die Waare mit Inbegriff dessen, worin sie verpackt ist. Den Gegensatz bildet Netto, und durch diesen Ausdruck wird die Waare an und für sich, d. h. befreit von ihren Hüllen, sofern sie dergleichen hat, bezeichnet. Ganz vorzüglich gelten beide Ausdrücke in Beziehung auf das Gewicht der Waare. Man sagt daher z. B. das Faß Kaffee wiegt 8 Zentner Brutto, aber nur so und so viel Zentner Netto.

Aus der Kaufmannssprache sind die Begriffe von Brutto und Netto übergegangen auf sehr viele gesellschaftliche Verrichtungen; wo nicht gar auf alle ohne Ausnahme. Roher und reiner Ertrag, als bloße Ausdrücke genommen, sind nicht mehr und nicht weniger, als bloße Uebersetzungen des Brutto und Netto. Ohne Arbeit giebt es kein Produkt derselben; folglich auch kein Einkommen. Da aber die Arbeit, welche der Einzelne zu verrichten hat, nicht selten von einer solchen Beschaffenheit ist, daß Viele dazu mitwirken müssen: so sucht der an der Spitze stehende Einzelne vor allen Dingen auszumitteln, wie viel ihm von dem Produkt der Arbeit zu Gute kommt.

Dies nennt er seinen Reinertrag oder sein Netto. Roher Ertrag oder Brutto ist also das Gesammt-Produkt der Arbeit, von welchem nothwendig für jeden einzelnen Theilnehmer das abgeht, was als Remuneration für die Mitarbeiter abgegeben werden muß. Diese, ihrerseits, haben aber die volle Berechtigung, sich eben so zu berechnen. Was ihnen also von dem Produkt der Arbeit zu Gute kommt, ist ihr Netto, und was dem, der an der Spitze des ganzen Geschäftes steht, zu Theil wird, darf ihnen als ihr Verlust erscheinen.

Ehe wir hieraus irgend ein Resultat ziehen, sei es uns erlaubt, nachfolgenden Fall aufzustellen:

Auf dem Lande lebt eine Familie, die ihre Subsistenz im Ackerbau hat. Sie besteht aus Mann und Frau, und vier Kindern. Jene befinden sich in einem Alter von einigen funfzig Jahren, und fühlen sich zur Arbeit noch vollkommen aufgelegt. Diese, zwei Söhne und zwei Töchter, sind vollkommen erwachsen, und so gesund und kräftig, daß sie alle Dienstboten überflüssig machen: die Söhne indem sie den Vater, die Töchter indem sie die Mutter unterstützen. Die Wirthschaft ist im besten Gange, und das Produkt der Arbeit ein Jahr wie das andere, außer sofern Unglücksfälle eintreten. Ein Band von Liebe und Gegenliebe umschlingt die ganze Familie. Vater und Mutter haben keine Ursache den Söhnen und den Töchtern irgend etwas von dem zu entziehen, was diese zu ihren Bedürfnissen rechnen; die Kinder ihrerseits beneiden ihren Eltern nichts von dem, wodurch diese ihr Bedürfniß befriedigen. Hierüber tritt der Jahresschluß ein, wo man sich Rechnung legt über Einnahme und Ausgabe.

Dem Vater kommt es zu, diese Rechnung anzufertigen. Wie wird er sein Netto und sein Brutto stellen? Wir müßten uns sehr irren, oder es wird weder das Eine noch das Andere für ihn geben. Wie könnte er seine Kinder als Personen betrachten, die nicht zu ihm gehören? Betrachtet er seine Kinder aber nicht in diesem Lichte, so begnügt er sich, ohne daß es dazu eines Kalküls bedarf, mit der durch die Evidenz gewonnenen Ueberzeugung, daß seine Wirthschaft in gutem Stande ist, und lebt dabei der guten Hoffnung, daß das Produkt seiner und der Seinigen Arbeit in dem bevorstehenden Jahre nicht schlechter ausfallen werde, als im abgewichenen.

Was schließt dieser Fall in sich?

Keinesweges die Behauptung, daß man nicht rechnen soll; denn dies kann unter gewissen Umständen sehr nöthig seyn, um eine klare Uebersicht von einem sehr zusammengesetzten Geschäft zu behalten. Wohl aber möchten wir aus dem angegebenen Falle folgern, daß das, was die gewöhnlichen Staatswissenschaftslehren über den rohen und den reinen Ertrag aussagen, sehr von der Oberfläche geschöpft ist. Es giebt ein Produkt zusammengesetzter Arbeit, das Denen zu Gute kommen muß, welche Theil an dieser Arbeit genommen haben; und zwar nach Maßgabe der physischen oder der geistigen Kräfte, die von ihnen auf die Arbeit verwendet worden sind. Allein was vom rohen und reinen Ertrag ausgesagt wird, ist, wenn man es genauer untersucht, eine bloße Täuschung, welche daraus entsteht, daß der, welcher die Rechnung anlegt, das ganze Produkt der gemeinschaftlichen Arbeit lieber für sich behalten hätte, was doch durchaus unmöglich war.

Ich schlage den zweiten Theil der Staatswissenschaften im Licht unserer Zeit auf, und finde in derjenigen Abtheilung, die von der Volkswirthschaft handelt, folgenden Paragraphen:

„Das jährliche Gesammteinkommen eines Individuums und eines Volks besteht in dem, was es entweder aus dem Boden (aus Ackerbau, Bergbau, Jagd, Fischerei u. s. w.) oder aus der Zubereitung der rohen Stoffe durch Handarbeit und Gewerbfleiß, oder aus dem Umsatz derselben durch den Handel, oder durch die unmittelbaren Erzeugnisse der geistigen Thätigkeit gewinnt. Da nun von diesem Brutto-Einkommen ein beträchtlicher Theil zur Anschaffung der zu bearbeitenden Stoffe, zur Unterhaltung der Arbeitswerkzeuge oder Maschinen, zur Deckung des Arbeitslohns, zur Ausmittelung des Pachtgeldes und der Zinsen des auf die Betreibung der Geschäfte angelegten Kapitals verwendet werden muß: so versteht man, im Gegensatze des Brutto-Einkommens, unter dem reinen Einkommen eines Individuums das, was ihm, nach Abzug alles dieses nothwendigen Aufwandes, und nach der Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse (Wohnung, Speise, Trank, Holz und Kleidung) für die Bequemlichkeit und den Genuß des Lebens, und für die Anlegung eines Kapitals übrig bleibt. Nur die Thätigkeit, welche einen solchen reinen Ertrag vermittelt, ist, im eigentlichen Sinne produktiv zu nennen, und nur von diesem reinen Ertrag kann die Rechtsgesellschaft für ihre Fortdauer einen Beitrag (der Staat die einzelnen Steuern) verlangen. Daraus folgt zugleich, daß nicht bloß der Gutsbesitzer einen reinen Ertrag gewinnt. Es kann vielmehr jeder,

der, durch Uebung seiner Kräfte, Güter, d. h. Dinge von Werth hervorbringt, oder durch seine körperlichen oder geistigen Dienstleistungen einen Theil der Produktion Anderer erwirbt, eben so gut Einkommen überhaupt, und reines Einkommen ins Besondere, gewinnen, als derjenige, welcher Grund und Boden anbaut, ihm Früchte abgewinnt, oder die, ohne menschliches Zuthun, vom Boden erzeugten Früchte sich aneignet. Der reine Ertrag besteht daher in den Ueberschüssen eines jeden arbeitenden Mitglieds der Gesellschaft über das, was er theils zur Fortsetzung seines Geschäfts, theils zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse nöthig hat; möge nun dieser Ueberschuß entweder in werthvollen Naturerzeugnissen, oder in Produkten des Gewerbfleisses, oder in den aufgespeicherten Massen des Handeltreibenden, oder in den Ersparnissen derer bestehen, welche durch körperliche Dienstleistungen, oder durch geistige Thätigkeit ihren Erwerb gründen und sichern. Wie aber der tägliche Erwerb eben so schwankend ist, wie der tägliche Bedarf: so kann das Brutto-Einkommen und der reine Ertrag nur nach dem Durchschnitte eines ganzen Jahres berechnet werden."

Man kann sich darauf verlassen, daß der wackere Verfasser der Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit, in diesem Paragraphen alles zusammengedrängt hat, was sich über den reinen Ertrag sagen läßt. Was ist aber der langen Rede kurzer Sinn? Wir wollen ihn so bestimmt angeben, als wir immer können. Er lautet, wie folgt: jede gesellschaftliche Arbeit, d. h. jede zum Vortheil der Gesellschaft entwickelte Kraft ist produktiv, wenn der, welcher diese Arbeit verrichtet, von der ihm zu Theil gewordenen

Remuneration so viel zurückzulegen für gut befunden hat, daß er am Schlusse des Jahres einen Ueberschuß besitzt. Wo aber bleiben hier Brutto und Netto? Es giebt nur ein durch strenge Bezähmung des Genußtriebes gewonnenes Ersparniß, und soll die ganze Lehre vom reinen Ertrage einen Werth haben: so muß man vor allen Dingen eingestehen, daß Swift ein großer Frevler war, als er, um den Geist der Wirthschaftlichkeit herabzuwürdigen, ihn eine elende Bürgermeister-Tugend nannte. Will man dies noch weiter verfolgen, so bleibt nichts anderes übrig, als zuzugeben, daß die Verrichtung eines gemeinen Soldaten produktiv ist, wenn er, vermöge einer alle Begriffe übersteigenden Strenge gegen sich selbst, es möglich macht, von seinem geringen Solde so viel zurückzulegen, daß er einen Ueberschuß, d. h. ein Kapital, wenn gleich ein sehr kleines, gewinnt. In diesem Zugeständniß liegt zwar nichts, was gegen die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes wäre; allein die einzige Forderung, welche dieser macht, ist und bleibt, daß sich die Produktivität der Arbeit in der Remuneration beweise, welche den Arbeitenden zu Theil wird. Sofern er sich nun nicht über die Gesetze der Erscheinungen erheben will, hat er wiederum nichts dagegen einzuwenden, daß ein Advokat, ein Bankier, ein Buchhändler, so wie jeder Andere, der ein sehr einträgliches Geschäft treibt, von den etwa 12 bis 16,000 Thalern, die sie im Laufe des Jahres durch ihre Thätigkeit gewonnen haben, am Schlusse dieses Jahres, anstatt etwas davon erübrigt zu haben, nur in dem Besitze der Mittel geblieben sind, ihr sehr einträgliches Geschäft fortzusetzen; denn es ist ja nicht Jedermanns Sache, zu

sammeln, zurückzulegen, Ueberschüsse zu bilden, um, nach dem Sprachgebrauch der Staatswirthschaftslehrer, ein reines Einkommen zu gewinnen.

Es wird in der Gesellschaft nie an Einzelnen fehlen, die sich zum Kapitalisiren aufgelegt fühlen; denn, wenn die Natur den Menschen nicht mit einem besonderen Sammelgeist ausgestattet haben sollte, so würde doch eine nicht geringe Zahl von Gliedern der Gesellschaft durch bloßes Nachdenken über ihre Lage dahin gelangen, daß sie zu kapitalisiren begönne. In der Sache selbst liegt also nichts, was man zu tadeln berechtigt wäre. Allein besteht die Gesellschaft mehr durch die, welche zurücklegen und anhäufen, oder durch die, welche ihr Einkommen verbrauchen? Dies ist eine von den Fragen, welche beantwortet werden müssen, wenn die Lehre von dem Reinertrage in das rechte Licht treten soll. Die Gesellschaft nun — was ist sie im Grunde Anderes, als ein Cooperativ-Verein zu den allermannichfaltigsten Verrichtungen, die, ihrer Nützlichkeit nach, zwar einander untergeordnet sind, doch so, daß jede derselben als bezüglich nothwendig für die allgemeine Wohlfahrt erscheint? Wollte man hiernach annehmen, daß die auf Ueberschuß oder auf sogenannten Reinertrag hinarbeitenden Mitglieder von vorzüglicher Nützlichkeit wären, so würde man ins Absurde gerathen; denn diese könnten für die Dauer ihres Lebens nichts Besseres thun, als sich vereinzeln, um von der Kraft, welche sie von der Gesellschaft empfangen, so wenig als möglich an dieselbe zurückzugeben. Mit Einem Worte: man müßte annehmen, daß die Theorie von den Leistungen und Gegenleistungen, wodurch die Sittenlehre konstituirt wird,

von Anfang bis zu Ende falsch sei. Echten Werth für die Gesellschaft hat nicht der Geizige, der Sammler, der Kapitalisirende, sondern nur der, welcher das, was er durch seine Arbeit erwirbt, als das Mittel gebraucht, sich Dienste aller Art anzueignen, was zuletzt nichts weiter sagt, als daß ein solcher nicht aufhören will, mit der Gesellschaft in der lebhaftesten Wechselwirkung zu stehen. Angenommen, es könnte sämmtlichen Mitgliedern der Gesellschaft eine entscheidende Hinneigung zum Kapitalisiren gegeben werden, würde man dadurch nicht einen sehr bedeutenden Theil des gesellschaftlichen Lebens tödten?

Kurz: welchen Werth man auch den Kapitalisirenden beilegen möge, die Unterordnung desselben unter einen höheren Werth läßt sich durchaus nicht verkennen, und dieser höhere Werth ist nur Denen eigen, welche, ohne zu kapitalisiren, durch das Produkt ihrer Arbeit, so weit es in ihrer Gewalt steht, oder auch so weit ihr Bedürfniß reicht, die allermannigfaltigsten Dienste für sich in Beschlag nehmen. Ein Hausvater, der sein ganzes jährliches Einkommen an die Gesellschaft zurückgiebt, um seine eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und seinen Kindern die Erziehung zu geben, wodurch er die Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß sie dereinst nützliche Glieder der Gesellschaft seyn werden, hat, in gerechter Würdigung, den Vorzug vor jedem Kapitalisirenden schon dadurch, daß die Gesellschaft nur durch die Arbeit fortbesteht, das Kapitalisiren also nur Nebensache ist, und sich im Ganzen genommen von selbst einstellt.

Derselbe Gegenstand ruft noch eine andere Betrachtung auf.

Um den Begriff des reinen Einkommens festzustellen, sagt man: „es sei dasjenige Einkommen eines Individuums, das ihm, nach Abzug des nothwendigen Aufwandes und nach der Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse, für die Bequemlichkeit und den Genuß des Lebens und für die Anlegung des Kapitals übrig bleibt." Allein, wie wenig sagt man damit! Wo ist das Maß für den nothwendigen Aufwand? und wo das Maß für die Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse? Wie verschieden sind die gesellschaftlichen Lagen! Wie verschieden also auch das, was diese mit sich bringen! Für einen Mann, der in solchen Beziehungen steht, daß er täglich Personen von allen Ständen bei sich sehen muß, kann es einer Wohnung bedürfen, die tausend Thaler kostet. Derselbe Mann kann genöthigt seyn, für Speise und Trank einen Aufwand von dreitausend Thalern zu machen. Will eben dieser Mann seinen Kindern eine seinem Stande angemessene Erziehung geben, so wird er die Kosten, welche der Unterricht in den neuren Sprachen, im Tanzen und in andern modischen Fertigkeiten verursacht, nicht scheuen dürfen. Als einer, der den höheren Ständen angehört bedarf er eines Prachtwagens, einer zahlreicheren Dienerschaft. Die angemessene Bekleidung darf nicht fehlen. Gesetzt nun, dies alles müsse von einem Einkommen, das den Werth von 12,000 Thalern hat, bestritten werden, und dies Einkommen reiche dazu wirklich aus: so hat unser Mann, nach der hergebrachten Theorie vom reinen Einkommen, nur eine Brutto-Einnahme gehabt; und wiewohl ihm seine gesellschaftliche Thätigkeit 12,000 eingebracht hat, so ist sie doch unproduktiv gewesen, aus keinem

anderen Grunde, als weil von ihrem Produkt nichts übrig geblieben ist für die Anlegung eines Kapitals, wodurch die Produktivität der Arbeit allein ihren Charakter erhält. Fragt sich nun, was eine Theorie werth seyn kann, welche solche Behauptung in sich schließt, und diese vertheidigen zu können vermeint?

Die Staatswirthschaftslehrer gehen aber noch einen guten Schritt weiter, indem sie behaupten und verlangen, daß die Rechtsgesellschaft, gemeinhin Staat genannt, nur das reine Einkommen besteuern dürfe, und zwar dergestalt, daß nicht das, durch die allein produktive Arbeit gewonnene Kapital, sondern nur ein Theil der Früchte desselben in Anspruch genommen werden; „denn, sagen sie, das Kapital selbst angreifen, hieße dasselbe zerstören." Sie sehen nicht, daß sie durch diese Auffassung des Gegenstandes ihr eigenes Werk, d. h. den ganzen Begriff von einem Brutto- und Netto-Einkommen zerstören; denn wenn das letztere, so wie sie es einmal gedacht haben, in der Regel gar nicht Statt findet, so kann auch die Rechtsgesellschaft für ihr Bestehen darauf nicht angewiesen werden, ohne sie in die größte Gefahr zu bringen. Im Grunde spielen sie mit dem Worte „Kapital," dem sie eine beliebige Bedeutung geben, nach welcher es bald mehr bald weniger materiell ist. Das eigentliche Kapital aber ist durchaus nicht materiell. Die größte Summe werthvoller Güter, gemeinhin Kapitale genannt, ist durchaus werthlos, so lange es an einem Gedanken fehlt, der sie als Werkzeug zur Erreichung gesellschaftlicher Zwecke zu benutzen versteht. Von der Masse der gesellschaftlichen Bedürfnisse kann hier nicht die Rede seyn; denn ihre Dar-

legung würde zu weit führen. Genug, daß die Befriedigung dieser Bedürfnisse das Problem ausmacht, das gelöset werden muß. Das Mittel ist die Arbeit. Ohne nun zu fragen, was in dem Produkt dieser Arbeit Brutto und Netto ist, eignet sich die Regierung von diesem Produkt so viel an, als zu ihrem und der Gesellschaft Fortbestand erforderlich ist. Was thut sie also eigentlich? Sie besteuert die Arbeit. Thut sie daran aber nicht Unrecht? Sie thut, was allein möglich ist. Ohne sie würde die Gesellschaft sich in ihre Elemente auflösen; sie selbst aber kann nur dadurch ein Daseyn und eine Wirksamkeit erhalten und behalten, daß sie, es sei durch Mittel der Gewalt oder des Vertrauens, die gesellschaftliche Arbeit für die Erfüllung ihrer Bestimmung benutzt. Da sie nun, im Großen genommen, diese ihre Bestimmung in der Hervorrufung und Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung findet, ohne welche es gar keine zweckmäßige Arbeit geben würde: so kann man nicht einmal sagen, sie nehme, ohne zu geben; sie giebt sogar das Köstlichste, das Menschen erlangen können, nämlich die Bedingungen eines friedlichen Zusammenlebens und der Befriedigung aller gesellschaftlichen Bedürfnisse. St. Simon sagt: „Es giebt eine Ordnung von Angelegenheiten, die von allen Menschen gefühlt wird; Angelegenheiten, die sich auf die Erhaltung des Lebens und auf das Wohlergehn beziehen. Dies ist die einzige Ordnung, um welche sich die Politik zu bekümmern hat, und welche zum einigen Maßstabe bei der Kritik aller Einrichtungen und aller gesellschaftlichen Dinge gebraucht werden muß. Die Politik also, in ihrer höchsten Einfachheit aufgefaßt, ist die Wissenschaft der

Pro-

Produktion, d. h. die Wissenschaft, welche die für alle Arten von Produktion günstige Ordnung der Dinge zum Gegenstande hat." Wir haben im Obigen nichts weiter sagen wollen, als was St. Simon hier so bündig ausgedrückt hat.

Doch so geläufig sind die Begriffe von Brutto und Netto, von einem rohen und von einem reinen Einkommen geworden, daß man sie sogar in der Finanz-Wissenschaft wiederfindet.

Auch hier ist also von einer Brutto- und von einer Netto-Einnahme die Rede. Unter jener versteht man das ganze Quantum der erhobenen Steuern; unter dieser das, was von diesem Quantum, nach Abzug der Erhebungskosten, in die Staatskassen einfließt. Ist demnach die Rede von den direkten Steuern: so sagt man, sie kosten so oder so viel Prozent. Eben so, wenn von den indirekten Steuern die Rede ist, deren Netto nicht weniger auf einer Absonderung von den Erhebungskosten beruht.

Wir reden hier nicht von einem besonderen Staate, sondern nur von einer Täuschung, welche dadurch zu einer allgemeinen geworden ist, daß die Staatswirthschaftslehre nicht auf besseren Anschauungen von dem Wesen der Gesellschaft und ihrer Arbeiten gegründet ist. Angenommen also, das ganze Quantum direkter und indirekter Steuern betrage 100 Millionen Thaler: so sagt man im Tone der vollsten Ueberzeugung: „nein! es beträgt nur 90 Millionen; denn 10 Millionen gehen ab für die Einnehmer und Untereinnehmer, so wie für die Gränz-Soldaten, welche den Auftrag haben, die Kontrebande abzuhalten und die Finanz-Einrichtungen zu beschützen; wir verantworten nicht

mehr, als den Reinertrag, der durch uns zur Vertheilung gebracht wird. . . ."

Seltsame Sprache! Bezahlen denn die arbeitenden Klassen deßhalb weniger 100 Millionen Thaler; und ist diese Thatsache nicht entscheidend? Worin liegt das Verwerfliche der 100 Millionen, wenn die Gesellschaft Umfang und Stärke genug hat, um sie mit Leichtigkeit zu bezahlen? Liegt es in der Masse des Metalls, das zusammengebracht werden muß, damit die Regierung ihrer ewigen Bestimmung, die gesellschaftliche Ordnung zu erhalten, gewachsen bleibe? Oder liegt es in der bloßen Zahl? Jene ist ein bloßes Gespenst, sobald man erwägt, daß das, was in die Staatskassen einfließt, darin nicht verweilt, sondern durch tausend Kanäle wieder ausströmt, und von denen, die es eingezahlt haben, zurückverdient wird. Diese ist noch weit mehr ein Gespenst; denn wer möchte wohl zugeben, daß er fähig sei, vor bloßen Zahlen zu erschrecken?

Das Phänomen, von welchem hier gehandelt wird, ist um so auffallender, da praktische Finanz-Männer in der Regel mitleidsvoll auf die Aussprüche der theoretischen Staatswirthschaftslehrer hinblicken. Wenn sich nun beide gleichwohl in der Anschauung von einer Brutto- und Netto-Einnahme begegnen, so kann dies nicht wohl einen anderen Grund haben, als daß beide gleich schlecht über das Wesen der Gesellschaft belehrt sind, und Dinge von einander trennen, die so nothwendig zu einander gehören, wie Gesellschaft und Regierung. Ist der Staat nichts weiter, als die geordnete Gesellschaft, so giebt es kein besonderes Regierungs-Interesse, das von dem der Gesellschaft

verschieden wäre, und in dem innigen Verhältniß der Regierung zur Gesellschaft läuft zuletzt alles auf einen Austausch von Diensten und Gegendiensten hinaus, der nie zum Stillstand gebracht werden kann. Man hat die Frage aufgeworfen: ob die Regierung reproduktiv sei. Diese Frage ist jedoch die allermüssigste, sobald die Produktivität der Regierung ausgemittelt ist. Wie könnte aber eine Regierung anders als produktiv seyn? Bringt sie nicht die gesellschaftliche Ordnung hervor, und ist diese nicht das Allerunentbehrlichste, nicht die Grundlage jeder anderen nützlichen Thätigkeit, ihr Gegenstand sei welcher er wolle?

Friedrich der Zweite sagt in seiner Abhandlung von den Regierungs-Formen: „Keine Regierung kann ohne Steuern bestehen: sie sei eine republikanische oder eine monarchische, immer wird sie der Steuern bedürfen. Die Obrigkeit, welche die Staatsverwaltung besorgt, muß zu leben haben: Richter wollen bezahlt seyn, wenn sie den Gesetzen gemäß verfahren sollen; der Soldat muß unterhalten werden, soll er aus Mangel an Lebensmitteln nicht zur Gewalt greifen; und auf gleiche Weise müssen die, welche den Finanzen vorstehen, gut bezahlt werden, damit die Noth sie nicht zwinge, das öffentliche Einkommen mit Untreue zu verwalten. Diese verschiedenen Ausgaben erfordern beträchtliche Summen, nicht zu gedenken, daß etwas für außerordentliche Fälle zurückgelegt werden muß; und nur vom Volke kann alles dies genommen werden. Die große Kunst besteht darin, diese Summen zu erhalten, ohne die Bürger zu erdrücken. Um die Willkür zu vermeiden, macht man Kadaster, die, wenn

sie mit Genauigkeit angefertigt sind, die Last an den Mitteln der Besteuerten abmessen. Dies ist so nothwendig, daß es in der Finanz ein unverzeihlicher Fehler seyn würde, wenn schlecht vertheilte Auflagen dem Produzenten die Arbeit verleideten: er muß, wenn er seine Steuern berichtigt hat, mit seiner Familie noch in einem gewissen Wohlstand leben können u. s. w."

Gab es für den großen König, der dies niederschrieb ein Brutto und ein Netto in der Staats-Einnahme?

Es läßt sich davon keine Spur entdecken. Wie hätte er als König, unter dessen höchster Autorität die eingesammelten Steuern zur Vertheilung gebracht wurden, zu einer solchen Hypothese gelangen können? Ihm mußte das gesammte Personal, dem er die Erhebung der Steuern anvertraut hatte, als nothwendig für diesen Zweck erscheinen; und was nun auch die unerläßliche Abstufung vom Finanz-Minister und dessen ersten Räthen an, bis zum Thorschreiber und Gränz-Soldaten herab, in Hinsicht der Remuneration mit sich bringen mochte: so konnte er hierin doch nicht so abschneiden, daß er in demjenigen Theile der Finanz-Beamten, welcher den Impuls empfängt, nur Leute gesehen hätte, welche das Netto-Einkommen verminderten; denn mit dieser Ansicht hätte er, bei der unerläßlichen Nothwendigkeit dieser Klasse von Finanz-Beamten, die ganze Steuererhebungs-Maschine über den Haufen werfen müssen.

Hiernach läßt sich genau bestimmen, worin das Brutto und Netto, von welchem in der Welt der Finanz-Beamten noch immer die Rede ist, seine Wurzel hat. Diese ist keine andere, als der aus unrichtigen Vorstellungen

von Gesellschaft und Geld herrührende Stolz der höheren Finanz-Beamten; das Brutto und Netto in der Staats-Einnahme, worauf sie unablässig zurückkommen, ist also eine bloße Fantasmagorie, nach welcher sie sich vorstellen, daß sie die Unentbehrlichen sind, weil sie ihre Remuneration unmittelbar aus den Staatskassen beziehen, während die, welche sich nicht in diesem Falle befinden, nur eine Verminderung des Netto bewirken. In der That, es läßt sich über die Entstehung der seltsamen Begriffe von einem Brutto und einem Netto in dem öffentlichen Einkommen kein genügender Aufschluß geben, wofern er nicht hierin enthalten ist; denn an der Sache selbst ist so viel als gar nichts, sobald man erwägt, daß, da es für Jeden, der ein bestimmtes Geschäft verrichtet, eine Remuneration geben muß, auch der untergeordnete Steuerbeamte die seinige erhalten muß, und daß dieser sie, zur Befriedigung seiner speziellen Bedürfnisse, eben so an die Gesellschaft zurückgiebt, wie jeder andere Beamte. Wenn man also sagt: die direkten Steuern kosten so viel, die indirekten Steuern aber so viel Prozent, so sagt man etwas, das, streng genommen, gar keinen Sinn in sich schließt; es sollte, vernünftigerweise, von nichts weiter die Rede seyn, als von dem Gesammt-Produkt der Steuererhebung, an das sich weder der Begriff von Brutto, noch der von Netto knüpfen läßt, weil es in sich nichts weiter ist, als der Aufwand von Kraft, den die Gesellschaft macht, um sich in einem geordneten Zustande zu erhalten.

Vielleicht versteckt sich jedoch hinter dem sinnlosen Brutto- und Netto-Einkommen eine andere Frage, welche der Aufmerksamkeit würdiger ist.

In der Natur der Sache liegt, daß das Produkt der materiellen Betriebsamkeit dadurch nicht wenig vermindert wird, daß eine verhältnißmäßig allzu große Anzahl auf die Benutzung desselben angewiesen ist. Das Umgekehrte tritt von dem Augenblick an ein, wo der materiellen Betriebsamkeit alle die Kräfte zurückgegeben sind, welche bisher zur Benutzung des Produkts derselben verwendet werden mußten. Und so stellt sich denn, auf eine ganz natürliche Weise die Frage dar: wie ist es anzufangen, um mit dem geringsten Aufwande physischer Kraft zu verwalten?

Diese Frage ist jedoch von einer solchen Beschaffenheit, daß sich zu ihrer Beantwortung nur sehr wenig mit Bestimmtheit sagen läßt; und dies rührt hauptsächlich daher, daß sie, wie alle gesellschaftliche Fragen, welche in die Zukunft eingreifen, an den in der Zeit errungenen Zivilisations-Grad gebunden ist. Man kann zugeben, daß gegenwärtig mit einem ungeheuren Aufwande von physischer Kraft verwaltet werde; doch würde man schwerlich die Wahrheit auf seiner Seite haben, wenn man behaupten wollte, dem könne, in dem einmal vorhandenen Zustand der Dinge, anders seyn. So lange Gold und Silber das Hauptausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit bilden, wird die bezügliche Seltenheit dieser edlen Metalle standhaft dahin wirken, daß, um in ihnen die nöthigen Ordnungsmittel zu gewinnen, die Gewalt unendlich mehr ins Spiel gezogen werden muß, als nöthig seyn würde, wenn es bereits ein minder kostspieliges Ausgleichungsmittel gäbe. Vielleicht kommt eine Zeit, wo sehr deutlich einleuchten wird, daß selbst die vielen Kriege des

achtzehnten Jahrhunderts im engsten Zusammenhange mit dem Merkantil-System gestanden haben, und daß die Eifersucht der Völker auf und gegen einander ihr Inzentiv verloren hatte, sobald die Aussicht auf Bereicherung durch edle Metalle verschwunden war. Ein sehr bedeutender Theil des Aufwandes wird alsdann mit dem gegenwärtigen Militär-System verschwunden seyn. Kommt aber hinzu, daß die Bürger der einzelnen Staaten, vermöge einer besseren öffentlichen Lehre, als die bisherige gewesen ist, über das, was ihren wahren Vortheil ausmacht, gründlich unterrichtet sind, so wird ihre Bereitwilligkeit, die gesellschaftliche Ordnung zu unterstützen, einen großen Theil der jetzt noch dazu nöthigen Gewalt überflüssig gemacht haben. Was die Vergangenheit über diesen Gegenstand aussagt, kann als ein Unterpfand für die Zukunft betrachtet werden; denn die, auch in dieser Hinsicht gemachten Fortschritte lassen sich nicht verkennen. Ohne den Eintritt jener Umstände ist jedoch wenig oder gar nichts für eine Verminderung des physischen Kraftaufwandes, womit die Steuern bisher erhoben worden sind, zu erwarten. Welche Versuche man auch machen möge, um den Mechanismus der Erhebung zu vereinfachen: das Ergebniß derselben wird kaum verdienen in Anschlag gebracht zu werden, und da, wo diese Versuche auf nichts weiter abzwecken, als auf Verminderung der Remuneration, wird man die traurige Erfahrung machen, daß ein auf Ersparnisse dieser Art basirtes Verwaltungs-System von allen, wenigstens in so fern, das kostbarste ist, als sein Produkt immer mehr zusammenschwindet. Giebt es denn in Europa nicht Länder, wo Steuerbeamte von einer Besoldung, die

300 Thalern gleich kommt, den größten Aufwand bestreiten? Wäre dies aber wohl möglich, wenn sie nicht mehr zu ihrem, als zu des Staates Vortheil verwalteten?

Um über den Gegenstand, den wir in diesem Artikel verhandelt haben, zum Schluß zu kommen, wollen wir das Ergebniß unserer Untersuchung in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Reinertrag oder Netto ist nichts weiter, als derjenige Theil von dem Produkt einer gemeinschaftlichen Arbeit, welcher dem an demselben theilnehmenden Individuum zufließt, je nach dem Einsatz von Kraft, die es auf diese Arbeit in der Abschätzung seiner Gehülfen verwendet hat. In Beziehung auf die ganze Gesellschaft, welche Staat genannt wird, giebt es weder ein Brutto- noch ein Netto-Einkommen, sondern schlechtweg ein Produkt der gesellschaftlichen Arbeit, dessen Größe sich durch das Maß von Einsicht und Ordnung bestimmt, womit die gesellschaftliche Arbeit verrichtet wird. Betrachtet man nun das Einkommen der Regierung, als etwas, das von dem Produkt der gesellschaftlichen Arbeit ausgeschieden ist: so läßt sich zwar der Begriff des Netto auf dies Einkommen anwenden, doch immer nur so fern, als man ein besonderes Interesse voraussetzt, das von dem der Gesellschaft wesentlich verschieden ist. Da dies jedoch eine durchaus unstatthafte Voraussetzung ist, weil die Gesellschaft eben so wenig ohne Regierung bestehen kann, als diese ohne jene: so verliert sich der Begriff des Netto auch in Hinsicht des Regierungs-Einkommens in den allgemeineren Begriff des Produkts nützlicher Arbeit, worin Brutto und Netto sich indifferenziren. Es giebt

also für eine Regierung, die sich als Kollektiv-Wesen ihrer Einheit bewußt ist, weder ein Brutto noch ein Netto, und jede praktische Anwendung dieser Begriffe, ist als wesentlich fehlerhaft zu betrachten, weil sie nicht eintreten kann, ohne die Regierungs-Einheit, wo nicht aufzuheben, doch sehr stark zu erschüttern.

Ueber das Zahlverhältniß
der Produzenten zu den Nicht-Produzenten in Großbritannien.

Wir haben unsern Lesern in einem frühern Artikel Auskunft über den Philanthropen Robert Owen gegeben; und wir haben Ursache zu glauben, daß diese Auskunft, wo nicht Erstaunen, doch einige Verwunderung in ihnen bewirkt haben wird. Die Frage: was treibt denn diesen unermüdlichen Menschenfreund? will beantwortet seyn. Kann sie aber wohl allgemeiner und gründlicher beantwortet werden, als wenn man einen erforschenden Blick auf das Zahlverhältniß der Produzenten zu den Nicht-Produzenten Großbritanniens wirft?

Nach No. 15. der Revue Britannique vom Septbr. 1822 belief sich die Bevölkerung der drei vereinigten Königreiche Großbritanniens im Jahre 1821 auf 20,874,159 Einwohner, welche zusammen 4,253,416 Familien ausmachten. Ihre Klassifikation in Produzenten und Nicht-Produzenten aber gab nachfolgendes Resultat:

Nicht-Produzenten	1,377,344	Familien
Produzenten	2,876,072	—

Hiernach bildet die Klasse der Müssigen in England beinahe ein Drittel der Bevölkerung; sie kommt, wie wir weiter unten sehen werden, beinahe der Klasse der Armen, der Zahl nach, gleich.

Ohne Zweifel haben die Urheber dieser statistischen Angaben unter die Zahl der Nicht-Produzenten auch die Gelehrten, die Aerzte, die Schriftsteller, die Künstler und die Regierer begriffen; wenn wir uns aber auch 177,000 Familien — was gewiß sehr freigebig ist — mit diesen nützlichen Verrichtungen beschäftigt denken, und sie folglich von jener oben angegebenen Zahl abziehen: so bleiben noch immer 1,200,000 Familien übrig, welche verzehren ohne hervorzubringen.

Was aber ist die Wirkung der Unthätigkeit einer so großen Anzahl von Gliedern des gesellschaftlichen Körpers? Was ist besonders das Loos derer, welche arbeiten, um ihren Müssiggang zu nähren?

Im Jahre 1812 belief sich die Zahl der Armen auf 971,913 Familien, welche von den Kirchspielen ernährt wurden; und das Total der Armen-Taxen betrug 6,656,125 Pfund Sterling.

Im Jahre 1814 belief sich die Zahl der von den Kirchspielen ernährten Familien auf nicht weniger, als 1,500,000, und die Armen-Taxe hatte um mehr als ein Drittel erhöht werden müssen.

Die auf Kosten des Publikums genährte Klasse der Armen beläuft sich also in England auf mehr, als ein Drittel der Bevölkerung.

Dem größten Theile nach besteht sie aus Handwerkern, welche untüchtig zur Arbeit geworden sind, oder auch aus Leuten, die nur für den Augenblick keine Beschäftigung haben.

Allein es giebt Bedingungen, die erfüllt werden müssen, wenn man den Beistand des Kirchspiels erhalten

will, und diese Bedingungen sind von einer solchen Beschaffenheit, daß die Klasse der für Taglohn Arbeitenden in England den Leibeigenen sehr nahe kommt, ja vielleicht noch schlimmer daran ist, als diese. Sie wird Kirchspielsweise eingepferchf. Wer zu ihr gehört, muß hier leben und sterben. Ohne Zweifel darf er sich aus dem Kirchspiel entfernen, um anderswo Arbeit zu suchen; alsdann aber muß er auch Verzicht leisten auf jeden Beistand der Gemeine. Und dabei darf nicht aus der Acht gelassen werden, daß der gemeine Handwerksmann, wenn er täglich sechzehn Stunden arbeitet, nur gerade so viel gewinnt, als ihm unumgänglich nöthig ist, um sein elendes Daseyn fortzuspinnen, dergestalt, daß das Loos eines Kirchspiels-Armen die einzige Hoffnung seiner alten Tage ist. Auch stirbt er in der Regel, gleich den Leibeigenen, auf demselben Fleck, wo er geboren worden ist.

Man kann also ohne alle Uebertreibung sagen, daß die brittischen Manufaktur-Herren sich, den Arbeitern gegenüber, in derselben Stellung befinden, worin die Feudal-Herren des früheren Mittelalters sich in Hinsicht auf ihre Leibeigenen befanden; und bringt man die Fortschritte in Anschlag, die seit zwei Jahrhunderten in Kunst und Wissenschaft gemacht sind, so stellt sich das Verhältniß der Manufaktur-Herren zu ihren Arbeitern noch schlimmer, als jenes der Feudal-Herren zu ihren Leibeigenen. Zum Wenigsten liegt darin irgend ein Widerspruch, über welchen man Mühe hat ins Reine zu kommen, nachdem, der allgemeinen Voraussetzung nach, der Zustand der Leibeigenschaft durch einen besseren verdrängt worden ist. Wer möchte glauben, daß in einem Lande, das einen Adam

Smith hervorgebracht hat, das also mehr, als jedes andere Land im Reinen seyn sollte über die Gesetze der gesellschaftlichen Erscheinungen — wer möchte, sag' ich, glauben, daß in dem gepriesenen England, wenn der mißvergnügte Pöbel — so wird er gewöhnlich bezeichnet — aus einem so starken, so unwiderstehlichen Beweggrunde, wie der allzu niedrige Arbeitslohn oder der allzu hohe Brodpreis ist, unruhig wird, sogleich das Martial-Gesetz proklamirt werde? Und ist denn nicht erlebt worden, daß, als er sich dadurch nicht hemmen ließ, Bajonet- und Kavallerie-Angriffe ihn, wo nicht zur Besinnung, doch zum Gehorsam zurückgeführt haben? Wer erinnert sich nicht der Manchester-Auftritte?

Der Herausgeber der Revue Britannique, aus welcher wir diese statistischen Angaben geschöpft haben, scheint sich seines Scharfblicks zu freuen, wenn er mit der Behauptung hervortritt: „daß die Ursache dieser zunehmenden Verarmung in dem, durch unüberlegte Heirathen allzu stark beförderten Zuwachs der Bevölkerung liege;" allein er hätte, meinen wir, besser daran gethan, lieber zu schweigen, als bei dieser Gelegenheit zu verrathen, daß er den Malthus gelesen habe. Mit einem so schlechten Erklärungsgrunde giebt man den Manufaktur-Herren die Berechtigung, zu der arbeitenden Klasse zu sagen: „Gemeines Volk, das für uns arbeitet, und uns nur allzu theuer zu stehen kommt, wie, du willst Frau und Kinder haben, wie wir, und noch obendrein, wie wir, die Freuden des Lebens genießen?"

Robert Owen muß über diesen Punkt anders denken, als der Herausgeber der Revue Britannique. Seine

Idee von Cooperativ-Vereinen ist auf einem ganz andern Boden gewachsen, als auf dem, der nur durch eine Furcht vor einer Ueberbevölkerung ergiebig gemacht wird. Wahrlich, es hat nichts auf sich mit einer Ueberbevölkerung, wo das Produkt der Arbeit so vertheilt ist, daß Jeder, der dazu mitgewirkt hat, seines gerechten Antheils daran gewiß seyn darf. Dies ist, meinen wir, der Gedanke, welcher Robert Owens Cooperativ-Vereinen zum Grunde liegt. Und wer möchte läugnen, daß eben dieser Gedanke allen politischen Schöpfungen zum Grunde liegen sollte? Ihrem Wesen nach sind selbst die größten Staaten Coperativ-Vereine; aber das Unglück ist, daß sie aufgehört haben, es mit klarem Bewußtseyn zu seyn. Wie gering würde die Summe des gesellschaftlichen Elendes werden, wenn man dies Bewußtseyn zurückführen, und ihm die nöthige Schärfe geben könnte! Robert Owen ist so klug gewesen, damit klein anzufangen; aber es ist deßhalb nur um so wahrscheinlicher, daß die Sache groß enden werde.

Ueber Reformen
in der
Gesetzgebung und in der Gerechtigkeitspflege.

Wenn zu einer Zeit, wo die physischen Wissenschaften beinahe ausschließend angebaut werden, wo eine nützliche Entdeckung oder Erfindung die andere verdrängt, wo die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen zusehends wächst und die Lücken der Vergesellschaftung ausfüllt, wo das menschliche Geschlecht in einen immer engeren Zusammenhange mit sich selbst tritt, und die zunehmende Zivilisation zu einer gemeinschaftlichen Aufgabe geworden ist — wenn, sag' ich, zu einer solchen Zeit die Forderung gemacht wird, daß Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege nicht hinter dem gewonnenen Zivilisations-Grade zurückbleiben sollen: so bildet dies eine Erscheinung, die uns nicht auffallen darf. Es würde sogar nur auffallend seyn, wenn diese Forderung nicht gemacht würde; denn, wenn dies der Fall wäre, so würde man durch Stillschweigen zu erkenneu geben, man glaube daß die Gesellschaft in ihrer Entwickelung vorschreiten könne, während Gesetzgebung und Rechtsverfassung stille stehen dürfen: ein Zugeständniß, das von keiner Seite gerechtfertigt werden kann, weil alle Kraft der Gesellschaft in letzter Zergliederung darauf beruht, daß sie in Einheit gehalten ist, oder, was dasselbe sagt, mit sich selbst in Harmonie steht.

Gegen die Forderung, welche gemacht wird, läßt sich also nichts einwenden, sobald wirklich zu befürchten ist, daß Gesetzgebung und Rechtsverfassung weiter und länger hinter dem gewonnenen Zivilisations-Grad zurückbleiben werden, als heilsam und ersprießlich ist.

Allein worin wäre wohl diese Befürchtung gegründet?

Gewiß nicht in der Erfahrung. Denn diese sagt für alle Entwickelungs-Perioden standhaft aus, daß die Gesellschaft in jedem Abschnitte ihres Daseyns diejenigen Gesetze gehabt hat, die ihrem Zivilisations-Grade entsprachen, und daß sie von dem Augenblick an, wo ein Widerspruch zwischen jenen und diesem fühlbar wurde, nicht eher ruhete, als bis dieser Widerspruch ausgeglichen war. Und dürfen wir uns über diese Erscheinung wundern, sobald wir die Anschauung gewonnen haben, daß dies die nothwendigste von den Bedingungen ist, unter welchen die Gesellschaft fortdauert?

Handelt es sich um eine spezielle Erfahrung dieser Art, so läßt sich schwerlich eine anführen, welche noch schlagender wäre, als die, welche uns Frankreich in diesen Tagen gegeben hat.

Worin bestand der große Fehlgriff des Ministeriums, an dessen Spitze Herr von Villele sechs Jahre hindurch glänzte? Es verkannte den Zivilisations-Grad, welchen Frankreich seit vierzig Jahren erreicht hatte; und indem es durch Mittel regieren wollte, welche nur der Vergangenheit angehörten, verwickelte es sich in so große Widersprüche, daß ihm zuletzt nichts anders übrig blieb, als auszuscheiden, und seine Bestimmung auf ein einsichtsvolleres Ministerium übergehen zu lassen.

Es

Es sei uns erlaubt, unseren Lesern das mitzutheilen, was die Revue françoise über diesen wichtigen Gegenstand sagt; es ist so lehrreich und zugleich so leidenschaftslos, daß wir uns nicht erinnern, etwas Besseres in dieser Art gelesen zu haben. Wir werden, nach dieser Episode auf unsern Gegenstand zurückkommen, um zu zeigen, was in der Forderung, die man rund um uns her an die Gesetzgebung und Rechtsverwaltung macht, haltbar und der Natur der Dinge, so wie diese sich in der Gesellschaft offenbart, gemäß ist, und was nicht.

„Es ist, sagt die Revue françoise, einer von den Vorzügen der Repräsentativ-Regierungen, daß, sobald ein böses Prinzip sich darin offenbart, tausend Stimmen sich erheben, um es zu bezeichnen, es anzugeben und es mit ihrem Geschrei zu verfolgen; und wolle Gott, daß diese strenge Aufmerksamkeit, diese mistrauische Aufsicht (die beste Garantie der Sittlichkeit und der Freiheit) nie ermüde! Bemerken wir jedoch, daß ihre Sprache nicht immer der rechte Maßstab vom Zustande des Landes ist, und daß da, wo Freiheit herrscht, die Gefahr oft größer erscheint, als das Uebel; das Gerücht und Geräusch davon noch größer, als die Gefahr. In hellen Augenblicken und so oft es Aufrichtigkeit gilt, müßten die Partheien es selbst einräumen: sie sind frei gewesen, sie haben sprechen, handeln, manövriren können, um sich bald der Regierung, bald des Landes zu bemächtigen; sie haben die Probe des Lichts und der Finsterniß, welcher keine Kraft, wie sie auch Namen habe, sich entziehen kann, bestehen dürfen und müssen. Sind ihre Plane gescheitert, so haben sie es nur sich selbst zuzuschreiben; frei, wie sie waren, waren

sie auch verantwortlich. Das Publikum hat gerichtet, und sie selbst haben nicht ganz verkennen können, daß ihre Fehler ihre Unfälle bewirkt haben."

„Eben diese Unfälle sind heilsam; sie allein vermindern die Verblendung der Partheien über ihre Kraft, ihre Hartnäckigkeit in ihren Entwürfen. Auch hat man in Folge solcher Proben, den Geist des Zweifels und der Prüfung endlich bei ihnen Platz greifen sehen. „Der König ist unser, unser ist das Land" hatten sie gesagt. Kam jedoch der entscheidende Tag, so fehlte ihnen — erst der König, und dann — das Land. Ueberrascht anfänglich, mußten sie es doch endlich wohl begreifen. Menschen von Verstand erklärten sich diese Ohnmacht; die Ungeduldigen ermüdeten; die Schwachen unterwarfen sich der Nothwendigkeit. Die guten und die bösen Neigungen, die Beweglichkeit und die Erfahrung, die Vernunft und der Eigennutz, die Wahrheit und der Herr von Villele: alles hat zusammengewirkt, die Geister zu entfesseln und die alten Bande zu lösen. Selbst von denen, die in der Faktion beharrten, erschienen die einen lächerlich; die anderen, trotz ihrem Widerstreben, dem Zweifel hingegeben, beeiferten sich, diesen ihren Skeptizismus zur Schau zu tragen, vor Allem fürchtend, daß man die Berechnungen ihrer Ehrsucht einem fanatischen Glauben zur Last legen möchte. Die alten Partheien sind nichts weniger als abgestorben; es gehören Jahrhunderte dazu, sie zu vernichten. Aber ihr Verfall ist klar geworden: Muthlosigkeit und Desertion haben sie tödtlich ergriffen. Von allen Seiten her und überall hat sich die Ueberzeugung verbreitet, daß die Gewalt der Dinge gegen sie ist, daß die günstigsten Verhält-

nisse in ihren Händen zu Grunde gehen würden, daß nicht ihre Sonne jetzt aufgeht, und daß die Zukunft nicht ihnen gehört."

„Denn um sie her ist eine Generation aufgewachsen, welche, ohne gleichgültig zu seyn für das, was seit vierzig Jahren in Frankreich geschehen ist, von ganz anderen Neigungen und Gefühlen beseelt wird, als von denen, die uns so grausam zugesetzt haben. Diese Generation hat sich nicht gebildet, hat nicht gelebt in der Revolution und dem Bürgerkriege: sie hat nichts umzustürzen, nichts mit bewaffneter Hand zu erobern; sie ist in dem Besitz der neuern gesellschaftlichen Ordnung, wie in eine natürliche Erbschaft eingetreten; dieser neue Zustand ist für sie Recht und Thatsache zugleich; und indem sie sich unter das Panier der Charte stellt, vertheidigt sie was ihr gehört, was ihr von rechtswegen zukommt. Keine Leidenschaft, kein revolutionäres Bedürfniß knüpft sie folglich an ihre Lage, noch an ihre Sache; sie kann lebhaft, feurig, ehrsüchtig, selbst aufgeregt seyn — dennoch trägt sie in ihrem Herzen weder Instinkt noch Gewohnheit von Aufruhr und Umsturz. Bedroht in dem, was sie besitzt, und in der Zukunft, die sie sich von diesem Besitze verspricht, würde sie, um beides zu retten, nicht anstehen, viel zu wagen, viel zu versuchen: denn sie fühlt sich stark und ist nicht furchtsam. Aber von selbst stürzt sie sich nicht in Wagnisse; sie wünscht die äußersten Nothfälle nicht, noch weniger fordert sie dieselben heraus. Fordere man nicht von ihr, daß sie die Revolution verläugne, oder auch nur hart beurtheile, deren Wohlthaten sie genießt: sie würde sich in ihren Augen der Feigheit, wie der Undankbarkeit schuldig

machen; und überdies hat diese Zeit hoher, ehrsüchtiger Bestrebungen und großer Eroberungen der menschlichen Natur, trotz ihrer Irrthümer, ihrer Uebel und ihrer Verbrechen, doch für die Einbildungskraft einen unwiderstehlichen Reiz. Ihrem Andenken ergeben, und begierig alle Einzelheiten derselben zu erfahren, ist gleichwol das junge Frankreich nichts weniger als geneigt, sie von neuem zu beginnen; es bewundert darin ein großes Schauspiel, ohne ein Vorbild darin zu suchen. Frei zu leben, und den Gesetzen des Landes gemäß mit Ehren zu gedeihen im Genusse der Güter, die ihre Väter erobert haben — das allein ist ihr Wunsch. Und glaube man nur nicht, daß in dieser Generation sich die Menschen nach den alten Zwistigkeiten klassifiziren; daß nur die Kinder derer, die durch die Revolution gewonnen haben, der Regierungsform günstig sind, die sie gegründet hat. Dies Regierungs-System gewährt Vortheile, die sich auf alle verbreiten, es enthält Ideen, die mit vollen Segeln in alle nur einigermaßen thätige Geister dringen, Worte, die alle Herzen höher heben. Das Wohlgefühl der Freiheit, die Richtung der sittlichen Gleichheit, der Geschmack an Institutionen, die das Gemüth erheben und das Leben beseelen: alle diese einfachen und starken Ueberzeugungen, alle diese gerechten und natürlichen Gefühle, die das Wesen und das Verdienst des neuen gesellschaftlichen Zustandes ausmachen, sind jetzt in ganz Frankreich einheimisch, übersteigen alle Schranken, dringen in alle Familienkreise und spotten der alten Klassifikationen, der alten Vorurtheile, der alten Feindschaften. Es ist die Athmosphäre unseres Vaterlandes; es ist unser Boden, unsere Luft, unsere Sonne; es

genügt zu leben und zu empfinden, um ihrem Einflusse unterworfen zu seyn. Versucht, so viel ihr immer wollt, die alte Zwietracht fortzusetzen; schließt dieses junge Volk in Privat-Schulen ein; beruft einen Theil desselben zu bevorrechteten Assoziationen; bemüht euch, es mit Gedanken und Gefühlen eines anderen Jahrhunderts, einer anderen Gesellschaft zu nähren: — ihr könnt einige Imaginationen erhitzen, einige Urtheile verfälschen, einige Ehrsüchtige verführen; ihr werdet vielleicht für die Zukunft einige Verlegenheit und Verzögerung bewirken: — mehr aber werdet ihr nicht ausrichten. So wie sie eure Schulen verlassen, werden diese jungen Leute zu uns zurückkehren; bald werden sie unsere Sitten mit sich in die Assoziationen bringen, die ihr gestiftet habt, und sie bekämpfen; unsere Lehren werden sprechen, werden selbst im Schoße der Konferenzen vorwalten, die unter der Fahne feindlicher Grundsätze eingerichtet worden. Und wenn für die neue Ordnung, für das freie Frankreich der Tag der Gefahr gekommen ist, so werdet ihr in dem Augenblick, wo ihr, um euch endlich den Erfolg zu sichern, der treuen Hülfe aller eurer Streitkräfte bedürft, diese verschwinden sehen: eure Schüler werden die Entwürfe ihrer Meister verläugnen, und wir in ihren, von euch selbst sorglich geordneten Reihen, Mitbürger und Verbündete finden."

„So hat sich Frankreich geändert; so sind, durch den bloßen Lauf der Ereignisse, durch die bloße Dauer des Schauspiels, die Fortschritte des Geistes und die Verwandlung der Schauspieler verändert worden. Inzwischen waren die Fortschritte noch verborgen, die Metamorphose noch dunkel und ohne Resultat. Ein neuer Mittelpunkt

fehlte diesen in Auflösung begriffenen Partheien, dieser jungen Generation, die von allen Seiten zum Kampfe herbeieilte, ihre wahre Fahne suchend. Allgemein geworden war der gesunde Verstand; aber er war noch unthätig. Die Schranken waren umgestürzt; aber die Menschen blieben noch vereinzelt. Es mußte sich zwischen diesen, zur Annäherung geneigten, aber noch zerstreuten Elementen eine Allen gemeine Nothwendigkeit erheben, eine Angelegenheit ans Licht treten, welcher sich alle anschließen konnten, welche Alle mit demselben Wunsche, demselben Gedanken erfüllte, sie alle zu Einem Ziele hinzog. Dies nun war das Werk des Ministeriums. Während um dasselbe her alle von Tage zu Tage gewannen, verlor es immer mehr; während ein neuer Geist alle Partheien durchdrang, ging es rückwärts, und fiel je mehr und mehr in den Schlendrian und die Kombinationen der Vergangenheit. In demselben Verhältniß, worin sich der gesunde Verstand im Volke verbreitete, schwand der des Herrn von Villele. In dem Augenblick, wo die Charte die meisten Eroberungen machte, wo die Nothwendigkeit des konstitutionellen Systems immer klarer wurde, beugte gerade Herr von Villele das Haupt vor der Gegen-Revolution. Der Schrecken, welchen einiger Anschein revolutionärer Bewegung eingeflößt hatte, war fast verschwunden; die Heftigsten mäßigten, die Furchtsamsten beruhigten sich. Herr von Villele machte größeren Lärm, als je, vor dem Trugbild der Anarchie und Faktion. Er hat anfänglich bei der Preßfreiheit sich ganz gut gestanden; gerade als Frankreich sich daran gewöhnt hatte und Geschmack daran fand, griff er sie gewaltthätig an. Die Achtung der Unabhän-

gigkeit, das Bündniß einiger öffentliche Rechtlichkeit, der Wunsch einer höheren, ein wenig nationalen Politik bewegte und erwärmte alle Herzen; er hat den höchsten Gipfel in dem System der Knechtschaft, der Bestechung, der Lüge, einer unredlichen und kleinlichen Administration zu erreichen gesucht."

„Auf diese Weise stets in entgegen gesetzter Richtung mit Frankreich begriffen, sich bückend, wenn dieses sich erhob, in Geist und in Benehmen alternd, wenn dieses sich zu verjüngen begann, befand Villele sich endlich allen fortschreitenden Ideen und Gefühlen nicht bloß entfremdet, sondern auch in Antipathie mit denselben. Ein allgemeines Geschrei erhob sich in allen Klassen, in allen Partheien, am Hofe, wie im Volke, auf dem Lande, wie in den Städten; jeder, der einige Liebe zur Freiheit, einiges Bedürfniß der Sittlichkeit, einige Achtung für die Gesetze, einige Regungen von National-Ehre, einige Sorge für die eigene Würde fühlte, wagte nicht mehr, ihn zu vertheidigen, oder beeilte sich, ihn anzugreifen. Wie groß hat seine Ueberraschung seyn müssen! Er, so lange der Gemäßigste, der liberalste seiner Parthei, sah plötzlich alle Gemäßigten, alle Liberalen, von den verschiedensten Abstufungen, sich gegen ihn kehren. Sonst der Held der Weltklugheit, das Ideal umsichtiger Leute, hat er kluge Männer seinen Namen mit sorgenvoller Miene aussprechen und sich der Verwegenheit beschuldigen hören müssen. Die Hofleute behandelten ihn geringschätzig; die Edelleute errötheten über sein Patronat; die Einnehmer fühlten sich in seinem Dienst gefährdet. Er hatte so gut manövrirt, daß die aus ihrem Geleise geworfenen Partheien außer Stand

schienen, ihm das geringste Hinderniß entgegenzusetzen; und plötzlich sammelte sich, von allen Seiten, anerkannt von ganz Frankreich, eine unermeßliche Parthei, und lehnte sich gegen seine Regierungsweise, die Lage, in welche sie uns versetzt hat, und die Zukunft, die uns mit dieser Lage bevorstand, auf. Nie haben so verschiedene Antriebe, zu einer so einmüthigen Bewegung geführt; nie ist ein Mann so allein und verlassen mitten in einem sonst so getheilten Lande stehen geblieben."

„Wie wird Herr von Villele das erklären? Vielleicht wird er alles der Eifersucht, gemachten Koalitionen, blinden Leidenschaften und den unvermeidlichen Folgen der Stellung zuschreiben, die er angenommen. Wie er auch urtheilen möge: alle gute Bürger sind dabei betheiligt, das Vorgefallene und den neuen so plötzlich offenbarten Zustand des Vaterlandes zu begreifen. Daß eine solche Bewegung nicht die Wirkung einer Parthei-Intrigue, nicht die einer künstlichen und vorübergehenden Combination ist, das bedarf für einen verständigen Mann keines Beweises. Keine menschliche Weisheit oder Geschicklichkeit, wie vollendet man sie sich auch immer denken möge, vermag solche Dinge auch nur vorzubereiten; sie übersteigen nicht nur menschliche Kräfte, sondern auch menschliche Voraussicht. Die allgemeine Stimmung der Gemüther, das freiwillige Zusammenwirken der Willensmeinungen: diese natürlichen und freien Kräfte können allein plötzlich im Schooße eines großen Landes einen und denselben Gedanken zum Ausbruch bringen, d. h. zur That machen und ein ganzes Volk nach einem Ziele drängen. Ohne Zweifel hat Uebereinkunft, Coalition, Manöver Statt gefunden; ohne Zwei-

fel haben sich bis dahin getrennte, selbst feindlich gesinnte Menschen und Partheien genähert und mit einander verständigt, um dem Ministerium die Wahlen zu entreißen. Aber diese Annäherung ist keine bloße Taktik, keins der augenblicklichen Einverständnisse gewesen, nach welchem man sich von neuem trennt, vielleicht um sich zu bekämpfen; sie ist allgemein, natürlich und fast unwillkührlich gewesen; sie war vollendet, obgleich noch unbemerkt, vor den Wahlen; diese haben sie bloß ins Licht gestellt, geoffenbaret."

So weit die Revue françoise. Es sollte uns leid thun, wenn wir unseren Lesern durch diese Episode lange Weile verursacht hätten. Alles, was wir dabei beabsichtigten, war, an einem auffallenden und dem Gefühle und Urtheil in dem gegenwärtigen Augenblick so nahe liegenden Beispiele zu zeigen, wie die gesellschaftlichen Erscheinungen unter allen Umständen aus gesellschaftlichen Bedürfnissen hervorgehen. Das französische Ministerium, an dessen Spitze Herr von Villele stand, hatte durch einen weitgetriebenen Fehlgriff das französische Volk so sehr von jeder Aussicht in die Zukunft geschieden, daß alle Entwickelung, die ihm vergönnt wurde, sich nur auf die Vergangenheit bezog. Dies Verfahren war allzu unnatürlich und allzu grausam, als daß es lange hätte ertragen werden können. Was geschah? Die Franzosen schüttelten instinktartig das Joch des Ministeriums ab, um die Aussicht in die Zukunft zu retten.

Wir kehren jetzt zu unserem Thema zurück.

Was uns, die volle Wahrheit zu gestehen, am meisten zu diesen Betrachtungen über Reformen in der Ge-

setzgebung und in der Gerechtigkeitspflege eingeladen hat, ist die Erscheinung einer Flugschrift welche den Titel führt: Justiz-Sachen, besonders in Rücksicht auf die Gesetzgebung und Justiz-Verfassung in Alt- und Rhein-Preußen. Wir kennen den Verfasser dieser Schrift nicht. Seinen Patriotismus in Zweifel zu ziehen, kann uns nicht einfallen; dieser bildet sogar die glänzende Seite der Schrift. Allein hat der Verfasser von dem Gegenstande, welchen er verhandelt, irgend etwas verstanden? Hat er nicht Forderungen gemacht, die unerfüllt bleiben werden, weil sie unerfüllt bleiben müssen? Und sind die sehr zahlreichen Beschwerden, welche er gegen die Gesetzgebung und Justiz-Verfassung in Alt-Preußen vorbringt, nicht sämtlich von einer solchen Beschaffenheit, daß darin alles übersehen worden ist, was vorgeblichen Gebrechen wo nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung dient? Dies sind die Fragen, welche wir hier beantworten wollen, ohne uns im Mindesten zum Vertheidiger des Getadelten, oder auch des Tadelnswerthen aufzuwerfen. Zur Sache!

Die metaphysische Entstehung der Gesetze ist eine Hypothese, die sich von keiner Seite rechtfertigen läßt: eine Hypothese, welche ihr Daseyn nur dadurch erhalten konnte, daß man die Mühe scheuete, sich selbst klar zu machen, durch welche Uebergänge der menschliche Verstand nach und nach dahin gelangte, dem allgemeinen Ordnungsmittel, wodurch die Gesellschaft besteht, die Gestalt zu geben, welche es gegenwärtig hat. Wenn der bakonische Ausspruch, „daß der Mensch, als Diener und Ausleger der Natur, nur gerade so viel wirke und versteht, als

er von der Ordnung der Natur entweder durch angestellte Versuche oder durch Beobachtung bemerkt hat, und daß er hierüber hinaus nichts weiß und nichts vermag" — wenn, sag' ich, dieser tiefgeschöpfte Ausspruch unbedingte Verehrung verdient: so läßt sich seine Wahrheit noch besonders in den Fortschritten erkennen, welche Gesetzgebung und Rechtverfassung seit einigen Jahrtausenden gemacht haben. Zwei Erfindungen haben in diesem Zeitraum aufs Entschiedenste dahin gewirkt, dem allgemeinsten Ordnungsmittel einen Charakter zu geben, den er früher nicht erhalten konnte. Die eine dieser Erfindungen ist die Schreibkunst; die andere die Druckerei. Ehe diese Erfindungen gemacht waren, gab es unstreitig Gesellschaften, Menschenvereine; und wo es dergleichen giebt, darf die Ordnung nicht fehlen. Allein wodurch wurde diesem Bedürfniß vor der Erfindung der Schreibkunst und deren Anwendung genügt? Um dies zu erfahren, brauchen wir nur einen Blick auf die Gesellschaftszustände zu werfen, denen noch immer die Schreibkunst fremd ist. In ihnen ist Recht und Gewalt mehr oder weniger identisch, und der gebietende Wille desjenigen, der an der Spitze der Gesellschaft steht, muß als das einzige Ordnungs-Prinzip betrachtet werden. Erst dadurch, daß man das Mittel erfand, den Gedanken, den ausgesprochenen Willen durch Zeichen zu fixiren, welche die Töne, wodurch jener sich kund gegeben hatte, mahlten, gewann man eine Schranke gegen die Willkür und die Laune, wie schwach diese Schranke Anfangs auch seyn mochte. In einer Vergleichung der Wörter *νομοσ* und lex stellt sich alles dar, was durch die Schreibkunst für das Gesetz gewonnen ist; versteht sich in

dem Laufe von Jahrhunderten. Das griechische Wort bezeichnet Weide, Vertheilung, Anordnung, Ordnung, Sitte, Gebrauch, Gesetz, Formel, Formular; und in dieser Bezeichnung erkennt der schärfere Verstand alle die Stationen welche das Ordnungsmittel zurückzulegen hatte, ehe es durch die Schreibkunst dahin gelangte, dieselbe Bedeutung zu erhalten, welche das Wort „Gesetz" in sich schließt. Das römische Wort kündigt keine solche Stationen an. Die Zeitigung ist vollbracht, weil die Schreibkunst zum Vehikel der Gesetzgebung geworden ist; denn lex, hergeleitet von legere, litteras colligere, bezeichnet nur das geschriebene Gesetz, das die Bestimmung hat, die Willkür des Richters zu verdrängen. Von jetzt an konnte die Gesetzgebung nur durch die Druckerei veredelt werden. Das bloß geschriebene Gesetz war zuletzt doch nicht mehr und mehr weniger, als eine Zusammenstellung von selbstgeschaffenen Regeln, welche die Richter in ihrem Verfahren zu leiten bestimmt waren; ungefähr so, wie Venedigs Staats-Inquisitoren sich selbst Instruktionen gegeben hatten, die sie, je nach den Umständen, mit größerer oder geringerer Gewissenhaftigkeit befolgten. Einen höheren Charakter (vielleicht den höchsten, den es geben kann) mußte das Gesetz und die ganze Gesetzgebung annehmen von dem Augenblick an, wo die Druckerei darauf angewendet wurde. Von jetzt an wurde das Gesetz Ordnungsmittel, womit jedes Mitglied der Gesellschaft vertraut seyn konnte. Es dauerte lange, ehe es diesen Charakter wirklich annahm; und nichts verhinderte dies mehr, als die Gewohnheit, welche man angenommen hatte, eine fremde, entfernten Jahrhunderten angehörige Gesetzgebung zur Grund-

lage richterlicher Entscheidungen zu machen; ich meine die-
jenige, welche nach dem Untergange des weströmischen
Reichs, ihr Daseyn erhalten hatte. Allein es kam unab-
wendbar die Zeit, wo man das Bedürfniß fühlte, allen
Geheimnißkram aus der Gesetzgebung zu verbannen; und
nun entstanden, gegen den Schluß des achtzehnten Jahr-
hunderts, die ersten umfassenden Gesetzbücher in der Lan-
dessprache, mit der bestimmten Absicht, daß sie eine Quelle
seyn sollten, aus welcher jeder sein Recht schöpfen könnte,
um es, im Nothfall, gegen diejenigen zu vertheidigen,
welche es zu verkümmern den Beruf finden könnten.

Mit Einem Worte: die Fortschritte der Gesetzgebung
seit Jahrtausenden sind nicht zu verkennen; und diese Fort-
schritte sind durch Dinge bewirkt worden, welche nur deß-
halb nicht in Anschlag gebracht zu werden pflegen, weil
sie ursprünglich auf etwas Anderes abzweckten. In der
Natur der Gesetzgebungen selbst liegt zwar, daß sie nur
epochenweise verbessert werden können; denn ihre Bestim-
mung ist, einen einmal hergebrachten Rechtszustand zu be-
schützen. Allein Bacon von Verulam hat deßhalb die
Wahrheit nicht weniger auf seiner Seite, wenn er in sei-
nem Neuen Organon sagt: „Weder die bloße Hand, noch
der sich selbst überlassene Verstand ist viel auszurichten im
Stande; alles wird durch Werkzeuge und Hülfsmittel vol-
lendet, deren wir nicht weniger zu geistigen Geschäften als
zu Handarbeiten bedürfen.“ Ohne die Erfindung der
Schreibkunst (welche vielleicht die tiefsinnigste aller Erfin-
dungen ist, und ganz unfehlbar dafür erklärt werden
müßte, wenn sie, so zu sagen, auf einen Schlag entstanden
wäre) und ohne die davon abgeleitete Erfindung der Buch-

druckerei — was wäre unser ganzer gesellschaftlicher Zustand! Und woran sollten wir uns wiederkennen, wenn diese beiden Erfindungen mit dem, was von ihnen ausgegangen ist, auch nur auf ein Menschenalter uns entrissen werden könnten?

So viel im Allgemeinen, um über den scheinbaren Stillstand der Gesetzgebung zu beruhigen, der die größte Aehnlichkeit mit dem scheinbaren Stillstande unseres Planeten hat.

Ist nun die Rede von den Gebrechen, welche einer speziellen Gesetzgebung ankleben: so muß vor allen Dingen Rücksicht genommen werden auf das, was in diesen Gebrechen nothwendig ist, und was nicht.

Die Erfahrung lehrt, daß alle Gesetzgebungen ihre Gebrechen haben; und sollte es denn so schwer seyn, die Ursache dieser Erscheinung auszumitteln? Zum wenigsten ist es nicht schwer für denjenigen, der das natürliche, das heißt, das in der Organisation des Menschen eingeschlossene Gesetz einer fortschreitenden Entwickelung zur Anschauung gebracht hat. Vermöge dieses Gesetzes ist die Gesellschaft mit allen ihren Erscheinungen nothwendig in Vorsprung hinsichtlich der Normen, wodurch diese Erscheinungen geregelt werden sollen; und die natürliche Folge davon ist, daß die Gesetzgebungen mehr oder weniger Nachzügler sind.

Dies leuchtet noch deutlicher ein, wenn man auf die Entstehung der einzelnen Gesetze zurückgeht.

Schon oben haben wir bemerkt, daß die metaphysische Entstehung des Gesetzes eine Hypothese ist, die sich nicht vertheidigen läßt. Hierüber nun müssen wir uns ausführlicher erklären.

Aus bloß vorausgesetzten Fällen eine gültige Regel herzuleiten, ist dem menschlichen Verstande schlechterdings unmöglich; die Fälle, welche dazu dienen sollen, müssen Wirklichkeit haben, d. h. eingetreten seyn in die Erscheinung. Was folgt daraus? Zunächst Folgendes: alles, was uns in der Gestalt von Gesetz entgegentritt, ist in seinem wahren Ursprung nichts weiter gewesen, — als Entscheidung eines wirklichen Falles nach dem Prinzip allgemeiner Wohlfahrt. Nur weil man diese Entscheidung für gelungen hielt, bewahrte man sie für alle gleiche oder ähnliche Fälle, d. h. erhob man sie zum Gesetz. Eigentlich wollte man sich auf diesem Wege die Mühe ersparen, welche mit allen gelungenen Entscheidungen verbunden ist. Die Summe gelungener Entscheidungen (oder auch solcher, die für gelungen gehalten wurden) bildete also, nach und nach, was wir gegenwärtig Codex oder Gesetzbuch nennen. Da aber die gesellschaftlichen Erscheinungen in verschiedenen Zeiten verschieden sind, und das, was von ihnen der Entscheidung der Richter anheim fällt, wenn auch nicht hinsichtlich des Prinzips der allgemeinen Wohlfahrt, doch hinsichtlich der Auffassung desselben, Modifikationen erheischt: so begreift man sogleich, woher es kommt, daß Gesetzbücher nicht für alle Entwickelungsgrade, die nach und nach eingetreten sind, ausreichen und von einer Epoche zur andern abgeändert, d. h. dem wirklich vorhandenen Entwickelungs-Grade angepaßt werden müssen.

Dies ist es, was man Revision der Gesetzgebung nennt. Der Glaube an die Suffizienz eines gegebenen Gesetzbuches hat nur daraus entstehen können, daß man angenommen hat, es gebe so vollkommene Gesetze, daß

die Willkür der Richter für ewige Zeiten dadurch gebunden werden könne. Solche Gesetze vertragen sich aber nicht mit der Natur der menschlichen Gesellschaft, weil diese nicht, wie die der Biber, der Bienen und der Ameisen, von der Hand der allgemeinen Schöpferkraft, sondern durch den Verstand des Menschen selbst gebildet und organisirt wird: ein Unterschied, auf welchen man zu allen Zeiten viel zu wenig geachtet hat. Die Aufgabe bei aller Rechtspflege ist, die gesellschaftliche Ordnung zu bewahren, welche durch nichts stärker unterbrochen wird, als wenn jeder sein Richter in seiner eigenen Sache seyn darf. Diese Aufgabe zu lösen, reichen die eigentlichen Gesetzbücher jedoch nur da aus, wo der Entwickelungstrieb eben nicht geschäftig ist, neue Erscheinungen heraufzuführen. Wo dies der Fall ist — und in welchem größeren Staate der europäischen Welt wäre es wohl nicht der Fall? — da giebt es nothwendig zwei Gesetzgebungen, von welchen man die eine die schwebende, die andere die konsolidirte nennen könnte. Jene hat es mit den augenblicklichen Bedürfnissen der gesellschaftlichen Ordnung, diese hat es mit den bleibenden zu thun. Das Depot der ersteren sind die Gesetzsammlungen; das Depot der letzteren die Gesetzbücher. Diese vervollständigen sich immer nur durch jene; und so könnte man wohl sagen, daß die eigentlichen Gesetzbücher die filtrirten Gesetzsammlungen seien. Wie thätig die gesetzgebende Behörde ist, der Gesellschaft mit ihren Ordnungsmitteln zu Hülfe zu kommen, liegt am auffallendsten am Tage in den Nummern der Gesetzbülletins. Diese Thätigkeit ist jedoch nicht so neu, als man wohl glauben möchte. Zum wenigsten haben wir in den Novellen

einen

einen Beweis, daß dieselbe Erscheinung schon früher da gewesen ist; denn das Verhältniß der Novellen zu den Pandekten kann man sich nicht wohl anders denken, als so, daß es dem Verhältniß unserer Gesetz-Büllletins zu unsern Gesetzbüchern entspricht.

Man sieht, weßhalb kein Gerichtshof in der Welt den Forderungen entsprechen kann, die an ihn gemacht werden; denn diese werden immer hinausgehen über das, was durch ihn geleistet werden kann und darf.

Man hat daher auch keine besondere Ursache über die Anklage zu erschrecken, welche der Verfasser der Schrift „Justiz-Sachen, besonders in Rücksicht auf die Gesetzgebung und Justiz-Verfassung in Alt- und Rhein-Preußen" gegen die Justiz-Verfassung des Königreichs Preußen in Gang gebracht hat. Wollte man sich die Mühe geben, diese Anklage mit derjenigen zu vergleichen, welche Herr Brouham im brittischen Parliamente gegen die gerühmte Justiz-Pflege seines Vaterlandes vorgetragen hat: so würde sich finden, daß Horaz die Wahrheit auf seiner Seite hat, wenn er sagt: Peccatur intra et extra muros Iliacos, d. h. daß keine Art des gerichtlichen Verfahrens so beschaffen ist, daß es Allen genügen könnte.

Weiß man aber, in welcher Zeit das allgemeine Landrecht und diejenige Rechtsverfassung, die man wohl die altpreußische nennen könnte, entstanden sind, und weiß man außerdem, welche Schicksale in dem Zeitraume von 1806 bis 1815 eine Total-Reform des ganzen gesellschaftlichen Zustandes erzwungen haben: so wundert man sich schwerlich darüber, daß die Gesetzgebung, so weit sie den Aussprüchen der Richter zum Grunde liegt, nicht in Harmonie

steht mit dem, was die wirklichen Verhältnisse in der Gesellschaft fordern; ein gewisser Widerspruch ist fühlbar geworden, und muß, wenn keine Remedur eintritt, von Jahr zu Jahr fühlbarer werden. Ist denn aber die Hülfe so fern? Ist denn die Verehrung vor dem allgemeinen Landrecht und vor der Rechtsverfassung, welche damit in Verbindung getreten ist, so abgöttisch, daß man Ursache hätte, an einer Reform dieser beiden Gegenstände zu verzweifeln? Noch mehr: ist diese Reform, ihre Nothwendigkeit vorausgesetzt, so schwierig, daß es an Männern fehlt, die sie bewirken können?

Hat man eine klare Ansicht von den Veränderungen, die seit dem Jahre 1806 in unserem gesellschaftlichen Zustande vorgegangen sind: so kann man wegen dessen, was im allgemeinen Landrechte überflüssig geworden ist, in keiner großen Verlegenheit seyn; es wird gestrichen. Für das, was fehlt, sind die Gesetzsammlungen die Quelle, aus welcher geschöpft werden muß. Was nun die Organisation unserer Gerichtshöfe betrifft: so hat man sich bloß klar zu machen, was den eigentlichen Zielpunkt dabei bildet. Ganz offenbar ist man bei der bisherigen Organisation von dem Grundsatze ausgegangen: Optimam esse legem quae minimum relinquit arbitrio judicis. Die Folge dieser Organisation aber ist keine andere gewesen, als daß die Persönlichkeit der Richter darüber in Schatten getreten ist, was bei einem so wichtigen und einflußreichen Geschäft, wie die Gerechtigkeitspflege ist, durchaus nicht der Fall seyn sollte. Eine Gerechtigkeitspflege muß vor allen Dingen würdig seyn; und da sie ihre höchste Würdigkeit nur durch das lebendige Wort des

Richters gewinnen kann, so muß diesem alles weichen, wodurch es bisher erstickt worden ist. Was daraus für die Fortdauer oder Nicht-Fortdauer der bisherigen Instruktion durch Referendarien, und der bisherigen Berichterstattung durch Referenten und Korreferenten folgt, darf uns wenig berühren, wenn es eine ausgemachte Sache ist, daß kein Gesetz den Grad von innerer Güte erwerben kann, daß die Persönlichkeit des Richters ihr aufgeopfert zu werden verdient.

Jetzt nur noch ein kurzes Wort über Diejenigen, welche eine natürliche Berechtigung haben, mitzuwirken bei dem heilsamen Geschäft einer Reform in Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege.

Wenn der Verfasser der Justiz-Sachen die Almedingen, die Eichhorn, Feuerbach, Hugo, Mittermaier, Thibaut, als Heillande vorschlägt, die den Schaden allein bessern können, so wollen wir der Verehrung, die er für diese Männer hat, auf keine Weise in den Weg treten; da aber jede Geschicklichkeit nothwendig ihre Gränze hat, so geben wir ihm zu bedenken, wie wenig dabei herauskommen würde, wenn man ein so wichtiges Geschäft, wie die Reform der Gerechtigkeitspflege ist — ein Geschäft, bei welchem es vor allen Dingen auf eine genaue Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes ankommt, worin jene Reform vollzogen werden soll — bloßen Theoretikern überlassen wollte, denen jede positive, d. h. auf Beobachtung und Erfahrung beruhende Einsicht abgeht. Was der Verfasser der Justiz-Sachen, vermöge seines lebhaften Abscheu's vor den praktischen Juristen (in welchen er nur eine Art von katholischen Priestern,

wo nicht gar von Jesuiten sieht) auch dagegen einwenden möge: um die Reform, welche er wünscht und welche man mit ihm wünscht, zu Stande zu bringen, ist die unausweichliche Bedingung, daß es unter unseren Justiz-Beamten, sie mögen Richter oder Advokaten seyn, so viel einsichtsvolle und rechtschaffene Männer gebe, denen ein so hochwichtiges Geschäft anvertraut werden kann. Wer möchte aber daran zweifeln, daß es deren wirklich giebt?

Vertheidigung der Urheber des peußischen Landrechts gegen die Beschuldigungen eines Ungenannten.

Der Antrieb zur Verbesserung der Gerechtigkeitspflege in den preußischen Staaten war seit Jahr und Tag gegeben, als der Staatsminister von Hertzberg nachfolgendes Handschreiben von Friedrich dem Zweiten erhielt:

„Hierbei einige Gedanken über die Regierung, welche ich Ihnen anvertraue. Sie sind in meinem Hause gedruckt worden. Für das Publikum sind sie nicht geeignet. Sie werden also in Ihren Händen bleiben. Ich bin u. s. w.

Friederich."

Hierauf erwiederte der Staatsminister von Hertzberg am 26. Januar 1781.

„Sire!

Ew. Majestät haben mir, zu meinem ehrfurchtvollsten Danke, einen sehr kostbaren Beweis Ihres Wohlwollens gegeben, indem Sie mir Ihre Gedanken über die Formen der Regierung und über die Pflichten der Suveräne anvertraut haben. Dies vortreffliche Büchlein wird Ihrem gnädigen Befehle gemäß nicht aus meinen Händen kommen, wiewohl es das Handbuch aller Suveräne zu

werden verdient, und es dereinst auch unfehlbar werden wird. Sie würden darin ein Ideal finden, dessen Erreichung ihnen schwierig scheinen dürfte, wiewohl Ew. Majestät davon ein Beispiel gegeben haben, das über allen Tadel hinaus ist. Gleichzeitig haben Ew. Majestät durch Ihre Regierung einen entscheidenden Beweis zum Vortheil der monarchischen Regierung gegeben; und dies wird nach kurzer Zeit die Lieblings-Regierungsform für die meisten Völker seyn, seitdem Ew. Majestät den Monarchen, die Ihre Zeitgenossen sind, die Lust, durch sich selbst zu regieren und in der von Ihnen bezeichneten Bahn zur Unsterblichkeit zu gelangen, eingeflößt haben. Was mich betrifft, so hab' ich es immer mit der Monarchie gehalten, überzeugt, daß die Unterthanen und Privatpersonen in dieser Regierungsform patriotische Tugenden mit besserem Erfolge, wenn auch mit weniger Schimmer, üben können, als in jeder anderen. Immer werde ich es für das größte Glück meines Lebens achten, unter der Regierung Ew. Majestät gelebt und gewirkt zu haben; und nie bis zum letzten Augenblick meines Daseyns werde ich aufhören mit der ehrfurchtvollsten Hingebung zu seyn

Ew. Majestät

unterthänigster und gehorsamster Diener
Hertzberg."

Das Büchlein, von welchem in dieser Antwort die Rede ist, war eine Abhandlung über Regierungsformen, und führte im Original den Titel: Essai sur les formes du gouvernement et sur les devoirs des Souverains . . .

Friedrich der Zweite war 69 Jahr alt, als er dies Büchlein schrieb. Man darf demnach annehmen, daß er die Summe seiner Anschauungen und Erfahrungen in dasselbe niedergelegt habe. Auch ist es, seitdem die Welt Friedrichs des Zweiten hinterlassene Werke kennt, nur von dieser Seite aufgefaßt, oder vielmehr bewundert worden. Wenn wir hier nicht das Ganze, sondern nur Bruchstücke geben: so geschieht es, weil dies für unseren Zweck hinreicht, welcher kein anderer ist, als zu zeigen, daß die Redaktoren des allgemeinen Landrechts keinesweges das waren, wofür sie gegenwärtig ausgegeben werden: Männer, die ohne eine gründliche Beurtheilung dessen, was der Entwickelungsgrad ihrer Zeitgenossen in der Nähe und Ferne mit sich brachte, nur ihren Spekulationen gefolgt sind, und keine besseren Führer gehabt haben, als einen Montesquieu und Rousseau.

„Man erstaunt, sagt Friedrich, wenn man bedenkt, wie lange das menschliche Geschlecht, ohne eine Gesellschaft zu bilden, in einem fast thierischen Zustande gelebt hat; und lebhaft forscht man nach den Ursachen, die es bestimmen konnten, sich zu Volksmassen zu vereinigen. Ohne allen Zweifel führten die Gewaltthaten und Räubereien anderer benachbarten Horden die vereinzelten Volksstämme zuerst auf den Gedanken, sich an andere Familien anzuschließen, um sich durch eine gegenseitige Vertheidigung ihre Besitzungen zu sichern. So entstanden die Gesetze, welche die Völker lehren, dem allgemeinen Vortheil den Vorzug vor dem Privat-Vortheil zu geben. Von nun an wagte Niemand, sich, ohne Furcht vor Strafe, fremden Gutes zu bemächtigen; keiner vergriff sich an das Leben seines

Nachbarn, und wenn die ganze Genossenschaft sich angegriffen sah, so mußte Jeder zu ihrer Rettung herbeieilen. Die große Wahrheit, daß man sich gegen Andere betragen muß, wie man will, daß sie sich gegen uns betragen, wird das Prinzip der Gesetze und des gesellschaftlichen Vertrages; und daraus erwächst die Liebe zum Vaterlande, dieses als Asyl unseres gesammten Vortheils betrachtet. Da sich aber diese Gesetze weder aufrecht erhalten, noch sich vollziehen konnten ohne einen Wächter, der sich unablässig damit beschäftigte: so war dies der Ursprung der Obrigkeit, die das Volk wählte, und der es sich unterwarf. Man präge sich also wohl ein, daß die Erhaltung der Gesetze der einzige Grund war, der die Menschen bestimmte, sich Obere zu geben; denn dies ist die echte Quelle der Suveränetät. Diese Obrigkeit war der erste Diener des Staats. Wenn die wachsenden Gesellschaften von Seiten ihrer Nachbarn etwas zu fürchten hatten: so bewaffnete die Obrigkeit das Volk, und eilte, den Bürger zu vertheidigen."

„Der allgemeine Instinkt, der die Menschen treibt, sich das möglich größte Wohlseyn zu verschaffen, gab die Veranlassung zur Bildung der verschiedenen Regierungsformen . . . Doch wie weise auch die Gesetzgeber und alle Diejenigen seyn mochten, welche das Volk zuerst zu einem gesellschaftlichen Körper bildeten: nie hat es eine Regierung gegeben, die sich in voller Reinheit erhalten hätte. Warum? Weil die Menschen unvollkommen sind; weil die Bürger, von ihren Leidenschaften getrieben, sich von dem Privat-Vortheil verblenden lassen, welcher beständig gegen den allgemeinen Vortheil ankämpft; mit

Einem Worte: weil in dieser Welt keine Beständigkeit anzutreffen ist. Der Mißbrauch, welchen die ersten Glieder des Staats in Aristokratien von ihrem Ansehn machen, ist gewöhnlich die Ursache der Umwälzungen, welche daraus folgen. Was die monarchische Regierungsform betrifft, so hat es davon mancherlei Arten gegeben. Die alte Feudal-Regierung, welche vor einigen Jahrhunderten in Europa fast allgemein war, stützte sich auf die Eroberungen der Barbaren: der General, der die Horde führte, machte sich zum Suverän des eroberten Landes, und vertheilte die Provinzen unter seine vornehmsten Obersten. Diese waren dem Suverän der Wahrheit nach unterthan, und lieferten ihm Truppen, wenn er deren bedurfte; da aber einige von diesen Vasallen eben so mächtig waren, wie das Oberhaupt, so bildete dies Staaten im Staate, und dies war eine Quelle von Bürgerkriegen, aus welcher das Unglück der Gesellschaft entsprang. In Deutschland sind diese Vasallen unabhängig geworden; in Frankreich, in England, in Spanien hat man sie unterdrückt. Das einzige Bild, das uns von dieser abscheulichen Regierung übrig geblieben ist, bestand zuletzt in der Republik Polen. In der Türkei ist der Suverän Despot; ungestraft darf er die empörendsten Grausamkeiten begehen. Dafür aber begegnet ihm nicht selten, daß er vermöge eines bei barbarischen Völkern hergebrachten Wechsels, oder auch vermöge einer gerechten Wiedervergeltung, erdrosselt wird. Was die eigentlich monarchische Regierung betrifft, so ist sie die schlimmste oder beste von allen, je nachdem sie verwaltet wird."

„Wir haben bemerkt, daß die Bürger nur in Er-

wartung der Dienste, die ihnen geleistet werden sollen, Einem aus ihrer Mitte den Vorrang eingeräumt haben. Diese Dienste bestehen darin, daß er die Gesetze aufrecht erhält, die Gerechtigkeit üben läßt, aus allen Kräften dem Sittenverderben steuert, und den Staat wider dessen Feinde vertheidigt. Die Obrigkeit muß ihre Aufmerksamkeit auf den Anbau der Ländereien richten, damit es der Gesellschaft nicht an Subsistenz-Mitteln fehle; sie muß zugleich Gewerbthätigkeit und Handel befördern. Dabei ist sie eine bleibende Schildwache, welche über die Nachbarn und über das Verhalten der Feinde des Staats wachen soll. Man verlangt, daß ihre Vorsicht zu rechter Zeit Bündnisse stifte, und solche Verbindungen eingehe, welche dem Vortheile des Staats entsprechen. Jeder von diesen Artikeln erfordert, wie man sieht, umständliche Kenntnisse; damit aber muß sich ein gründliches Studium des Oertlichen von dem Lande verbinden, welches der Suverän regieren soll, so wie eine genaue Kenntniß des Geistes der Nation. Denn sündigt der Suverän aus Unwissenheit, so wird er eben so schuldig, als ob er aus Bosheit gesündigt hätte; Fehler aus Trägheit kommen Fehlern des Herzens wenigstens darin gleich, daß das Uebel, welches daraus für die Gesellschaft entspringt, immer dasselbe bleibt. Fürsten und Könige sind also nicht mit der höchsten Autorität bekleidet, um sich ungestraft in Schwelgerei und Luxus zu stürzen... Ich wiederhole es: der Suverän repräsentirt den Staat. Er und seine Völker bilden nur einen Körper, und dieser kann sich nur in so fern wohl befinden, als die Eintracht sie vereinigt. Der Fürst ist für die Gesellschaft, an deren Spitze er steht, das, was das Haupt für den Körper ist.

Er soll für die Gemeine sehen, denken, handeln, um ihr alle die Wohlthaten zu verschaffen, deren sie fähig ist. Soll die Monarchie den Vorzug vor der Republik haben, so ist das Urtheil über den Monarchen gesprochen; er muß thätig seyn und rechtschaffen, und alle Kräfte des Staats vereinigen, um die ihm angewiesene Laufbahn zurückzulegen."

„Von seinen Pflichten mach' ich mir folgendes Bild:"

„Er muß sich eine genaue und umständliche Kenntniß von der Stärke und Schwäche seines Landes verschaffen, sowohl in Ansehung der Geldquellen, als in Hinsicht der Bevölkerung, der Finanzen, des Handels, der Gesetze und des eigenthümlichen Geistes der Nation, die er zu regieren hat. Sind die Gesetze gut, so müssen sie deutlich ausgesprochen seyn, damit sich die Chikane nicht nach Belieben drehen kann, um ihrem Geiste auszuweichen, um willkürlich und regellos über das Vermögen der Einzelnen zu entscheiden. Das gerichtliche Verfahren muß so einfach als möglich seyn, um das Verderben der streitigen Partheien zu verhindern, die das, was ihnen von Rechtswegen gebürt, sonst auf Gerichtskosten verwenden. Dieser Theil der Verwaltung kann nicht genug bewacht werden, um die Begehrlichkeit der Richter und der Advokaten in den nöthigen Schranken zu erhalten. Wer sich verletzt glaubt, muß das Recht haben, sich bei einer Kommission zu beklagen, und die Uebertreter der Gesetze müssen streng bestraft werden. Da jeder Privatmann, der nicht nach Grundsätzen handelt, ein folgewidriges Betragen annimmt: so ist es für einen Suverän, der über das Wohl der

Völker wacht, noch unendlich wichtiger, nach einem zuvor beschlossenen System von Politik, Krieg, Finanz, Handel und Gesetzen zu verfahren. Z. B. ein sanftes Volk muß nicht strenge Gesetze, sondern nur solche erhalten, die seinem Charakter angepaßt sind. Die Grundlage dieser Systeme muß sich immer auf das höchste Wohlseyn der Gesellschaft beziehen, die Grundsätze der Lage des Landes, seinen alten Gebräuchen (wenn sie gut sind) und dem eigenthümlichen Geiste der Nation angemessen seyn ..."

„Dies sind die Pflichten, die ein Fürst zu erfüllen hat. Um sich nie davon zu entfernen, muß er sich oft daran erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der Geringste von seinen Unterthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der erste Verwalter öffentlicher Einkünfte, der erste Minister der Gesellschaft ist: so ist er es nicht, um zu glänzen, sondern um die Pflichten zu erfüllen, welche jene Benennungen ihm auflegen. Er ist nur der erste Diener des Staats, verpflichtet, mit Redlichkeit, mit Weisheit und mit einer so vollendeten Uneigennützigkeit zu Werke zu gehen, als hätte er in jedem Augenblick seinen Mitbürgern Rechenschaft von seiner Verwaltung zu geben. Er verdient Vorwürfe, wenn er fähig ist, das Vermögen seines Volks, den Ertrag der Steuern auf Luxus, Prunk und Ausschweifungen zu verwenden: er, der über die guten Sitten wachen soll, welche die Hüterinnen der Gesetze sind; er, der die National-Erziehung vervollkommnen, aber sie nicht durch böses Beispiel verderben soll. Die Erhaltung der guten Sitten ist einer von den wichtigsten Gegenständen, und der Suverän kann sehr viel dazu beitragen, wenn er Bürger, von denen tugendhafte Handlungen

ausgegangen sind, auszeichnet und belohnt, und seine Verachtung Solchen beweiset, deren Verderbtheit vor keiner Ausschweifung erröthet. Der Fürst muß jede schlechte Handlung laut mißbilligen, und denen, die sich nicht bessern lassen, alle Achtung versagen . . ."

„Dies also wäre, nach den oben festgestellten Grundsätzen das Urbild, das man sich von den Pflichten eines Suveräns und von der Art und Weise machen muß, wie die monarchische Regierung allein gut und vortheilhaft seyn kann. Dieser Abriß eines Suveräns wird den Sittenrichtern vielleicht wie der Architypus der Stoiker erscheinen, d. h. als das Urbild eines Weisen, der nie vorhanden war, und dem sich Mark Aurel am meisten näherte. Wir wünschen, daß dieser schwache Versuch Mark Aurele bilden möge; dies würde die schönste Belohnung für uns seyn, und zugleich das Wohl der Menschheit fördern. Wir müssen indeß hinzufügen: daß ein Fürst, der die von uns gezeichnete Laufbahn durchliefe, nicht zur Vollkommenheit gelangen würde; denn bei allem guten Willen, der ihm eigen seyn mag, könnte er sich in der Wahl Derer täuschen, die er bei der Verwaltung der Angelegenheiten gebraucht . . ."

Wie man auch in mancherlei Beziehungen über Friedrichs Anschauung von dem Beruf eines Suveräns urtheilen möge, immer geht daraus hervor: 1) daß er an einen ursprünglichen Vertrag glaubte; 2) daß der Staat für ihn nichts weiter war, als die geordnete und in Ordnung gehaltene Gesellschaft; 3) daß er die Gesetze als das allgemeinste Ordnungsmittel, die Obrigkeit aber mit Einschluß des Suveräns, als des Zentral-Punkts aller

Autorität, als die Wächterin und Vollstreckerin der Gesetze betrachtete. Wir erlauben uns noch kein Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Anschauung: uns genügt das Thatsächliche in derselben. Sie war da; sie hatte, ehe sie in dem Versuche über die Regierungsformen und die Pflichten der Suveräne ausgesprochen wurde, ein und vierzig Jahre hindurch auf die Gesellschaft eingewirkt; sie war auf Friedrichs nächste Umgebung, und von dieser auf alle übergegangen, welche mit ihr in Verbindung standen. Man kann also wohl sagen: sie war vorherrschend in jener Zeit, wo das allgemeine Landrecht ins Leben gerufen wurde.

Ist es nun wohl ein Wunder, wenn sie auch diejenigen beherrschte, welche den Auftrag erhielten, eine Reform der Gerechtigkeitspflege zu Stande zu bringen? Würde es nicht vielmehr ein Gegenstand des Erstaunens seyn, wenn diese Männer von Friedrichs Anschauung und der hohen Tugend, welche dieser Monarch an dieselbe knüpfte, unberührt geblieben wären?

Doch es ist Zeit, nach so vielen Vorbereitungen auf das einzugehen, was den eigentlichen Gegenstand dieser Erörterung bildet.

Dies ist eine in diesen Tagen erschienene Schrift, worin den Urhebern des allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten der Vorwurf gemacht wird, daß sie, fortgezogen von einem, ihrem Zeitalter eigenthümlichen Hange zu philosophischen Spekulationen, ein Staatsrecht aufgestellt haben, dessen Prinzipien der fürstlichen Macht eben so gefährlich sind, als den Rechten der Unterthanen, und das (so ist es ausgedrückt) in den Um-

wälzungen, wodurch die Geschichte unserer Tage sich auszeichnet, eine wichtige Rolle gespielt hat. Diese Schrift führt den Titel: Einige Worte über die im preußischen allgemeinen Landrecht ausgesprochenen staatsrechtlichen Grundsätze. Ihr Verfasser bezeichnet sich durch die Anfangsbuchstaben W. v. K.

Geneigt, den Redaktoren des allgemeinen Landrechts (einem Grafen Carmer, einem Suarez, einem Klein, so wie Allen, welche sonst noch zur Abfassung dieses neben dem Privat-Rechte auch das öffentliche oder das Staatsrecht umfassenden Gesetzbuchs beigetragen haben) einige Schonung wiederfahren zu lassen, entschuldigt sie Herr W. v. K. vorzüglich damit, daß er anführt: um die Zeit, in welche die Redaktion des Landrechts falle, sei in ganz Europa eine neue Art, das Recht zu behandeln, aufgekommen; die nämlich, nach welcher man geglaubt habe, die Bahn der Geschichte verlassen zu müssen, um nach den Grundsätzen der Vernunft und der Billigkeit ein unter allen Umständen gültiges Recht zu konstituiren. Wie sehr diese Meinung selbst auf den privat-rechtlichen Theil des preußischen Landrechts eingeflossen, werde kein Sachverständiger verkennen, obgleich hier die Unmöglichkeit, das bestehende Recht ganz und gar von der Vergangenheit loszureißen, dem darauf gerichteten Bestreben Ziel und Schranken gesetzt habe. Desto mehr aber habe diese Meinung auf den öffentlichen Theil desselben eingewirkt; und namentlich habe in der Behandlung des Staatsrechts in der letzten Hälfte des abgewichenen Jahrhunderts eine ungeheure Umwälzung Statt gefunden. Angeregt zuerst durch Montesquieu, sodann durch Rousseau, seien neue Ideen über

die fürstliche Macht entstanden, und durch eine Menge von Schriftstellern in allen Ländern verbreitet worden; und in den Köpfen der Gelehrten, wie der Staatsmänner, habe die Ueberzeugung geherrscht, eine gründliche Besserung und ein glücklicher Zustand sei nur dadurch zu erlangen, daß man an die Stelle der alten Formen und der früheren Verhältnisse die neuere Theorie treten lasse. Von diesem Wahne seien auch die Redaktoren des Landrechts (sämmtlich Schüler, nicht etwa eines Pütter und Schlosser, sondern eines Nettelbladt in Halle) angesteckt gewesen; weßhalb man ihrem bösen Willen nicht zuschreiben dürfe, was gewiß nur die Schuld gut gemeinten Irrthums gewesen sei. Durch das ganze Gesetzbuch gehe also ein, dem neuen Philosophemen eigener Sprachgebrauch. Die Ausdrücke König und Landesherr seien so viel als möglich vermieden; desto häufiger aber das Wort Staat gebraucht, dessen allgemeiner Begriff auf jede Verfassung, sie möge monarchischer oder republikanischer Art seyn, passe. Der König werde durchweg Staats-Oberhaupt genannt, so daß man gar nicht erfahre, ob dies Oberhaupt ein aus eigener Macht herrschender Fürst, oder der Vorsteher einer Gemeine sei. Schon die Idee, in einem unter dem Namen des Königs publizirten Gesetzbuche von dessen Pflichten zu handeln, sei auffallend; denn in ein Rechtsbuch gehörten nur solche Pflichten, die erzwungen werden könnten, der König von Preußen aber habe keinen menschlichen Richter über sich, und es falle auch Niemanden ein, daß derselbe zur Erfüllung von dergleichen Pflichten durch menschliche Macht angehalten werden könne . . .

Genug zur vorläufigen Charakteristik einer Schrift, welche

welche, 33 Jahre nach Einführung eines viel bewunderten Gesetzbuches, sich zum Ziele setzt, den staatsrechtlichen Theil desselben, als rein phantastisch, und eben deßwegen als umwälzerisch (revolutionär) zu denunziren.

Angenommen der Graf von Carmer lebte noch, und fände für gut, sich wegen des ihm gemachten Vorwurfes zu rechtfertigen, was würde er sagen können?

Wir meinen, daß er nur die Wahrheit sagen würde, wenn er etwa Folgendes erwiederte:

„Die Erfahrung aller Jahrhunderte beweiset, daß die sittliche Welt nie stille steht. Ob es Rückschritte für sie giebt, soll hier unerörtert bleiben. Was ihre Fortschritte betrifft, so haben diese eine gemeinschaftliche Ursache, welche sich darstellt, so oft eine neue Entdeckung oder Erfindung gemacht wird. Indem sich, in Folge einer solchen Entdeckung oder Erfindung, die Summe der gesellschaftlichen Verrichtungen vermehrt, verändern sich die gesellschaftlichen Verhältnisse, und mit denselben die Rechtsbeziehungen. Geordnet will die Gesellschaft in jedem Augenblicke ihres Daseyns seyn; aber die Ordnungsmittel können aus demselben Grunde, welcher über die Veränderungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen entscheidet, nie ganz dieselben bleiben. Faßt man nun die Summe dieser Ordnungsmittel zusammen in der allgemeinen Benennung der Gesetzgebung: so ist klar, daß diese, wie alles Uebrige, dem Entwickelungsgesetze folgen muß, das in der Gesellschaft waltet. Wer sich dagegen verblenden wollte, würde nichts weiter thun, als, so viel an ihm ist, gestatten, daß die ehemals geordnete Gesellschaft sich in ein Chaos auflöse. Worin besteht also der Beruf des Gesetzgebers? Darin,

mein' ich, daß er der Entwickelung folgt, welche in der Gesellschaft vorgeht, und dafür sorgt, daß die gesellschaftliche Ordnung nicht gestört werde. Wer noch mehr, oder noch weniger will, führt nothwendig Revolutionen herbei — vielleicht nicht auf der Stelle, aber ganz gewiß im Verlauf der Zeit. Glaubt demnach irgend eine Regierung, sie könne stille stehen in dem, was ihre Hauptverrichtung ausmacht, d. h. in dem Geschäft, die Gesellschaft ihrem Entwickelungsgrade gemäß zu ordnen: so ist sie verloren, so lange sie dies glaubt. Recht, in seiner höchsten Allgemeinheit genommen, ist ein bloßes Abstrakt, das keine Art von Wesenheit in sich schließt. Es verhält sich damit genau, wie mit dem Abstrakt Religion. Man ist religiös in Fetischismus, man ist es im Polytheismus, man ist es im Monotheismus: ob aber die eine oder die andere von diesen Gottesverehrungen Statt finden soll, darüber entscheidet der Zivilisations-Grad. Auf gleiche Weise ist man gerecht in allen Gesellschaftszuständen; doch wiederum mit dem einzigen Unterschiede, welchen der Zivilisations-Grad bildet, der sich an diese Zustände knüpft. Die besseren Formen entscheiden über die bessere Gerechtigkeitspflege. Absolut beste Formen aber giebt es nicht."

„Als ich von meinem Könige den Auftrag erhielt, die Justizpflege in seinen Landen zu reformiren, da war die Aufgabe, die ich zu lösen hatte, keine andere, als die Justizpflege dem Zivilisations-Grade der Gesellschaft, so weit dieser damals reichte, anzupassen. Daß jene hinter diesem zurückgeblieben war, wurde in um so größerer Allgemeinheit empfunden, weil schon seit 40 Jahren, d. h. seit

dem Regierungs-Antritt des großen Monarchen, in Friedenszeiten kaum von etwas Anderem die Rede gewesen war, als von der Nothwendigkeit einer Justiz-Reform. Dem mir zu Theil gewordenen ehrenvollen Auftrage zu entsprechen, wählte ich ein Verfahren, das in jeder Beziehung das entgegengesetzte von dem war, das man mir gegenwärtig aufbürden möchte. Wem unter meinen Zeitgenossen ist es unbekannt, daß ich mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen bin? Weit davon entfernt, der Spekulation irgend einen Raum zu geben — weit davon entfernt, in den französischen Publizisten meiner Zeit Rath und Trost zu suchen, schloß ich mich, um den Zustand der Gesellschaft so wenig als möglich zu erschüttern, aufs Innigste an die Wirklichkeit an, fest überzeugt, daß ich mich nur auf diesem Wege wahrhaft nützlich machen könnte. Waren Suarez und Klein (meine vornehmsten Gehülfen) mit ihren ersten Entwürfen fertig: so wurden diese, zu einer völligen Ausarbeitung, einer Gesetz-Kommission übergeben, welche ich aus den erfahrensten Rechtsgelehrten meiner Bekanntschaft gebildet hatte, und welche sich bei erfahrenen Geschäftsmännern Raths erholen durfte; und hatte auch diese ihre Pflicht gethan, dann ließ ich die Arbeit als Entwurf öffentlich bekannt machen, damit ihr auch das Gutachten sämmtlicher Gerichtshöfe des Landes mit Zuziehung der Landstände in den Provinzen nicht entstehen möchte. Ich that noch mehr; denn ich setzte Prämien für diejenigen Inn- und Ausländer aus, welche die besten Bemerkungen über diese Entwürfe einsenden würden. Kurz: um den neuen Gesetzen die möglich größte Vollkommenheit zu geben, benutzte ich alle Einsichten

meines Zeitalters, und mit voller Wahrheit kann ich sagen, daß ich nichts übereilt, nichts, wie man sich auszudrücken pflegt, übers Knie gebrochen habe."

„Mit gleicher Umsicht verfuhr ich hinsichtlich der gerichtlichen Verfassung. Mein Grundsatz war der Solonische: nicht die beste Verfassung, wohl aber die dem Aufklärungsgrade meiner Zeitgenossen entsprechendste ins Leben zu rufen. Damit hing zusammen, daß ich mein Verdienst bei weitem mehr in die Beschränkung der nachtheiligen Folgen alter Einrichtungen, als in die gänzliche Abschaffung der letzteren setzte. Ich behielt also das schriftliche Verfahren bei, und regelte es so, daß ich durch Bericht und Gegenbericht die Aussicht auf gerechte Richtersprüche gewann. Den Advokaten gab ich dadurch eine andere Stellung zu den Gerichtshöfen, daß ich ihre Wirksamkeit abhängig machte von der öffentlichen Autorität, wodurch die Winkel-Advokatur, mit welcher man sonst gekämpft hatte, ganz von selbst wegfiel. Sehr anstößig war mir die Patrimonial-Jurisdiktion; da aber die Erbunterthänigkeits-Verhältnisse um die Zeit, wo der Antrieb zu einer Verbesserung der Gerechtigkeitspflege gegeben wurde, noch fortdauerten, und die Aussicht auf deren Aufhebung noch sehr fern war: so beschränkte ich die Reform, welche in dieser Hinsicht eintreten mußte, darauf, daß ich die Gutsbesitzer nöthigte, ihre Gerichtshalter unter den, von den Landesgerichten geprüften und für tüchtig erkannten Rechtsgelehrten zu wählen."

„Was endlich den dreizehnten Titel des Landrechts betrifft, in welchem von den Rechten und Pflichten des Staats überhaupt die Rede ist, so will ich offen gestehen,

daß er aus den Werken Friedrichs des Großen geschöpft ist, und daß er in meinem Urtheil nichts enthält, als — eine gerechte Huldigung der großen Tugend dieses unvergleichlichen Fürsten. Um alles mit Einem Worte zu sagen: es ist die hohlste aller Hypothesen, wenn man sich einbildet, die französische Philosophie habe irgend einen Einfluß auf die Abfassung des Landrechts in irgend einem Theile dieses Gesetzbuches gehabt. Ehe Montesquieu und Rousseau, als Publizisten bekannt waren, hatte Friedrich der Zweite in seinem Anti-Macchiavel und im Leben seines Großvaters *) sich über das Verhältniß des Fürsten zur Gesellschaft vollkommen eben so erklärt, wie in dem späteren Versuche über Regierungsformen und über die Pflichten der Suveräne, so daß die Redaktoren des Landrechts keine Ahnung davon haben konnten, daß die Fürstenwürde durch die Benennung "Staats-Oberhaupt" geschmälert werde. Diese Benennung entstand vorzüglich dadurch, daß man eines deutschen Ausdrucks für Suverän in einem deutschen Gesetzbuche bedurfte; wesentlich rührte sie jedoch von Friedrich selbst her, der, als König, nichts anderes seyn wollte, als Staats-Oberhaupt."

So viel zur Bestreitung des Wahns, daß irgend ein Grundsatz rein spekulativer Philosophie bei der Abfassung des allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, vorzüglich aber bei der Abfassung des dreizehnten Titels dieses Gesetzbuchs, den Vorsitz geführt habe. Als Beschuldigung genommen, ist dieser Wahn im höchsten Grade

---

*) In der Histoire de l'Academie de Berlin. Année 1748. Pag. 392.

kränkend, so fern er Männer, wie Carmer, Suarez und Klein, auf gleiche Linie bringt mit Studenten, die sich, der Himmel mag wissen nach welchen schimärischen Prinzipien, zur Entwerfung von Statuten für eine geheime Gesellschaft vereinigen. Dies nun ist der einzige Beweggrund, weßhalb wir diesem Theile unserer Widerlegung so viel Ausführlichkeit gegeben haben; denn wehe dem Volk, das sich von dem Gefühl für die sittliche Größe und Tugend seiner vorzüglichsten Männer lossagt! Es bedurfte voller vierzehn Jahre, ehe das allgemeine Landrecht, so wie wir es gegenwärtig haben, in Wirksamkeit treten konnte; und wahrlich auch dies ist ein Beweis von dem antispekulativen Geiste, in welchem es gedacht und abgefaßt ist; denn hätte irgend ein anderer Geist bei der Abfassung vorgewaltet, so würde man früher damit zu Rande gekommen seyn. Vierzehn Jahre verwendet man in unseren Zeiten weder auf die Abfassung eines Romans, noch irgend eines philosophischen Systemes; dazu ist die Zeit allzu kostbar.

Um seine Anklage gegen das Landrecht durchzuführen, klammert sich Herr W. v. K. vorzüglich an den dreizehnten Titel dieses Gesetzbuches an. Seine Ausstellungen sind, wie sie seyn können, wenn man durch die Brille einer vorgefaßten Meinung schaut, und die Ueberzeugung hegt, daß diese Meinung die Wahrheit selbst sei. Wir, unserer Seits, gelangen jetzt dahin, gegen den Tadler dieselbe Stellung zu gewinnen, welche er gegen die Urheber des allgemeinen Landrechts in so fern genommen hat, als er sie lieber für betrogene Betrüger, als für absichtliche und böswillige halten möchte. Ehe wir aber diese Stellung

benutzen können, müssen wir genauer angeben, was Herr W. v. K. an dem preußischen Staatsrecht, so weit es im dreizehnten Titel des Landrechts auseinandergelegt ist, zu tadeln findet.

Bekanntlich ist dieser Titel überschrieben: von den Rechten und Pflichten des Staats, und der erste Paragraph ist auf folgende Weise abgefaßt:

„Alle Rechte und Pflichten des Staats gegen seine Bürger und Schutzverwandten vereinigen sich in dem Oberhaupte desselben.“

Diese Abfassung tadelt Herr W. v. K. weil sie den Begriff des Staats unbestimmt läßt, während sie von einem Staats-Oberhaupte spricht, in welchem sich alle Rechte und Pflichten des Gemeinwesens zusammenengen. Er tadelt aber noch weit mehr, daß durch das, ihm zweideutige Wort Oberhaupt ein weiter und gefährlicher Spielraum für alle Arten von politischen Theorien offen gelassen worden. „König,“ meint er, sei das rechte Wort zur Bezeichnung desjenigen gewesen, der an der Spitze des Gemeinwesens als Repräsentant desselben stehe; und weil man, unstreitig aus (guten oder schlechten) Gründen dies Wort nicht gebraucht habe, so sei man abgewichen von der alten Lehre, daß die Fürsten, die von Gott zum Besten der Unterthanen eingesetzte Obrigkeit seien. An die Stelle dieser alten Lehre sei in der bloßen Bezeichnung des Fürsten durch das Wort „Staats-Oberhaupt“ die neue Theorie gekommen, nach welcher die Fürsten, vermöge eines ursprünglichen, wirklich geschlossenen oder fingirten Vertrages, nur die ersten Beamten einer Volksgemeine, Staat genannt, seien. Man wisse nicht, worüber man

sich mehr wundern solle: ob darüber, daß die Redaktoren des Landrechts einen solchen Satz haben aussprechen, oder ob darüber, daß derselbe die königliche Genehmigung habe erhalten können. Erklären lasse sich das erstere nur durch das Bestreben, sich von der Geschichte loszureißen, und unabhängig von derselben neue Systeme über Privat- und Staatsrecht aufzustellen; das letztere aber werde begreiflich, wenn man bedenke, daß die Fürsten damals, d. h. im Jahre 1794, noch nicht durch Erfahrung von der Gefährlichkeit philosophischer Theorien belehrt gewesen.

Da der zweite Paragraph des dreizehnten Titels die vorzüglichste Pflicht des Staats-Oberhaupts in die Erhaltung der äußeren und inneren Ruhe, und in die Beschützung eines Jeden bei dem Seinigen gegen Gewalt und Störung setzt: so will Herr W. v. K. wohl zugeben, daß Könige und Fürsten diese Pflicht zu erfüllen haben, doch streitet er dafür, daß sie darüber keinem irdischen, sondern nur dereinst dem höchsten Richter Rechenschaft zu legen haben. Daß dieser zweite Paragraph von den Redaktoren des Landrechts nicht in diesem Sinne niedergeschrieben worden, gehe schon aus dem Umstande hervor, daß er eine Stelle im Gesetzbuche gefunden habe, das nur solche Vorschriften aufnehmen solle, die von der Macht ausgehn, in deren Namen das Gesetz spreche. In der Ansicht der Redaktoren des Landrechts sei der König der Staats-Gesellschaft für die Erfüllung dieser, so wie seiner andern Pflichten verantwortlich gewesen. „Sollte — so drückt Herr W. v. K. sich aus — dieser Gegenstand in das Gesetzbuch aufgenommen werden, so war hier der Ort, der

von den preußischen Königen ihren Unterthanen ertheilten Zusicherungen zu gedenken; nie aber durfte davon, als von einem dem Könige ertheilten Gesetze, die Rede seyn, da dadurch der König offenbar einer weltlichen Macht untergeordnet wird."

Mit nicht geringerer Strenge tadelt Herr W. v. K. den dritten Paragraphen, weil darin gesagt ist: „dem Staats-Oberhaupte komme es zu, für Anstalten zu sorgen, wodurch den Einwohnern Mittel und Gelegenheit verschafft werden, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden und dieselben zur Beförderung ihres Wohlstandes anzuwenden." An und für sich scheine zwar dies dem Könige gegebene Gesetz nicht großer Beachtung zu bedürfen, da die Beschränktheit menschlicher Kräfte die Ausführung desselben unmöglich mache; allein aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet, stelle er sich von höchst verderblichen Einflusse dar. Die Pflicht der Fürsten, für das Beste und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu sorgen, sei lediglich eine Gewissenspflicht, mit welcher auf der andern Seite kein Recht korrespondire. Indem nun aber durch die Vorschrift des dritten Paragraphen das Verhältniß umgedreht, und die moralische Pflicht des Königs zu einer Rechtspflicht gemacht werde, so sei ihm dadurch der kostbare Vorzug, seinen Unterthanen wohlzuthun, geraubt, und jedes Band der Liebe, das den Hülfsbedürftigen an seinen Wohlthäter knüpfe, zwischen dem Könige und seinen Unterthanen zerrissen, und an dessen Platz eine unversiegbare Quelle von Unzufriedenheit getreten, die jedes Unglück, jeden Mangel, denen nicht abgeholfen werden könne, der

Regierung zur Last lege, da diese nun einmal verpflichtet sei, alle Unterthanen zu versorgen, und gebildet und wohlhabend zu machen.

Das Landrecht ist so billig, den Pflichten Rechte entsprechen zu lassen, welche dahin angegeben sind: 1) daß es dem Oberhaupte des Staats allein zukommt, die Vertheidigung des Staats gegen auswärtige Feinde anzuordnen, Kriege zu führen, Frieden zu schließen, Bündnisse und Verträge mit fremden Staaten zu errichten; 2) daß es das Recht hat, Gesetze und allgemeine Polizei-Verordnungen zu geben, dieselben wieder aufzuheben, und Erklärungen darüber mit gesetzlicher Kraft zu ertheilen; 3) Privilegia, als Ausnahmen von dergleichen Gesetzen, zu bewilligen, Standeserhöhungen, Staatsämter und Würden zu verleihen, und zwar ganz ausschließend; ferner 4) Todesurtheile, ingleichem solche, die eine zehnjährige Gefängniß- oder noch längere oder härtere Strafe festsetzen, aufzuheben, so daß sie ohne die ausdrückliche Bestätigung des Oberhaupts im Staate nicht vollzogen werden können; 5) das Recht, aus erheblichen Gründen Verbrechen zu verzeihen, Untersuchungen niederzuschlagen, Verbrecher ganz oder zum Theil zu begnadigen, Zuchthaus-, Festungs- oder andere härtere Leibesstrafen in gelindere zu verwandeln; 6) das Recht, Münzen, Maaß und Gewicht zu bestimmen; 7) alle im Staate vorhandenen und entstehenden Gesellschaften und öffentliche Anstalten, nach dem Zweck der allgemeinen Ruhe, Sicherheit und Ordnung seiner Autorität zu unterwerfen; 8) das Recht zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse, das Privat-Vermögen, die Personen, ihre Gewerbe, Produkte und Konsumtion mit Abgaben

zu belegen. Es läßt sich also wahrlich nicht behaupten, daß das Landrecht, indem es in seinem dreizehnten Titel die Stelle einer Verfassungsurkunde vertritt, der Autorität des Staats-Oberhaupts allzu enge Schranken gesetzt habe; dies läßt sich um so weniger behaupten, da weder in diesem Titel, noch in allen übrigen Titeln des Gesetzbuchs irgend eine Spur von einer gegenwirkenden oder beschränkenden Behörde anzutreffen ist. Gleichwohl befriedigen auch die Paragraphen, in welchen von den Rechten des Staats-Oberhaupts gehandelt wird, auf keine Weise unseren Kritiker. Ihm ist es nun einmal zuwider, daß ein nicht definirtes Etwas, Staat genannt, das Wesen desjenigen bestimmen soll, der das Staats-Oberhaupt genannt wird; und indem er unaufhörlich auf die eigene Macht des Königs zurückkommt, verstehen sich alle Rechte desselben ganz von selbst, während nichts abgeschmackter ist, als in Beziehung auf diesen König von Pflichten zu reden, welche die Quelle seiner Rechte sind. Er vertheidigt den Domanial-Besitz als Fundament der königlichen Macht, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Domanial-Besitz dies nur in einem gewissen Zustande der gesellschaftlichen Entwickelung ist; und er bestreitet das Besteuerungsrecht in dem Umfange, welchen das Landrecht zugesteht, indem er befürchtet, daß alle Sicherheit des Eigenthums und des Erwerbs darüber verloren gehen könne. Am meisten verhaßt sind ihm jedoch zwei Begriffe, von welchen er glaubt, daß sie recht eigentlich die schnöde Ausgeburt der falschen Theorie sind, welche sich von dem Faktischen der Geschichte trennt. Der eine dieser Begriffe ist der des Staats-Bürgers; der andere der

des Staats-Dieners. Jener sowohl als dieser sind bastardartigen Ursprungs. Es giebt, nach ihm, nur Unterthanen und Fürstendiener, und was darüber hinausgeht, ist vom Bösen.

„Wenn falsche Theorien widerlegt werden sollen" — so endigt Herr W. v. K. seine 50 Seiten starke Abhandlung über die im allgemeinen Landrechte ausgesprochenen Grundsätze des Staatsrechts — „so ist vor allem nöthig, ihnen eine gesunde und richtige Theorie entgegenzusetzen."

Gut; wir sind damit einverstanden. Allein eine allzu weit getriebene Gläubigkeit ist nicht der Fehler des Zeitalters; verführt durch den Geist der physischen Wissenschaften, der unter allen Umständen auf Erweisbarkeit dringt, fordert das Zeitalter auch Beweis für die gesunde und richtige Theorie, die es annehmen soll. Wo aber ist dieser? Gewiß nicht in den Anfangsbuchstaben W. v. K. Wo denn aber sonst? In dem Raisonnement dieses W. v. K. Und worauf stützt sich dies Raisonnement? Herr W. v. K. appellirt an die Geschichte. Wie aber, wenn sich darthun ließe, daß ihr wahrer Inhalt ihm durchaus entgangen ist? Eine einzelne Thatsache, wie die, auf welche er sich stützt, kann immer nur Element der Geschichte, nicht Geschichte selbst seyn. Diese tritt nur dadurch in die Erscheinung, daß eine Reihe von Thatsachen, von welchen die zweite in der ersten, die dritte in der zweiten u. s. w. bedingt ist, sich nach einer Hauptthatsache, Entwickelungsgesetz genannt, so verkettet, daß die Nothwendigkeit ihres Zusammenhangs keinen Augenblick zweifelhaft ist. Daß nun ein Erkenntniß dieser Art, den Tod aller falschen Theorien (sofern gesellschaftliche

Erscheinungen den Gegenstand derselben bilden) in sich schließt — wer möchte daran zweifeln? Doch in Wem ist und wirkt dies Erkenntniß? Gewiß nicht in dem, der, wie der Herr W. v. K., von alten Verfassungen, d. h. von einzelnen Thatsachen spricht, welche die nachfolgenden beherrschen sollen, während diese nothwendig ihrem eigenthümlichen Gesetze folgen, das nie ein anderes seyn kann, als das allgemeine Entwickelungsgesetz. Herr W. v. K. ist also weit entfernt von einer gesunden und richtigen Theorie, wodurch die falschen Theorien wiederlegt werden können. Seine Theorie ist vollkommen eben so einseitig und falsch, wie jede, gegen welche er zu Felde zieht; ja sie ist sogar noch falscher: denn, wenn etwas, nach angeblich falscher Theorie Wirklichkeit gewonnen, und sich in derselben ein Menschenalter hindurch behauptet hat, so können die Ideen, von welchen es ausgegangen ist, nicht ganz fehlerhaft gewesen seyn.

Wer auch Herr W. v. K. seyn möge: — seine Theorie ist so wenig eine eigenthümliche, daß man behaupten darf, sie sei auf Treu und Glauben angenommen, gerade wie man kirchliche Dogmen auf Treu und Glauben annimmt. Die deutsche Welt kennt diese Theorie seit den Jahren 1817 und 1818. Am vollständigsten ist sie ausgesprochen in dem bändereichen Werke, das den Titel führt: Restauration der Staatswissenschaft, oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt. Urheber dieser Theorie ist bekanntlich Herr Karl Ludwig von Haller, ehemals Mitglied des suveränen, wie auch des geheimen Raths der Republik Bern. Die Theorie

selbst hat ihren Charakter darin, daß sie, mit gänzlicher Ausschließung eines natürlichen Entwickelungsgesetzes, jede von Menschen über Menschen ausgeübte Herrschaft von dem göttlichen Willen ableitet, die Gelangung zur Herrschaft und die Rechtmäßigkeit derselben aber an eine natürliche Ueberlegenheit der Macht knüpft. Sie konstituirt folglich den vollständigsten Sultanismus. Das sittliche Verhältniß des Herrschers zu dem Volke, an dessen Spitze er steht, kommt gar in Betracht; und weil die Gewalt über die Rechtmäßigkeit entscheidet, so sind ein Attila, ein Dschingiskan, ein Cromwell, ein Robespierre vollkommen eben so legitime Regenten, wie ein Heinrich der Vierte, ein Friedrich der Zweite, und welchen anderen durch Gesinnung uud Tugend ausgezeichneten Monarchen man sonst noch nennen mag. Alle Männer von Wissenschaft und Erfahrung lächelten schon vor zehn Jahren über die Armseligkeit des Herrn von Haller; und so fern seine Theorie eine Grundformel für politische Schöpfungen enthalten sollte, verglichen sie dieselbe einer Nußschale, worein man den Ozean sperren will.

Wer hätte sich nun wohl träumen lassen, daß von dieser elenden, die Barbarei des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, so viel an ihr ist, verewigenden Theorie jemals eine solche Anwendung auf das allgemeine Landrecht und auf den dreizehnten Titel desselben würde gemacht werden, daß — denn darauf kommt es eigentlich an — daraus die Ueberzeugung entstehen soll, das preußische Gesetzbuch stehe hinsichtlich richtiger Anschauungen vom Wesen der Gesellschaft weit hinter der Hallerschen Theorie von einem natürlich-geselligen Zustande zurück?

Nun es ist geschehen; und da große Verirrungen wenigstens das Gute mit sich führen, daß sie das Sichzurechtfinden zu einem Bedürfniß machen: so wollen wir diese Veranlassung benutzen, um unsere Meinung über den Geist des preußischen Staatswesens und über die angefochtene Bezeichnung gewisser Begriffe zu sagen, wodurch jenes Wesen ins Licht gestellt wird.

Es ist die leerste aller Voraussetzungen, wenn man annimmt, das Wesen des Staats habe das Fassungsvermögen der Redaktoren des Landrechts und des dreizehnten Titels dieses Gesetzbuchs in einem so hohen Grade überstiegen, daß sie darüber keine Auskunft hätten geben können. Wie man das Sonnenlicht nicht demonstrirt, eben so fanden sie es überflüssig, eine Definition vom Staate zu geben. Deßhalb aber war ihnen der Staat nicht weniger „die durch Gesetz und Institution geordnete Gesellschaft." In dieser ihrer Anschauung nun bedurfte es zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung einer höchsten Autorität, welche zugleich unwiderstehlich, unverletzlich und unverantwortlich (irresponsabel) sei. Diese Autorität, durch das erbliche Fürstengeschlecht gegeben, bezeichneten sie durch Staats-Oberhaupt; und wenn sie sich des Königtitels enthielten, so geschah dies aus keinem andern Grund, als weil dieser Titel für das, was ausgedrückt werden mußte, nicht bezeichnend genug war: denn es fehlte um die Zeit, wo das Landrecht abgefaßt wurde, in Europa gar nicht an Königen, welche nichts weniger waren, als Staats-Oberhäupter, z. B. der König von Polen. Geleitet von einer langen Erfahrung, setzten sie voraus, daß das Oberhaupt des Staats seinen Vortheil nie von dem

der Gesellschaft trennen werde; und in dieser Voraussetzung legten sie ihm die Unumschränktheit bei, welche seinem Verhältniß zur Gesellschaft den Charakter der höchsten sittlichen Freiheit gab, ohne dieser Freiheit eine übernatürliche Grundlage zu ertheilen.

Hatten die Redaktoren des Landrechts die höchste Autorität in der geordneten Gesellschaft einmal durch den Ausdruck „Staats-Oberhaupt" bezeichnet, so blieb ihnen zur Bezeichnung der untergeordneten Autoritäten in ihrer Abstufung keine andere Benennung übrig, als die von „Staats-Beamten" oder „Staats-Dienern." Jede andere Bezeichnung würde dadurch zu einer fehlerhaften geworden seyn, daß sie den Begriff von Staat aufgehoben hätte. Die Beamten konnten nicht reine Fürstendiener seyn, weil, selbst abgesehn von dem Ausdruck, den Friedrich der Zweite in Beziehung auf sich selbst zu gebrauchen pflegte, der Fürst selbst zur ersten Triebfeder der Gesellschaft geworden war. Darum sagt das Landrecht im zehnten Titel, der von den Rechten und Pflichten der Staats-Diener handelt: §. 1. „Militär- und Zivil-Bediente sind vorzüglich bestimmt, die Sicherheit, die gute Ordnung und den Wohlstand des Staats unterhalten und befördern zu helfen"; und §. 2. „Sie sind, außer den allgemeinen Unterthanenpflichten, dem Oberhaupte des Staats besondere Treue und Gehorsam schuldig." Selbst um des Fürsten willen muß also jeder gewissenhafte Beamte darüber wachen, ne quid respublica detrimenti capiat. Die Redaktoren des Landrechts hatten es aber auch nicht einmal in ihrer Gewalt, das Wesen des Staats-Dieners beliebig zu bezeichnen. Der Sprachgebrauch hatte längst darüber entschieden. Ehe an

ein

ein Landrecht zu denken war, gab es Staatsminister, Staatsräthe; und wer wüßte wohl nicht, daß schon Sully am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts gegen die Benennung eines valet royal protestirte? Die gesellschaftlichen Beziehungen haben sich zu allen Zeiten verändert; und diesen Veränderungen hat die Sprache nothwendig folgen müssen, weil sie zur Bezeichnung derselben vorhanden ist. Gewachsen ist die königliche Macht in demselben Maße, worin sie eine staatsoberhauptliche geworden ist, was sie in früheren Zeitabschnitten gar nicht war. Warum also nicht annehmen, daß die Verwandlung der Fürstendiener in Staats-Diener sehr wesentlich dazu beigetragen habe?

Nichts aber kann noch lächerlicher seyn, als wenn man den Redaktoren des Landrechts einen Vorwurf daraus macht, daß sie da von Staats-Bürgern sprechen, wo sie den Ausdruck Unterthanen hätten gebrauchen sollen. Auch hierüber hat zwar der Sprachgebrauch entschieden; wäre aber die ursprüngliche Bedeutung von Unterthan nicht verdunkelt worden, so würde dies Wort das bei weitem edlere gewesen seyn; denn während das Wort „Bürger" nur den Burgbewohner bezeichnet, ohne daß über das Maß seiner Rechte und Pflichten, d. h. seiner persönlichen Freiheit, dadurch das Mindeste ausgesagt wird, bezeichnet das Wort „Unterthan" den freien Grundbesitzer. Es muß nämlich hergeleitet werden von Thane, so wie dies Wort sich in der englischen Sprache erhalten hat. Hiernach giebt es (Ober-) Thanen und Unterthanen, und beider Unterschied bezeichnet zuletzt nur die gesellschaftliche Ordnung. Wenn das Wort „Bürger" in den letzten Jahrhunderten so sehr in Aufnahme gekommen ist, so rührt dies nur davon her,

daß die Städte-Bewohner früher aus der persönlichen Abhängigkeit herausgetreten sind, als die Dorfbewohner. Man hat dies bürgerliche Freiheit genannt, weil man keinen besseren Ausdruck für die Sache hatte. Die Benennung „Staats-Bürger", wie seltsam sie auch seyn möge, ist also geschichtlichen Ursprungs, und als solche über allen Tadel hinaus; denn sie bezeichnet nur den vom Gesetze Abhängigen *).

---

*) In nichts offenbart sich die Armseligkeit des Geistes noch auffallender, als in dem Bestreben, das Entwickelungsgesetz beherrschen zu wollen durch die Bedeutung, welche den Wörtern zu einer gegebenen Zeit eigen war. Mit der vollkommensten Wahrheit sagt Horaz:

Mortalia cuncta peribunt;
Nedum sermonum stet honos, et gratia vivax.
Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est, et jus et norma loquendi.

Welchen Begriff wir mit dem Worte „Bauer" verbinden werden, wenn alle Leibeigenschafts- und Erbunterthänigkeits-Verhältnisse aufgehört haben, das will abgewartet seyn. Dasselbe Wort, wodurch in der deutschen Sprache der Gegensatz von Herr ausgedrückt wird, ich meine das Wort Knecht, bezeichnet in der englischen Sprache Den, der unter dem niedern Adel den obersten Rang einnimmt (Knight). Aus dem deutschen Landwehrmann, oder Wehrmann schlechtweg, ist jenseits der Pyrenäen ein varon oder Baron geworden, und dieses Wort in einer durchaus veränderten Bedeutung nach Deutschland zurückgekehrt. Das Wort Marschall bezeichnet ursprünglich einen Aufseher oder Schalter über den Pferdestall oder Marstall; was bezeichnet es gegenwärtig in der Zusammensetzung von Feldmarschall? Wie viel Anderes ließe sich geltend machen wenn man hierüber ins Einzelne eingehen wollte! In Spanien giebt es bis auf den heutigen Tag, außer demjenigen, welcher als Staats-Oberhaupt den Königtitel hat, einzelne Gemeine-Vorsteher, die denselben Titel führen. In Frankreich war dies vor der Umwälzung nicht weniger der Fall. Und spricht die Geschichte des frühern Mittelalters nicht zugleich von Meer-Königen (See-Konung), welche,

Genug und übergenug zur Beurtheilung des seltsamen Versuchs, welcher gemacht worden ist, die preußische Staatsgesetzgebung einer Formel zu unterwerfen, die nichts weiter für sich hat, als die Autorität eines wunderlichen Mannes, der, als Mitglied des suveränen Raths der Republik Bern, das Schicksal der Stuarts erfahren, und, nach seinem Ausscheiden aus dem ererbten Wirkungskreise, die Inkonsequenz so weit getrieben hat, daß er, anstatt sich nach Konstantinopel zu begeben, wohin ihn seine politischen Ueberzeugungen führten, nach Paris gegangen ist, wo er seit mehreren Jahren in der Chimäre des künstlich-bürgerlichen Zustandes lebt. Wer die kleine Schrift, betitelt: Einige Worte über die im preußischen allgemeinen Landrechte ausgesprochenen staatsrechtlichen Grundsätze mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird, wenn ihm der Geist unserer Regierung und unserer Gesetzgebung nicht ganz räthselhaft geblieben ist, leicht mit uns darin übereinstimmen, daß nichts disparater seyn kann, als die Großartigkeit des Landrechts in allen seinen Theilen, und die Krüppelhaftigkeit der Hallerschen Idee von einem natürlich-geselligen Zustande. Eigentlich ist diese kleine Schrift ein schlagender Beweis, daß es den großen Thatsachen, welche unsere Geschichte bilden, bisjetzt noch an einer Bearbeitung fehlt, welche des Staats wür-

ihrer Verrichtung nach, nichts mehr und nichts weniger waren, als — Anführer von Seeräubern? Nicht in einer abgöttischen Verehrung des Königtitels offenbart sich die Achtung, die man seinem Suverän schuldig ist, sondern in einer freien und offenen Anerkennung seiner Tugenden und seines Verdienstes um die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung. Dies ist das Gefühl, das jeden echten Preußen belebt, und das er sich durch keine Sophismen entreißen läßt.

dig ist; denn, wenn es nicht daran fehlte, so würde Herr W. v. K. sich nicht habe einfallen lassen, dem Riesen eine bunte Jacke aufdringen zu wollen, die ihn, wenn er sie annähme, nur lächerlich machen würde. Im Uebrigen müssen wir ihm Dank dafür wissen, daß er, wenn gleich gegen seine Absicht, dazu beigetragen hat, daß wir durch Indignation zum Gefühl unseres politischen Werths zurückgeführt sind. In diesem Betracht möchten wir seiner Schrift recht viele einsichtsvolle Leser wünschen.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Ein und funfzigstes Kapitel.

Die fünf letzten Regierungsjahre Josephs des Zweiten.

Abgeschreckt von der Erwerbung des Kurfürstenthums Baiern, erschüttert in seinem Vorhaben, das katholische Kirchenthum dem Zivilisations-Grade des Jahrhunderts näher zu bringen, getäuscht in der Erwartung, daß er im Stande seyn werde, die Holländer zur Entsagung ihrer Ansprüche auf die unbedingte Beherrschung des Schelde-stroms zu vermögen, hielt Joseph der Zweite noch immer den Vorsatz fest, durch Aufhebung der besonderen Rechte seiner verschiedenen Völker, der Stifter einer Monarchie zu werden, worin Verfassung und Gesetz überall denselben Charakter hätten, und auf eine einförmige Weise auf die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung hinwirkten. Dies war das große Verdienst, das er sich um Oesterreich zu erwerben wünschte; dies das Ziel seiner rastlosen Bestrebungen.

Auch die Niederlande, obgleich durch eine bedeutende Entfernung von dem Körper der österreichischen Monarchie gesondert, sollten sich diesem Wunsche ihres Suveräns unterwerfen, nachdem es ihm mißlungen war, die Provinz der Niederlande gegen Baiern zu vertauschen.

Doch hierbei waren Schwierigkeiten zu überwinden, welche um so unbesieglicher wurden, je weniger sie vorher erwogen waren, d. h. je mehr der Kaiser auf die Unfähigkeit zum Widerstande gerechnet hatte.

Die belgischen Landschaften, deren Verein die Niederlande bildeten, besaßen aus früheren Zeiten Rechte und Freiheiten, die ihnen durch Gewöhnung theuer geworden waren, obwohl sich nicht behaupten läßt, daß darin die Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft umfaßt war; Brabant besonders hatte eine sogenannte verbriefte Verfassung Joyeuse entrée genannt, weil sie beim Einzuge Philipps des Guten in die Stadt Brüssel bekannt gemacht war. Die großen Veränderungen, welche seit dem vierzehnten Jahrhunderte über die Gesellschaft in fast allen Theilen Europa's gekommen waren, hatten, auf eine höchst begreifliche Weise, dieser Verfassungsurkunde in Beziehung auf die Wirklichkeit jede nützliche Anwendung geraubt; nichtsdestoweniger aber dauerte sie als Palladium fort, hochverehrt als solches von allen Denen, welche ihren Vortheil bei diesem Aberglauben fanden *).

Ein besonderer Umstand hatte dazu mitgewirkt.

---

*) Man darf behaupten, daß, um eben dieses Vortheils willen, dieser Theil des Herzogthums Burgund bei Spanien geblieben war, als die sieben Provinzen, welche die Republik Holland bildeten, sich dem Zepter Philipps des Zweiten entzogen hatten.

Nichts hatte das Verhältniß, worin die Niederlande seit Karls des Fünften Zeiten zu Spanien standen, so unmittelbar mit sich gebracht, als eine Regierung durch Statthalter. Diese Form nun war geblieben, als, in Folge des spanischen Erbfolgekrieges, die Niederlande an das Haus Oesterreich zurückgefallen waren. Dem gemäß stand an der Spitze der Verwaltung ein Statthalter, dem ein Minister zur Seite gesetzt war, durch welchen der Kaiser die Provinz regierte. War jedoch bei jenem alles auf den Glanz der Hoheit berechnet, so waren selbst diesem die Hände auf mehr als eine Weise gebunden. Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft übten theils unmittelbar, theils durch Ausschüsse, beinahe alle Regierungsmacht in Bestimmung, Erhebung und Verwendung der Steuern; und während die meisten Landschaften ihre eigenen Obergerichte hatten, stand besonders der große Rath von Brabant in Ansehn. Die Geistlichkeit hatte hier den vollen Einfluß bewahrt, den der öffentliche Unterricht zu verleihen pflegt. Reich, gehörig abgestuft und regen Sinnes für die Erhaltung ihrer Autorität, beschützte sie das alte Lehrsystem mit einer Eifersucht, wie man diese auf keinem andern Punkte Europa's antraf; und die mit vielen Vorrechten ausgestattete Hochschule zu Löwen war die Quelle, aus welcher sie sich anfrischte und ergänzte, so oft es eine standhaftere Vertheidigung jenes Lehr-Systems galt, von welchem sie treuherzig annahm, daß es für eine Ewigkeit gemacht sei.

Diese Verfassung griff Joseph auf eine Weise an, welche über seinen festen Entschluß, den ganzen bisherigen Zustand der Gesellschaft zu verändern, keinem Zweifel Raum

ließ. Voran ging die Erklärung, daß die Niederlande nur eine von den Provinzen Oesterreichs wären, daß also die Eigenthümlichkeit, die sie bisher in Verfassung und Gesetz bewahrt hätten, aufhören müsse. Sodann folgte die Eintheilung des ganzen Landes in neun Kreise, dergestalt, daß an die Spitze jedes einzelnen Kreises ein österreichischer Intendant gesetzt wurde. Hierdurch waren nicht bloß die früheren Kastellane und Großambtnen (Grand-baillis) auf die Seite geschoben, sondern auch jeder Zusammenhang derselben mit den Ständen bis auf die Erinnerung zerstört. Joseph blieb hierbei jedoch nicht stehen. Die Veränderung, welche das Gerichtswesen traf, war nicht minder entscheidend: denn aufgehoben wurden, außer dem großen Rath von Brabant, alle oberen Gerichtshöfe, so wie auch die geistlichen Gerichtsstellen; und an die Stelle aller dieser Behörden trat ein höchster Gerichtshof, zu dessen Sitz Brüssel erkoren wurde. Ein ähnliches Schicksal traf den alten Staatsrath, den Geheimenrath und den Finanzrath. Alle diese Behörden wurden zusammengeschmolzen in ein General-Gouvernement, das über die staatswirthschaftlichen, so wie über die staatsrechtlichen Angelegenheiten des Landes entschied, und an dessen Spitze der bevollmächtigte Minister des Kaisers trat. Am meisten wurde die Verfassung der Geistlichkeit erschüttert, so daß von ihrem früheren Wesen kaum die eine und die andere Spur übrig blieb. Oeffentliche Umgänge und Aufzüge wurden gänzlich abgeschafft, die Landgeistlichen, hinsichtlich ihrer Forderungen an den Landmann, durch eine Taxe beschränkt, mehrere Klöster eingezogen, erledigte Abteien in Komthureien verwandelt, Standbilder und Gemälde

ihres Schmucks beraubt und Normal-Schulen für den Unterricht der unteren Volksklassen angelegt, damit diese sich nach und nach von der Herrschaft der Priester entwöhnen möchten. Den stärksten Schlag erfuhr die Hochschule zu Löwen, als unversiegliche Quelle eines systematischen Aberglaubens; hier wurde, wie in anderen Theilen der österreichischen Monarchie, ein General-Seminarium zur Bildung angehender Theologen errichtet, und die Leitung desselben nicht, wie bisher, den Bischöfen überlassen, sondern freisinnigeren Geistlichen anvertraut.

Wie wenig sich auch die gute Absicht verkennen ließ, welche der Kaiser mit diesen neuen Einrichtungen verband: so erregte er durch dieselben doch ein allgemeines Mißvergnügen. Das erste Zeichen davon gaben die Studirenden auf der Hochschule zu Löwen. Angeregt durch den Erzbischof von Mecheln (Kardinal von Frankenberg) und durch den päpstlichen Nuntius Zondondari, erklärten sie ihre Unzufriedenheit durch eine förmliche Empörung. Diese wurde zwar ohne Mühe unterdrückt; allein die Entfernung des päpstlichen Nuntius, und die Berufung des Erzbischofs von Mecheln nach Wien, wo der Kaiser ihn für seine Plane zu gewinnen hoffte, hatten nicht den Erfolg, den man sich davon versprochen hatte: und die Unruhen kamen aufs Neue zum Ausbruch, als im Jahre 1787 die neue Einrichtung des General-Gouvernements und der Rechtspflege ihren Anfang nehmen sollte. Ihr veraltetes Staatswesen zu retten, versagten die Stände Brabants die hergebrachten Hülfsgelder bis ihre Beschwerden hergestellt seyn würden; und zugleich verboten sie den Steuereinnehmern, die Machtvollkommenheit der neuen Beamten anzu-

erkennen. Das Haupt-Seminarium zu Löwen wurde von ihnen aufgehoben, und indem sie bei den Oberstatthaltern ihre Vorstellungen einreichten, forderten sie die übrigen Landschaften zu einer allgemeinen Vereinigung auf, weil der nothwendig gewordene Widerstand nur auf diesem Wege gelingen könne. Der Brüsseler Pöbel unterstützte diese Schritte dadurch, daß er dem bevollmächtigten Minister des Kaisers, Grafen Belgiojoso, die Fenster einwarf, den Präsidenten des souveränen Gerichtshofes zur Niederlegung seiner Stelle zwang, und Strohmänner, an welchen der Titel Kreishauptmann befestigt war, durch die Straßen schleppte. Aehnliche Auftritte erfolgten zu Antwerpen, zu Mecheln und anderen Orten. Kurz: die Gesammtempörung ließ sich nicht verkennen.

Dies nun geschah zu einer Zeit, wo Joseph der Zweite sich in der Krim befand, um sich mit der Kaiserin von Rußland über einen Angriff auf die Türkei zu vereinigen, der schon in diesen Zeiten nichts Geringeres bezweckte, als die Türken aus Europa zu verjagen, und das oströmische Kaiserthum wieder herzustellen.

Wir müssen aber vor allen Dingen sagen, wie Joseph dazu gekommen war nach der Krim zu reisen.

Der Ausgang des baierschen Erbfolgekrieges hatte den deutschen Kaiser gelehrt, daß ihm in seinem Regenten-Leben sehr wenig gelingen würde, wenn es ihm nicht glückte, das Bündniß zu trennen, worin Friedrich der Zweite seit dem Jahre 1763 mit Katharina der Zweiten, Kaiserin von Rußland, stand. Um dies zu bewirken, verschmähete er nicht, die Semiramis des Norden in ihrem eigenen Machtgebiete aufzusuchen; den Vorwand dazu gab

seine Wißbegierde, wiewohl er um diese Zeit bereits das 39ste Lebensjahr zurückgelegt hatte. Joseph und Katharina trafen in Mohilew zusammen, und von diesem Augenblick an vergaß Rußlands Kaiserin, wie viel sie Friedrich dem Zweiten hinsichtlich der ersten Erfolge ihrer Regierung verdankte. Es trat von ihrer Seite ein Kaltsinn gegen den großen König ein, der, wie gut er auch Anfangs verstellt werden mochte, nicht länger zweifelhaft blieb, als die Kaiserin im Jahre 1780 unter verschiedenen Vorwänden die Erneuerung des im Jahre 1772 auf acht Jahre geschlossenen Bundes erst verzögerte und zuletzt förmlich ablehnte. Friedrich ertrug dies Schicksal mit der Ruhe, welche dem vorgeschrittenem Alter eigen ist. Die Wirkungen des neuen Verhältnisses, worin Katharina zu Joseph dem Zweiten getreten war, erlebte er nur in so fern, als er im Jahre 1782 Zeuge der Verbindung war, welche zwischen den beiden Häusern Rußland und Oesterreich durch die Vermählung der würtembergischen Prinzessin Elisabeth, Schwester der Großfürstin Maria, mit dem Erzherzog Franz, Neffen des Kaisers, zu Stande gebracht wurde: eine Vermählung, deren Schwierigkeiten Joseph der Zweite dadurch überwand, daß er die russische Kaiserin bewog, die der protestantischen Kirche angehörige Prinzessin in die russisch-kaiserliche Familie aufzunehmen und für ihre Tochter zu erklären. Die Innigkeit des Verhältnisses zwischen Joseph dem Zweiten und Katharina der Zweiten unterlag von dieser Zeit an keinem Zweifel, und das Ziel, welches beide verfolgten, war ohne Mühe zu errathen. Doch ehe es zu entscheidenden Handlungen kam, starb Friedrich der Zweite den 17. Aug. 1786 in einem Alter von 74 Jahren,

und nach einer 46jährigen Regierung, in welcher kein einziger Tag für die höhere Entwickelung seines Königreichs verloren gegangen war.

Mit wie viel Leidenschaft Katharina die Zweite für die Wiederherstellung des griechischen Kaiserreichs eingenommen war, läßt sich schwer bestimmen. An ihrem Verfahren hatten die Begebenheiten ganz unstreitig bei weitem mehr Antheil, als Ideen und Vorsätze. Da ihre Heere die türkischen mit so großem Erfolge geschlagen hatten, so war sie verführt zu glauben, sie habe die Berechtigung, der Pforte Gesetze vorzuschreiben. Der öffentliche Geist Europa's, frei von allen den Vorstellungen, welche die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht in sich schloß, kam ihr dabei ungemein zu statten; denn dieser öffentliche Geist betrachtete die Türken zu allen Zeiten als ein Volk, das nicht geduldet werden dürfe in dem Vereine der christlichen Nationen. Ein Schriftsteller, mit welchem Katharina fast seit dem Beginn ihrer Regierung in Verbindung gestanden hatte, und auf welchen die Gelehrten als auf ihren Chorführer hinzublicken gewohnt waren — mit Einem Worte: Voltaire — warf sich zum Ausleger des öffentlichen Geistes auf, und ließ nicht ab, seine Beschützerin in allen Wendungen, die seine fruchtbare Einbildungskraft ihm eingab, bis zu seinem letzten Lebenshauche zur Vernichtung des Türkenreichs in Europa aufzufordern. Die Gründe, welche er dazu anführte, sind zum Theil von einer so eigenthümlichen Beschaffenheit, daß man zur Bezeichnung des politischen Geistes in den letzten dreißig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts daran zurückerinnern muß. „Es ist klar, sagte Voltaire, daß

Barbaren, welche die schönen Künste verachten und die Weiber einschließen, ausgerottet werden müssen, und daß es einer Heldin zukommt, sie wegen der geringen Achtung zu züchtigen, die sie von jeher den Frauen bewiesen haben." — „Dieser Krieg (er bezeichnete den, welcher durch Frieden von Kudschuk Kainardgi beendigt wurde) muß nicht durch einen Frieden hergebrachter Art beendigt werden; es genügt nicht, die Türken zu demüthigen; nein, ihr Reich in Europa muß vernichtet und sie müssen auf Ewig nach Asien verbannt werden." Dabei war Voltaire, in seinem Schreiben an die russische Kaiserin, voll Unwillens gegen Europa's übrige Mächte, besonders aber gegen den deutschen Kaiser und die Republik Venedig, weil sie nicht gemeine Sache mit Katharinen machten; er wollte sogar aufhören Franzose zu seyn, weil der französische Hof die Türken unterstützte, und versicherte, daß er sich nur in dem Gedanken beruhige, seine Heldin werde das große Werk des Umsturzes ohne alle Mitwirkung anderer Mächte zu Stande bringen, und dadurch einen Ruhm erwerben, der alles, was die Geschichte Glänzendes kenne, verdunkeln werde.

Voltaire starb 4 Jahre nach dem Frieden von Kudschuk Kainardgi, und hatte folglich keinen persönlichen Antheil an dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Die Hauptursache dieses Wiederausbruchs lag in jenem Friedensvertrage, so fern durch denselben die Unabhängigkeit der krimischen Tartaren stipulirt war. Wie man im Leben nur allzu oft die Dinge mit ihren Benennungen verwechselt, so war dies auch nicht bloß in dem Traktat von Kainardgi, sondern auch in einer späteren Konvention vom

10. März 1779 geschehen. Es war nämlich darin festgestellt worden, daß die Tartaren zwar unabhängig seyn und bleiben sollten, dergestalt, daß weder Rußland noch die Pforte das Recht hätten, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen; nichts desto weniger aber sollten sie ihr Verhältniß zu dem Sultan, als Oberhaupt der ihnen mit den Türken gemeinsamen Religion, fortsetzen, woraus denn ganz von selbst folgte, daß in ihren Moskeen für den Sultan gebetet, ihre Münze unter seinem Bilde ausgeprägt, auch ihre Priester und Richter von ihm ernannt wurden. Hier war es also der Fall, daß man zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt für einen unabhängigen Staat unterschieden hatte, der in seiner Entwickelung noch viel zu weit zurück war, als daß er in dieser Unterscheidung irgend eine Realität hätte entdecken können. Während nun der Einfluß des Sultans auf das Innere des Tartaren-Staats gesetzlich fortdauerte, suchte auch der russische Hof den seinigen auf eben diesen Staat dadurch zu sichern, daß er sich des von ihm eingesetzten Khans Schahin Gheray mit Nachdruck annahm. Dieser Khan war zwar von dem Sultan anerkannt und bestätigt worden; da er aber, der im Lande hergebrachten Erbfolge entgegen, an die Spitze der Nation gestellt war, so brachte seine Unrechtmäßigkeit nichts so sicher mit sich, als daß er seine Unterthanen durch ungewohnte Abgaben und Lasten erdrückte, und alles, was seinen Vorfahren ehrwürdig und heilig gewesen war, unter die Füße trat. Wer nun möchte es auffallend finden, daß sich hieraus eine allgemeine Unzufriedenheit entwickelte, die dem Khan keine andere Wahl ließ, als seinen Wohnsitz von Baktsaray nach Kaffa zu

verlegen, um, im Fall eines Volksaufstandes, den Festungen Kertsch und Jenikale, welche Rußland im Frieden sich vorbehalten hatte, nahe genug zu seyn?

Es scheint jedoch der Mühe werth, den gesesellschaftlichen Zustand der krimischen Halbinsel schärfer ins Auge zu fassen, damit der Leser mit größerer Sicherheit über das Nachfolgende urtheilen könne.

Frei von den Gebrechen der Zivilisation, lebten die Tartaren in patriarchalischer Sitten-Einfalt bis zu dem Zeitpunkt, wo ihre Schutzwehren im Jahre 1770 von den Russen über den Haufen geworfen wurden. Die türkischen Sultane übten seit dem Jahre 1471, wo Mahomed der Zweite die Krim und die benachbarten Lande seinem Herrscherstab unterworfen hatte, nur eine Schutzherrschaft über dieses Nomaden-Volk aus, dessen Hauptverpflichtung darin bestand, daß es an allen Kriegen der Osmanen Theil nehmen, und auf jeden Wink bereit seyn mußte, ins Feld zu ziehen: eine Bedingung, die es nicht lästig fand, weil Krieg seine größte Lust war. Die Gesammtbevölkerung der Halbinsel mochte anderthalb Millionen betragen. Das Oberhaupt der Nation wurde von dem Groß-Sultan ernannt, der jedoch mit seiner Wahl an die alte Herrscher-Familie Gheray gebunden war: eine Familie, welche, ihrer Versicherung und dem Volksglauben nach, von Dschingis-Khan abstammte, und sich gleichen Ursprungs mit der Familie der osmanischen Sultane zu seyn rühmte. Hergebracht war hierbei, daß der regierende Khan dem Groß-Sultan seinen Nachfolger vorschlug, und daß dieser nur mit Zustimmung, wo nicht aller, doch der meisten Stammfürsten ernannte. Die jüngeren Prinzen des Herr-

scherstammes brachten ihre Jugend am osmanischen Hofe zu; doch begaben sie sich an denselben nicht eher, als bis ihre Erziehung in Tscherkassien unter den dort umherziehenden Stämmen ihres Volks vollendet war; denn hier lernte sie, unter körperlichen Uebungen aller Art, die Sinnesart des Volks kennen. So erhielten die tartarischen Prinzen eine ungleich bessere Erziehung, als die osmanischen, welche, bis zu ihrer Thronbesteigung, jedes Mittels, sich Kenntnisse zu erwerben, durch ihren Aufenthalt im Serail beraubt sind. Die Abhängigkeit des Herrscherstammes von den Beschlüssen des Groß-Sultans hatte bei dem allen wenig Einfluß auf die gesellschaftlichen Einrichtungen des Volks. Während jeder Hausvater ein freier Mann war, bildeten mehrere Familien einen Verein. Richter im Frieden und Anführer im Kriege war der Aelteste von den angesehensten dieser Familien, welche für Nachkommen der Eroberer dieses Landes galten. Ein Stamm entstand dadurch, daß mehrere Familien-Vereine sich zusammenthaten; der Stamm aber hatte wiederum ein Haupt, dem die höchste Leitung der Angelegenheiten des Stammes anvertraut war. Sämmtliche Stammhäupter bildeten einen Divan, ohne dessen Zuziehung der Khan nichts Wichtiges unternehmen durfte. So war die Gesellschaft in allen ihren Theilen geordnet. Die ausübende Gewalt war auserwählten Männern nach Erbrecht überlassen, und durch weise Vertheilung gegen Mißbrauch gesichert. Es gab einen abgestuften Adel, die Myrsas genannt; seine Vorzüge unterhielten sein Ehrgefühl, aber Unterdrückung der unteren Volksklassen lag ganz außerhalb seines Wirkungskreises. An dem, was man die Konstitution dieses Volks nennen

möchte, hatte die Theorie nie den mindesten Antheil gehabt; die Umstände hatten sie gegeben, und was einmal gesellschaftliche Einrichtung geworden war, hatte sich um so mehr befestigt, weil es aus dringenden Bedürfnissen hervorgegangen war. Unerhört waren Empörungen, und Verbrechen um so seltener, weil Jeder Ursache hatte, mit seinem Loose zufrieden zu seyn. Jagd, Viehzucht und Ackerbau waren die Hauptverrichtungen der Tartaren. Der letztere belohnte die auf ihn verwendete Mühe sehr reichlich bei der Fruchtbarkeit des Bodens. Dennoch war nur ein geringer Theil der Tartaren Landbauer. Der bei weitem größere Theil zog nomadisirend in den ihm angewiesenen Landstrichen umher, und lebte von der Viehzucht und von der Jagd. Erfolgte ein Aufgebot, so drängte sich Jeder hinzu; und das Loos mußte darüber entscheiden, wer zum Schutz der Weiber, Kinder und Heerden zurückbleiben sollte. Der Tartar zog um so bereitwilliger in den Krieg, weil die Beute, die er gemacht hatte, ihm allein zu Gute kam. Als Feind verheerte er ein von ihm besetztes Land mit Feuer und Schwert, und was von ihm verschont wurde, mußte Sklave werden. Doch behandelte er den Sklaven mit Milde. Gerecht gegen Landsleute, übte er, nach seinem Vermögen, Gastfreundschaft gegen Fremde. Fremd waren ihm Wissenschaft und Kunst; doch entbehrte er auf der Zivilisations-Stufe, welche er einnahm, weder die eine noch die andere, und durch seinen kriegerischen Geist hinaus über jede Mißhandlung, war er freier, als jeder andere National, ohne jemals über die Verbesserung seines Zustandes zu grübeln.

So verhielt es sich, den glaubwürdigsten Nachrichten

zufolge, mit dem gesellschaftlichen Zustande der Tartaren, ehe sie mit den Russen in Zusammenstoß geriethen. Der von dem russischen Hofe eingesetzte Khan Schahin Geray brachte durch seine Bedrückungen den ersten Aufstand zu Wege. An die Spitze der Mißvergnügten stellte sich Dowlet Gheray, der schon einmal Khan gewesen war. Seine Klagen fanden die Billigung der Pforte; und da Rußland, anstatt den Verträgen gemäß, seine Truppen aus der Krim zu ziehen, diese sogar vermehrt hatte, so trug auch die Pforte kein Bedenken, Truppen nach Taman zu senden, um sich der unterdrückten Glaubensgenossen anzunehmen, deren geistliches Oberhaupt der Groß-Sultan selbst nach den Traktaten war.

Katharina die Zweite stand in dieser Zeit unter der Autorität eines Mannes, dessen Name noch immer mit Schrecken genannt wird. Dies war der Fürst Potemkin. Auf einem kleinen Landgute, das seinem Vater, einem verabschiedeten Offiziere, in der Nähe von Smolensk gehörte, geboren, war er, nach einem kurzen Versuch, sich für den geistlichen Stand auszubilden, nach Petersburg gegangen, um Soldat zu werden; und seine Riesengestalt hatte ihm die neue Laufbahn geebnet. Aufgenommen unter die berittene Leibwache, hatte er im Jahre 1762 seinen vollen Antheil gehabt an der Begebenheit, wodurch Katharina auf den russischen Thron gelangt war. Bald wurden ihm durch die Gnade der Kaiserin der Rang eines Offiziers, die Stelle eines Kammerjunkers und ein Einkommen von 2000 Rubeln gesichert; und in allen diesen Eigenschaften erhielt er Zutritt zu den engeren Gesellschaftskreisen, in welchen die Kaiserin sich, mit Beseitigung aller

Rücksichten, der frohen Laune hinzugeben pflegte. Die Kaiserin war zart und fein gebaut. Eines Lieblings bedürftig, suchte sie ihn unter Männern, die sich durch Größe und Körperstärke auszeichneten. So sehr sich nun auch Potemkins Erhebung verzögerte, so hatte er doch keine Ursache, an seinem Glücke zu verzweifeln; für ihn sprach der Ergänzungstrieb, der in der ganzen Natur herrscht. Sein Ehrgeiz fand im Jahre 1772 Befriedigung, wo er, als Liebling der Kaiserin, an Orlow's Stelle trat. In diesem neuen Wirkungskreise verstand er, das herauszufinden, wodurch er sich auf bleibende Weise geltend machen konnte. Lage und Umfang des russischen Reichs ins Auge fassend, fühlte er bald keinen anderen Beruf, als die, welche er seine Gebieterin nannte, dadurch zu heben, daß er rund um sich her alles mißhandelte, und selbst alle europäischen Verhältnisse unter die Füße trat. Nichts unterstützte ihn hierbei noch mehr, als die Rohheit seines Geistes, wodurch er hinaus war über alles Verabredete. Keinem Sterblichen galt die Idee des Gleichgewichts der politischen Macht weniger, als ihm; doch gerade dadurch, daß er dieser Idee durch sein Verfahren spottete, nöthigte er die sämmtlichen Suveräne Europa's, auf Rußlands Kaiserin als auf eine allgemeinen Schiedsrichterin in beinahe allen Angelegenheiten hinzublicken und sich um seine persönliche Freundschaft zu bewerben. Da die ganze Staatsverwaltung mit allen inneren und äußeren Verhältnissen in seinen Händen war — was konnte der deutsche Kaiser Besseres thun, als ihm die Würde eines deutschen Reichsfürsten zu ertheilen? Ließ sich doch Friedrich der Zweite herab, ihm den schwarzen Adlerorden zu schenken, und ihm

seine Mitwirkung anzutragen, wenn er Herzog von Kurland zu werden Lust haben sollte!

Diesem grotesken Staatsmanne, dessen Harmonie mit dem ungeheuren russischen Reiche sich keinen Augenblick verkennen läßt, war auch die Behandlung des Verhältnisses übertragen, worin die Krim seit dem Frieden von Kudschuk Kainardgi zu Rußland getreten war. Wie hätte er aber — wir wollen nicht sagen: seinen Grundsätzen, wohl aber seiner Gefühlsweise hierbei ungetreu werden können? Ihm galt nur die Gewalt. Sobald also in der Krim Unruhen entstanden waren, welche auf die Verdrängung des von der russischen Kaiserin eingesetzten Khans abzweckten, ging Potemkin mit der Entschlossenheit zu Werke, welche über das, was Schonung genannt wird, weit hinaus ist. An den Mißvergnügten wurde jede Gewaltthat verübt; der Wuth der Soldaten preisgegeben, ward ihr Eigenthum durch Raub und Flammen verzehrt, sie selbst aber wurden, wofern sie nicht ihr Grab auf dem heimathlichen Boden fanden, zu Tausenden als Leibeigene ins russische Reich versetzt. Als das äußerste Maß der Barbarei erschöpft war, bewog man den regierenden Khan und mehrere von den Stammfürsten zu der Erklärung: „daß sie nichts sehnlicher wünschten, als sich und das gesammte Tartaren-Volk ohne Bedingung und Einschränkung für ewige Zeiten dem russischen Zepter zu unterwerfen, weil sie überzeugt wären, ihr zukünftiges Glück nur unter der weisen und milden Regierung der Kaiserin finden zu können." Ueberflüssig ist, zu sagen, daß dies Verlangen huldreich bewilligt wurde. Der Khan trat nun für sich und seine Nachkommen seine Suveränetäts-Rechte an

die

die Kaiserin und deren Nachfolger ab, ohne als Wahlfürst zu einer solchen Abtretung berechtigt zu seyn; Katharina die Zweite aber erklärte in einem Manifeste: „daß, da die Tartaren das ihnen durch den letzten Frieden verschaffte Glück eines unabhängigen Staats zu genießen nicht fähig seien: so habe sie sich, sowohl zur Herstellung der Ruhe in der Krim, als zur Sicherheit ihres eigenen Reichs, und zum billigen Ersatz für die auf die Wohlfahrt der Tartaren verwendeten 12 Millionen Rubel, bewogen gefunden, die krimmische Halbinsel, Kuban und die Insel Tamau unter ihre Herrschaft zu nehmen." Jeder Widerspruch, der sich, von jetzt an, noch unter den Bewohnern der Halbinsel erhob, fand seinen Lohn in unabwendbarer Vernichtung; und Hauptwerkzeuge für die Gräuel, welche nach dem 8. April 1783, dem Tage des kaiserlichen Manifestes, verübt wurden, waren die beiden Generale Suworow und Paul Potemkin. Letzterer war ein naher Verwandter des Fürsten-Lieblings, und nicht unglaubwürdig wird von ihm ausgesagt, daß, als der Knees Prosorowsky sich geweigert habe, die widerspännstigen Tartaren niederhauen zu lassen, jener sofort den Auftrag übernommen, und nicht weniger als 30,000 Männer, Weiber und Kinder eingefangen und gemetzelt habe. So etwas war also möglich unter der Regierung einer zartfühlenden Fürstin, die mit den berühmtesten Gelehrten Europa's in Briefwechsel stand, und durch ihre Geisteswerke den Glauben verbreitete, daß Menschlichkeit die Triebfeder aller ihrer Handlungen sei. Nach kurzer Frist war auf der krimmischen Halbinsel jeder Widerstand zu Boden geschlagen. Der Khan und einige Prinzen seines Hauses wurden in das Innere des

russischen Reichs verwiesen, wo man ihnen Pensionen versprach. Schahin Geray begab sich nach Kaluga; doch blieb er hier nicht lange. Als die ihm zugesicherte Pension nach einigen Jahren nicht mehr gezahlt wurde, ging er, voll Reue und Schaam über die an seinem Volke begangene Untreue, nach der Türkei zurück, und fand hier sein Ende zu Rhodos durch eine Hinrichtung. Fürst Potemkin, welcher die Verwandelung der Tartaren in Russen übernommen hatte, wurde, vermöge der unumschränkten Gewalt, welche ihm zu diesem Endzweck anvertraut werden mußte, der Taurier zubenannt. Wie er verfuhr, ist kein Geheimniß geblieben, wie bedeutend auch die Entfernung war, worin er handelte. Verfassung, Sitten, Gebräuche, alles wurde mit gleicher Schonungslosigkeit zertreten; und nachdem die wohlhabendsten Einwohner, ihres Eigenthums beraubt, das Land verlassen hatten, bevölkerte man das Land durch Fremde von allen Nationen, vorzüglich aber durch Griechen. Auch diese blieben nicht, weil sie als Sklaven behandelt wurden. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war der Tartarkhan an der Spitze von 50,000 wohlgerüsteten Reitern ins Feld gezogen, so oft von Seiten des Sultans die Aufforderung dazu erfolgt war. Zwei Jahre, nachdem die Krim dem russischen Reiche einverleibt war, zählte man auf dieser Halbinsel noch 17,000 männliche Unterthanen.

Katharina die Zweite war 54 Jahr alt, als dies in ihrem Namen geschah: ein hinreichender Beweis, daß sie mehr gewähren ließ, als selbst anordnete und befahl. Indeß bewegte sich nun einmal die ganze Kraft des russischen Reichs zum Verderben der Türken. Selbst die

Namen Alexander und Konstantin, welche die russische Kaiserin ihren Enkeln gegeben hatte, kündigten die bevorstehende Eroberung und Beherrschung des türkischen Reichs durch russische Prinzen an: der Großfürst Konstantin wurde an dem Hofe seiner Großmutter der Stern des Morgenlandes genannt; und er war noch ein Kind, als Griechen zu ihm gelassen wurden, um ihm die Huldigungen seines dereinstigen Machtgebiets darzubringen. Im Fortschritt der Zeit entstanden, auf Katharina's Veranlassung, die Städte Katharinoslaw, Mariapol und Cherson, als förmliche Waffen- und Handelsplätze gegen die Türken; und über das Thor der letzteren (an dem Ausfluß des Dnepr gelegenen) Stadt ließ die stolze Kaiserin sogar in griechischer Sprache die Inschrift setzen: dies ist der Weg nach Konstantinopel. Sie glaubte den Türken um so weniger irgend eine Schonung schuldig zu seyn, weil sie in dem zunächst bevorstehendem Kriege mit der größten Sicherheit auf den Beistand Oesterreichs rechnete.

Das mit Joseph dem Zweiten abgeschlossene Bündniß ängstigte sämmtliche Mächte Europa's; es ängstigte aber ganz vorzüglich die Türken, weil Oesterreich die einzige Macht war, oder schien, die sich den Vergrößerungen Rußlands auf den Donau-Ufern entgegenzusetzen den Beruf hätte.

Katharina die Zweite, welche diese Angst kannte, benutzte dieselbe um die Zeit, wo die krimmische Halbinsel dem russischen Reiche einverleibt wurde, auf eine eigenthümliche Weise. Ohne im Mindesten ihres Verfahrens hinsichtlich der Tartaren zu gedenken, forderte sie die ungesäumte Abschließung des Freundschafts- und Handels-

Traktats, der in der Konvention von 1779 vorbehalten war. Was sollte das türkische Ministerium thun? Den Krieg zu erklären, schien allzu gefährlich. Erschreckt von den Folgen einer immer mehr um sich greifenden Gewalt, wagte es kaum, irgend etwas von dem zu versagen, was Rußland zu fordern für gut befand. Der Handels-Traktat wurde demnach (13. Juli 1783.) abgeschlossen; und durch denselben erhielten die russischen Unterthanen im ganzen Umfange des türkischen Reichs, sowohl zu Wasser als zu Lande, alle Vorzüge und Befreiungen, deren die Franzosen und die Engländer seit langer Zeit genossen. Vom schwarzen Meer ins weiße, und durch die Meerenge nach dem Archipelagus wurde jenen die unbeschränkteste Schifffahrt und Handlung gestattet, indem Rußlands Kaiserin zugleich das Recht erwarb, an allen Orten, wo sie es für gut finden würde, Konsuln und Vize-Konsuln anzustellen, welchen die Vorrechte wirklicher Gesandten zugestanden wurden. Die türkische Regierung dieser Zeit tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie für ihre Sicherheit in demselben Maße sorge, worin sie in ihrem Machtgebiet Niederlassung und freien Handel gestatte; sie begriff nicht, daß Staaten, die sich zu Gemeingut machen, sich eben so schaden, wie Individuen, die einer achtbaren Persönlichkeit entsagen. Und hieraus ist zu ersehen, was es mit der Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht zu allen Zeiten auf sich hatte, oder wie unmöglich es ist, den Untergang derjenigen Staaten abzuwenden, die denselben dadurch herbeiführen, daß sie in der Entwickelung ihrer geistigen und sittlichen Kräfte hinter anderen Staaten zurückbleiben. Jetzt schon stand der Türkei dasselbe Schicksal bevor, das die Republik

Polen getroffen hatte; und dies Schicksal würde sich ohne Zweifel nicht erst in unseren Zeiten eingestellt haben, wenn vor mehr als vierzig Jahren im westlichen Europa alles so in Bereitschaft gewesen wäre, wie wir es gegenwärtig sehen.

Als die Pforte sich zur Abschließung eines Freundschafts- und Handels-Traktats bequemt hatte, drang der russische Botschafter auf eine förmliche Anerkennung der Herrschaft, welche Rußland sich wider den klaren Inhalt der Traktaten über die Tartaren angemaßt hatte; er fügte hinzu, daß, im Weigerungsfalle, der Krieg unvermeidlich sei. Da nun Oesterreich zu erkennen gab, daß es, wenn der Krieg zum Ausbruch käme, mit Rußland gemeine Sache machen, und für sich selbst einige Forderungen aufstellen werde; da ferner Frankreich, dieser alte Verbündete der Pforte, durch den Beistand, den es den Nordamerikanern geleistet hatte, erschöpft war, und jedes Anmuthen, das die Pforte machen konnte, durch den guten Rath, lieber ein Opfer zu bringen, als sich einem gänzlichen Untergange auszusetzen, von sich ablehnte: so willigte die türkische Regierung in die neue Forderung der russischen Kaiserin, ohne irgend eine andere Schonung zu erhalten, als daß die von Rußland neu erworbenen Länder nicht genannt, und der Fluß Kuban summarisch als die Gränzscheide zwischen Rußland und der Türkei angenommen wurde.

Zwei Gründe hatten Joseph den Zweiten bestimmt, die Eroberung der krimmischen Halbinsel durch die Russen zu begünstigen: einmal die Sicherheit, welche seine Staaten dadurch gewannen, daß sie wider jeden Angriff der

Türken besser beschützt waren, seitdem die russischen Truppen und Flotten der Krim jenen in die Seiten dringen konnten; zweitens die Gewißheit, den Petersburger Hof von dem Berliner Hofe auch für die Zukunft abzuziehen, und folglich diesem einen mächtigen Verbündeten zu entreißen *). Eigentlich war also Josephs des Zweiten Eifersucht auf Friedrich den Zweiten, und der schlechte Erfolg, womit jener das Kurfürstenthum Baiern seinen Erbstaaten einzuverleiben versucht hatte, die wahre Ursache der Begebenheiten, welche unmittelbar nach Friedrichs des Zweiten Tode ganz Europa beschäftigten. Was jedoch Joseph der Zweite in jener Zeit, wo er zuerst das russische Bündniß nachsuchte, nicht in Anschlag gebracht hatte, war das geistige Verhältniß, worin Katharina die Zweite zu dem Fürsten Potemkin stand: ein Verhältniß, dessen fortreißende Kraft der deutsche Kaiser nur allzu sehr empfand; ein Verhältniß, das ihn zu Schritten nöthigte, die er sich gern erspart hätte, und ihn nur allzu bald dahin führte, daß er sich die Frage beantworten mußte, wie weit die Nachgiebigkeit gegen Rußlands Entwürfe zu treiben sei, wenn Oesterreich nicht in Gefahr gerathen sollte. Das Petersburger Kabinet hörte nämlich nach dem letzten Vertrage von 1784 nicht auf, neue Forderungen an die Türken zu machen: Die Pforte sollte dem griechischen Gottesdienste in Konstantinopel die Glocken gewähren, die sie ihm bis dahin versagt hatte; sie sollte ferner den georgi-

---

*) So erklärte sich Joseph der Zweite selbst über diesen Gegenstand gegen den Grafen Segur. S. Mémoires ou Souvenirs du Comte de Ségur Tom. III. p. 236. Brüsseler Ausgabe.

schen Fürsten Heraklius, der sich unter russischer Botmäßigkeit begeben hatte, für einen Vasallen Rußlands anerkennen; sie sollte endlich feindlich gesinnten Gränzvölkern ihren Schutz und ihre Unterstützung entziehen. Kurz: Katharina, von Potemkin beherrscht, benutzte jede Gelegenheit, den Türken das Uebergewicht Rußlands auf eine kränkende Weise fühlbar zu machen.

Sie rechnete auf die Unfähigkeit des westlichen Europa, den Türken irgend einen Beistand zu leisten. Gleichwohl war diese Unfähigkeit bei weitem nicht so groß, wie sie die Kaiserin sich gedacht hatte. England, welches Rußland zur Aufhebung der bewaffneten See-Neutralität zu bestimmen wünschte, versprach der Pforte seinen und Schwedens Beistand; und Friedrich Wilhelm der Zweite, Nachfolger Friedrichs des Einzigen, zeigte sich nicht minder geneigt, Rußlands Vergrößerungsentwürfen die Gränze setzen zu helfen, welche Europa's Wohlfahrt nach den Vorschriften des Gleichgewichts-Systems zu erfordern schien. Also aufgemuntert, entsagte die Pforte nach und nach ihrer Furchtsamkeit.

In den ersten Monaten des Jahres 1787 trat Katharina die Zweite jene Reise nach Cherson an, welche man einen Triumphzug von mehreren hundert Meilen nennen könnte. Die Absicht dieser Reise war, jenes Tauris kennen zu lernen, dessen frühere Geschichte unvergeßlich geblieben ist durch die Darstellung der Griechen, und dessen spätere Geschichte durch den Widerstand, welchen Mithridates den Römern leistete, vielleicht noch anziehender genannt werden darf. Ueberhaupt hat vielleicht kein Land noch größere Umwälzungen erfahren, als Tauris in dem

langen Zeitraume, worin es von den Griechen in die Hände der Römer, von diesen durch die Schwäche der oströmischen Kaiser in die Hände der Tartaren, und von diesen erst an die Türken und zuletzt an die Russen kam. Ueber den Wechsel der menschlichen Dinge nachzudenken, fordert also Tauris von allen Ländern am meisten auf. Doch waren philosophische Betrachtungen dieser Art nicht der Beweggrund, welcher die russische Kaiserin nach Cherson führte; sie wollte sich vielmehr ihren neuen Unterthanen zeigen, und indem sie ihre Neugierde hinsichtlich des romanhaften Landes befriedigte, mit dem deutschen Kaiser, den sie zu sich eingeladen hatte, alles verabreden, was zur Beförderung ihrer Eroberungsentwürfe dienen konnte. Joseph der Zweite fand sich ein, begleitete seine Verbündete durch alle Stationen der krimmischen Halbinsel und trennte sich von ihr erst zu Anfang des Juni, auf der Rückreise der Kaiserin nach Moskwa und Petersburg, in einem Städtchen Namens Kisikerman.

Von jetzt an war nichts entschiedener, als daß es einen Angriff auf das türkische Reich gelte; und die Türken selbst waren davon so fest überzeugt, daß sie, um keine Zeit zu verlieren, am 28. Aug. 1787 den Krieg erklärten, was sie, in ihrer barbarischen Weise, durch die Einsperrung des russischen Gesandten Bulgakow in die sieben Thürme thaten.

Nie war eine Kriegserklärung noch mehr erzwungen worden, als die der Türken. Nichts desto weniger gab Katharina die Zweite sich das Ansehn, als ob sie davon überrascht worden wäre. Dies geschah durch eine feierliche Erklärung, worin sie, unter Verwünschung des Meineides

und der Treulosigkeit der Pforte, so wie unter Versicherungen ihrer Friedensliebe, die ganze christliche Welt aufforderte, ihre Wünsche und ihre Macht zur Vertilgung des Erbfeindes der Christenheit zu vereinigen. In ihrer Hofkapelle wurde diese Erklärung in ihrer Gegenwart verlesen; so weit ging in diesen Zeiten die Gewissenlosigkeit der Souveräne, die den Ruhm ihrer Regierungen in Beförderung der Gewissensfreiheit setzten. Die Religion war gut genug als Kappzaum für die große Menge; für Aufgeklärte diente sie nur zur Verschleierung weltlicher Zwecke, unter denen Vergrößerung oben an stand *).

---

*) Der Graf von Segur hat in seinen Denkwürdigkeiten der Nachwelt einen Auftritt aufbewahrt, dessen Schilderung nicht genug beherzigt werden kann, wenn man sich über den wahren Charakter der Kaiserin Katharina zurecht finden will. Diese Schilderung, mit welcher der Graf keine besondere Absicht verbindet, ist im dritten Theile seiner Denkwürdigkeiten enthalten, und lautet von Wort zu Wort also:

„Während dieses letzten Theiles unserer Reise (von Moskwa nach Petersburg) hatte ich mit Katharina'n eine kurze Unterredung, welche ich anführen zu müssen glaube, weil sie den heftigen Charakter dieser außerordentlichen Frau in wenigen Zügen malt."

„Ich befand mich mit Herrn Fitz-Herbert (dem englischen Gesandten am russischen Hofe) in ihrem Wagen. Die ungemeine Hitze der Jahreszeit machte die Unterhaltung matt und kraftlos. Katharina war eingeschlafen, oder schien es wenigstens zu seyn. Fitz-Herbert schwatzte mit mir. Wir hatten verschiedene Gegenstände abgehandelt, als die Rede auf den amerikanischen Krieg und auf die Umwälzung kam, wodurch England dreizehn blühende Provinzen eingebüßt hatte."

„Fitz-Herbert behauptete, daß dieser Verlust seinem Vaterlande mehr nutzen als schaden würde. Ein solches Paradoxon setzte mich in Erstaunen. Allein er vertheidigte seine Meinung mit eben so viel Beharrlichkeit als Geist, indem er sich bemühete, mir zu be-

Das Jahr 1787 verstrich unter Zurüstungen, sowohl auf Seiten der Pforte, als auf Seiten Rußlands und Oesterreichs; denn Joseph der Zweite hatte keine Wahl,

---

weisen, daß England, befreit von der sehr beträchtlichen Ausgabe, welche die Verwaltung der Kolonien nothwendig mache, aus seinem Handel mit denselben, ohne alle Kosten, unermeßliche Vortheile ziehen werde: Vortheile, die es hinreichend entschädigen würden für den Verlust einer illusorischen Herrschaft."

„Die Erörterung verlängerte sich, und die Kaiserin öffnete ihre Augen nicht eher, als in dem Augenblick, wo man aus dem Wagen steigen mußte. Als ich mich am folgenden Tage mit dem Fürsten von Ligne bei dieser Fürstin befand, sagte sie zu mir: „Sie haben gestern mit Fitz-Herbert eine unbegreifliche Unterredung gehabt, und ich fasse es nicht, wie er mit so viel Verstand eine so seltsame Meinung hat vertheidigen können."

„Wie! erwiederte ich, Ew. Majestät haben diese Unterredung vernommen, und schienen doch so gut zu schlafen?" — „Ich nahm mich wohl in Acht, antwortete die Kaiserin, meine Augen zu öffnen; ich war allzu begierig, das Ende Ihrer Unterhaltung abzuwarten. Ob Georg der Dritte der Meinung seines Ministers ist, das weiß ich freilich nicht; was aber mich selbst betrifft, so weiß ich wohl, daß, wenn ich, wie er, eine von den ihm entrissenen Provinzen eingebüßt hätte, ohne sie wieder erobern zu können, ich mir eine Pistolenkugel durch den Kopf gejagt haben würde."

„Mir kommt es vor, hob ich wieder an, als ob Ew. Majestät einen geheimen Vertrag mit der Glücksgöttin gemacht hätten." „Das weiß ich nun zwar nicht, bemerkte der Fürst von Ligne; das ist aber gewiß, daß man mit so viel Festigkeit des Charakters — die große Menge würde es Starrköpfigkeit nennen — Andere ihre Provinzen nimmt, die seinigen aber behält."

Wir fügen dieser Schilderung des Grafen von Segur nur eine Frage hinzu; nämlich die: welche Begriffe von Gesellschaft, gesellschaftlicher Arbeit und gesellschaftlicher Wohlfahrt konnten in dem Kopfe einer Kaiserin seyn, die von der Unterhaltung zwischen Segur und Fitz-Herbert nichts begriffen zu haben versicherte, und sich lieber todtschießen, als eine noch so unfruchtbare Provinz abtreten wollte?

ob er Theil nehmen wollte an dem Kriege wider die Türken, oder nicht. Indeß war die Lage dieses Monarchen nicht wenig bedenklich geworden durch die Empörung der Niederländer. Nicht daß diese bereits zum Ausbruch gekommen wäre; allein die Unruhe der Gemüther war bereits so groß, daß die Statthalter (des Kaisers Schwester und deren Gemahl) sich nur noch durch das Versprechen behaupteten: „daß an dem, was die Verfassung der Niederlande ausmache, nichts verändert werden solle." So fand Joseph die Lage der Dinge, als er von Cherson nach Wien zurückgekehrt war. Weit entfernt nun, die Nachgiebigkeit der Statthalter zu billigen, berief er diese, so wie den Minister Belgiojoso, zu sich, und forderte die Stände auf, sich durch Abgeordnete über ihre Beschwerden auszulassen. So sehr lebte dieser Monarch in dem Bewußtseyn seiner guten Absichten, daß er den Niederländern schrieb: „er habe bei seinen Unternehmungen nur ihr Wohl im Auge gehabt, und sich weit mehr ihres Eifers und ihrer Dankbarkeit versehen, als ihrer verwegenen Widersetzlichkeit, die er als Vater und Mensch, der mit dem Unverstande Mitleiden trage, zu verzeihen geneigt sei."

Die niederländischen Abgeordneten langten in Wien an; und da der Kaiser durch seine ganze Lage zur Nachgiebigkeit gezwungen war, so gab er, nach den ersten Unterredungen mit den Abgeordneten, die Versicherung, „daß

Man erkennt hieraus, wie Katharina die Zweite von einer Eroberung zur andern fortschreiten mußte, ohne jemals dahin zu gelangen, daß sie die Prinzessin von Anhalt-Zerbst hätte ausziehen können, obgleich ihr Machtgebiet mehr als 340,000 Quadratmeilen in sich schloß.

die alte Landesverfassung bis auf wenige, einer näheren Untersuchung zu unterwerfende Stücke, wieder hergestellt werden sollte." Auf dies halbe Wort gingen die Abgeordneten zurück. Ihnen folgten die Statthalter, begleitet von dem Grafen Trautmannsdorf, als bevollmächtigten Minister, und von dem General Alton, einem eigensinnigen und strengen Manne, dem der Kaiser den Oberbefehl über die in den Niederlanden befindlichen Truppen anvertraut hatte. Hierbei lag dem Kaiser nichts so sehr am Herzen, als die in der kirchlichen Verfassung getroffenen Veränderungen aufrecht zu erhalten; denn sehr richtig fühlte er, daß der gesellschaftliche Zustand der Niederländer nur durch eine verbesserte Stellung der Kirche zum Staate in eine dem Geiste des Jahrhunderts angemessene Bahn gebracht werden könnte. Doch gerade von dieser Seite war auch der meiste Widerstand zu erwarten; und dieser blieb nicht aus. Als den 15. Januar 1788 das General-Seminarium eröffnet wurde, blieben die Zuhörer zurück, weil der Kardinal Frankenberg, im Verein mit mehreren Bischöfen, die von dem Kaiser vorgeschriebenen Lehrbücher für irrgläubig erklärt hatte. In der Stadt Löwen hatte die Schließung der Universität nicht bloß Murren, sondern auch feindselige Auftritte zwischen den Bürgern und der österreichischen Besatzung herbeigeführt. Im ganzen Lande herrschte Mißvergnügen wegen des Verbots der Wallfahrten und der Brüderschaften, noch mehr wegen der Anstalten, welche getroffen waren, um einen zweckmäßigeren Volksunterricht einzuleiten. Brabant und Hennegau weigerten sich, Hülfsgelder zu zahlen: jenes, weil der Kaiser die Zahl der Vertreter des dritten Standes hatte vermehren

wollen; dieses, weil sein bisheriger Landdrost, der Herzog von Ahremberg, durch einen Nicht-Eingebornen war ersetzt worden. Da die Ständeversammlungen dieser beiden Landschaften in ihrer Widersetzlichkeit beharrten, so mußten sie durch die bewaffnete Macht auseinandergetrieben werden. Die joyeuse entrée wurde den 18. Juni 1788 für aufgehoben erklärt.

In dieser Lage der Dinge nahm der Krieg Rußlands und Oesterreichs mit den Türken seinen Anfang. Das von der russischen Kaiserin in Bewegung gesetzte Heer dehnte sich von Kaminiek-Podalski bis nach Balta, einem tartarischen Dorfe auf der polnischen Gränze zwischen dem Dniester und dem Bog. Potemkin führte den Oberbefehl über diese Truppen; unter ihm standen die Generale Suworow, Repnin, Kamenskoi und andere. Zweimal hunderttausend Mann stark, vertheilten sich die österreichischen Truppen in fünf abgesonderten Korps, vom Dniester bis an das adriatische Meer. Bei Futtak befehligte Joseph der Zweite in eigener Person. In den Häfen der Krim lag ein russisches Geschwader, welches gleich zu Anfang des Krieges die Absichten der Türken auf Kinburn vereitelte, durch dessen Eroberung sie sich den Eingang in die Krim bahnen wollten. Nichts blieb unversucht, die Griechen zu einer neuen Empörung zu bewegen; allein diese hatten noch nicht das Schicksal vergessen, das im Jahre 1770 über die Bewohner der Halbinsel Morea gekommen war. Nur die tapferen Sulioten traten zusammen, um über ihren Vortheil zu berathschlagen; doch auch diese wollten die Erfolge lieber abwarten, als unterstützen.

Sofern der Hauptgedanke bei diesem Kriege kein andrer

war, als der türkischen Herrschaft in Europa ein Ende zu machen, stellten sich bald Schwierigkeiten von nicht geringer Bedeutsamkeit ein. Schwedens Gustav der Dritte trat als Vertheidiger der Türken auf, indem er Rußlands Kaiserin in ihrer Hauptstadt Petersburg bedrohete. Er begann damit, daß er die Absendung der russischen Ostsee-Flotte verhinderte, und schloß hierauf, unterstützt von England, ein förmliches Bündniß mit den Türken, worin er die Verbindlichkeit übernahm, in Finnland eine Landarmee zusammenzuziehen und diese nach Petersburg zu führen. Dies war jedoch nicht die einzige Verlegenheit, worin sich Katharina die Zweite versetzt sah. Die großen Zurüstungen, welche sie gemacht hatte, wollten von großen Geldsummen unterstützt seyn; an diesen eben fehlte es gänzlich. Dazu kam, daß der österreichische Feldzugsplan auf eine Weise angelegt war, welche jedes harmonische Wirken der verbündeten Heere unmöglich machte. Nicht genug, daß Belgrad, dieser wichtige Punkt, nicht von den Oesterreichern genommen wurde, sah sich auch das österreichische Hauptheer, an dessen Spitze der Kaiser stand, von den Türken tief ins Bannat gedrängt, während der Herzog von Coburg, als Anführer eines Seitenheeres, Chotzin und die Moldau eroberte. Sechs Monate lang hatte Potemkin vor Oczakow (einer Gränzfestung, welche den Besitz der Krim zweifelhaft machte) gesessen, als endlich die Verzweiflung der russischen Soldaten einen Sturm herbeiführte, durch welchen zwar die Festung genommen wurde, doch eben nicht zum Vortheil der Sieger, deren Verlust nur allzu groß war. So endigte der Feldzug von 1788, ohne

daß irgend eine Aussicht auf die Erreichung des Hauptzwecks gewonnen war.

Der Krieg, den Schweden angefangen hatte, dauerte fort. Eine schwedische Flotte, zwanzig Linienschiffe und zehn Fregatten stark, segelte nach Kronstadt. Schon verbreitete sich Bestürzung in Petersburg, als die am 30sten Mai bei der Insel Hogland gelieferte Seeschlacht einen solchen Ausgang gewann, daß die Bewohner der Hauptstadt Rußlands sich wieder beruhigen konnten; es war nämlich auf beiden Seiten mit gleichem Vortheil gefochten worden. Der König von Schweden sah sich bald darauf noch von einer anderen Seite gelähmt. Er hatte Anstalten zur Belagerung der Stadt Friedrichsham im russischen Finnland getroffen, als mehrere Offiziere seines Heeres ihre Dienste unter dem Vorwande versagten, daß die Konstitution des Reichs ihnen nicht erlaube, sich zu einem Angriffskrieg gebrauchen zu lassen, den die Nation nicht gut geheißen habe. Da das Beispiel dieser Offiziere den Abfall eines großen Theils der Truppen nach sich zog, so war das ganze Unternehmen des Königs verfehlt. Eingewurzelter Partheigeist hatte diese Katastrophe herbeigeführt. Sie würde für die Autorität des Königs sehr gefährlich geworden seyn, wenn nicht gleichzeitig die Dänen zur Belagerung der Stadt Gothenburg vorgeschritten wären. Von der russischen Kaiserin zu dem Beistande aufgerufen, zu welchem sie sich durch Traktate verpflichtet hatten, waren sie schon seit dem vorigen Jahre in Bahns-Lehn eingerückt. Von hier nach Westgothland vordringend, würden sie das ganze schwedische Reich erschüttert haben, wenn

Gustav der Dritte nicht mit großer Geistesgegenwart seine Entwürfe gegen Rußland aufgegeben hätte, um die Fortschritte der Dänen zu hemmen. Nichts unterstützte ihn hierbei noch mehr, als die Dazwischenkunft der Kabinette von London und Berlin, welche den Kopenhagener Hof zur Abschließung mehrerer Waffenstillstands-Verträge mit Schweden, und zur Annahme eines vollständigen Neutralitäts-Systems nöthigten. Von dieser Zeit an blieb der Krieg zwischen Schweden und Rußland auf Seeunternehmungen beschränkt, deren Erfolge in den Jahren 1789 und 1790 auf beiden Seiten gleich waren.

Erwägt man, welche Ausdehnung der Türkenkrieg gewonnen hatte, so kann man schwerlich umhin, seine Entstehung und Entwickelung um so verhängnißvoller zu finden. Wenn auf der einen Seite Katharina's Verhältniß zu Potemkin nichts so bestimmt mit sich brachte, als starke Bewegungen, wodurch das Ansehn der russischen Kaiserin in Europa aufrecht erhalten würde: so wirkte die Eifersucht Josephs des Zweiten auf Friedrich zu demselben Zweck, selbst nachdem dieser große König nicht mehr war. An und für sich hatte Oesterreich keinen bleibenden Vortheil von der Auflösung des Türkenreichs zu erwarten. Josephs Theilnahme an diesem Kriege war also gewiß nur das Werk einer falschen Schaam, vermöge welcher er nicht eingestehen wollte, daß Friedrich ihm sein ganzes Leben hindurch überlegen geblieben sei. Der eigentliche Keim des Türkenkrieges lag also in der verfehlten Erwerbung des Kurfürstenthums Baiern. Was die Reise nach Mohilew im Jahre 1780 zu Wege gebrachte hatte, dasselbe bewirkte auch jenes Bündniß, wodurch sich Katharina und

Jo-

Joseph zur Auflösung der Türkei vereinigten. Die Politik ist reich an Vorwänden aller Art; aber bei denen, welche Macht üben, hat sie ihre Wurzel nicht selten in Gefühlen, über welche keine Rechenschaft gelegt wird, weil die Welt nicht aufhören soll, Handlungen zu bewundern, deren man sich schämen würde, wenn ihre Beweggründe bekannt wären. Doch wir kehren zu den Begebenheiten zurück.

Die Kriegsereignisse des Jahres 1789 waren nur zum Nachtheil der Türken. Suworow, der sich mit dem Herzog von Coburg vereinigt hatte, schlug den 21. Juli die Türken bei Focksżany in der Moldau; und eben dieser General erfocht den 22. Sept. bei Martinestie an den Ufern des Rimnis einen glänzenden Sieg über die Türken, welcher ihm den Zunamen Rimniskoi verschaffte. Eine unmittelbare Folge dieses Sieges war die Einnahme der Festung Bender. Außer der Oczakowschen Provinz eroberten die Russen, nach und nach, die ganze Moldau mit den Städten Tulcza, Isaccia, Kilia, Ismail und der Festung Sudjuk-Kale in dem türkischen Kuban. Unter diesen Eroberungen war die von Ismail die blutigste; denn sie kostete 33,000 Türken das Leben, die Gefangenen gar nicht gerechnet, deren 10,000 waren.

Im Laufe dieses Krieges hatte Joseph der Zweite viele Beweise von Tapferkeit und Standhaftigkeit gegeben; allein er unterlag deßhalb nicht weniger dem Kummer, der an seinem Herzen nagte. Während er auf türkischem Grund und Boden focht, machten seine niederländischen Unterthanen die stärksten Fortschritte in der Empörung Zu glauben ist, daß sie dazu aufgemuntert wurden von den Mächten, welche die Verbindung Oesterreichs mit

Rußland zum Untergange des türkischen Reichs mißbilligten, und eben deßhalb alles aufboten, den deutschen Kaiser von dieser Verbindung abzuziehen. Als alles gehörig vorbereitet war, retteten sich der Erzbischof von Mecheln und der Bischof von Antwerpen durch die Flucht, um einer über sie verhängten Verhaftung zu entkommen. In den belgischen Provinzen selbst gab es zwei Partheien. Die eine, von den Herzogen von Ursel und von Ahremberg unterstützt, wurde von dem Advokaten Vonk geleitet; sie hielt es mit Oesterreich und beschränkte ihre Forderungen auf die Abstellung der Mißbräuche und auf die Herbeiführung eines besseren Repräsentations-Systems hinsichtlich der Landstände. An der Spitze der andern standen der Advokat van der Noot und der Pönitentarius van Eupen, und diese bestrebten sich, die alten Regierungs-Formen aufrecht zu erhalten, und den Ständen die Unabhängigkeit und Suveränetät zu geben, welche Oesterreich ihnen zu entziehen wünschte, oder bereits entzogen hatte. Diese Parthei gründete ihre Hoffnungen auf den Beistand fremder Mächte, vorzüglich aber Preußens, von welchem man in diesen Zeiten annahm, daß es keine Gelegenheit unbenutzt lasse, um Oesterreich zu schaden. Auf dem Gebiet der Vereinigten Niederlande, in der Nähe der Stadt Breda, veranstaltete eben diese Parthei Truppenversammlungen von brabanter Ausgewanderten. So entstand nach und nach ein Heerhaufen von 10,000 Mann, über welche van der Mersch, der früher als Oberst in österreichischen Diensten gestanden hatte, gesetzt wurde. Ein im Namen der Geistlichkeit, eines großen Theils des Adels und des dritten Standes erlassenes Manifest erklärte hierauf den Kaiser

seiner herzoglichen Würde für verlustig und die Niederlande für unabhängig. Die Regierung ging über auf einen Kongreß, der sich zu Breda versammelte.

Der Aufstand in Masse erfolgte nicht eher, als bis van der Mersch am 24. Oktober 1789 die von dem General Schröder befehligten Truppen bei Turnhout geschlagen hatte. Nach und nach aus den vornehmsten Städten und Festungen verdrängt, zogen sich die Oesterreicher nach Luxemburg zurück; und den 18. Dez. hielt der Advokat van der Noot seinen Triumph-Einzug in Brüssel. Die in dieser Stadt versammelten Stände von Brabant ließen den 26. desselben Monats ihre Unabhängigkeit proklamiren, wobei sie zugleich erklärten, „daß Kaiser Joseph der Zweite seine Suveränetäts-Rechte verloren habe, weil er den bei seiner joyeuse entrée gethanen Versprechungen ungetreu geworden.“ Die Stände der andern Provinzen folgten diesem Beispiele, und schon den 11. Januar 1790 unterzeichneten die zu Brüssel versammelten Abgeordneten aller belgischen Provinzen eine Urkunde, wodurch diese Provinzen unter der Benennung: B e l g i s c h e V e r e i n t e S t a a t e n zusammentraten. Die Suveränetäts-Rechte wurden, so weit sie die gemeinschaftliche Vertheidigung betrafen, einem Kongresse beigelegt, der sich selbst den Suveränen Kongreß der belgischen Staaten nannte; und um in keinem Stücke hinter den Vereinigten Staaten Nordamerika's zurück zu bleiben, wurde die Einrichtung getroffen, daß jede Provinz ihre Unabhängigkeit und die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt behalten sollte.

Auf diese Weise verlor Oesterreich eine reiche Provinz zu eben der Zeit, wo es, als Verbündeter Rußlands, auf

den Untergang der türkischen Macht hinarbeitete. Doch Joseph der Zweite, welcher gegen das Ende des Jahres 1789 aus dem Felde nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt war, trug den Keim des Todes in sich; und dieser Keim entwickelte sich nur allzu schnell. Alle Bemühungen der geschicktesten Aerzte, seine, durch die Einwirkung eines heißen Sommers und durch den verlängerten Aufenthalt in morastigen Gegenden tief erschütterte Gesundheit wieder herzustellen, waren um so vergeblicher, weil der Kummer über das, was ihm in den Niederlanden wiederfahren war, rastlos an seinem Herzen nagte. „Ihr Land hat mich getödtet," sagte er zu dem Fürsten von Ligne, der ein geborner Belgier war; „das von Alton verlassene Brüssel ist mein Tod; um nicht zu sterben, müßte ich von Holz seyn." Wirklich starb Joseph der Zweite schon den 20sten Febr. 1790 im 49sten Jahre seines Lebens und im 10ten seiner Regierung. Zwei Tage vor seinem Tode war auch die Erzherzogin Elisabeth, Gemahlin seines Neffen, des Erzherzogs Franz, jetzigen Kaisers von Oesterreich, gestorben: eine Prinzessin, an deren Leben er so schöne Hoffnungen geknüpft hatte. Mit richtiger Beurtheilung seines verfehlten Wirkens, wollte er wenige Tage vor seinem Ende, daß man auf sein Grab die Worte setzen sollte: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen." Was er Unglück nannte, war unstreitig nichts weiter, als eine natürliche Folge seines Verfahrens, das den wesentlichen Fehler in sich schloß, den direkten Mitteln allzu viel zu vertrauen. Je schneller er zum Ziel kommen wollte, desto früher mußte er sich erschöpfen.

Um die Zeit, wo Joseph der Zweite sich dem Grabe näherte, trat England, mit Preußen verbündet, entscheidende Schritte zur Rettung der Türkei, welche nach dem Feldzuge von 1789 ihrem Untergange so nahe gebracht war. England selbst rüstete eine starke Flotte; Preußens König aber ließ nach der Gränze Schlesiens und Polens' Truppen marschiren, welche keine andere Bestimmung hatten, als Rußland und Oesterreich zum Frieden mit der Pforte zu zwingen. Mit dieser ward seit dem 31. Januar 1790 ein förmliches Bündniß geschlossen. Der Kriegsschauplatz hatte demnach eine Erweiterung gewonnen, auf welche beim ersten Ausbruch der Feindseligkeiten nicht gerechnet war. Und doch war der Friede nahe.

Josephs des Zweiten Nachfolger war sein Bruder Leopold, bisheriger Großherzog von Toskana: ein Fürst, der den Frieden liebte, und der, wenn er diesen auch weniger geliebt hätte, durch die Lage seines Machtgebiets zu einer Veränderung des bisherigen Systems würde genöthigt worden seyn. Während die Niederländer sich in eine offene Rebellion gestürzt hatten, waren auch die Ungarn aufsätzig geworden; und nicht genug, daß in den Finanzen eine große Zerrüttung herrschte, war auch das Heer theils durch die Schlachten, an denen es Theil genommen hatte, theils durch verheerende Krankheiten, so geschwächt, daß eine Ergänzung desselben den größten Schwierigkeiten unterlag *). Von so unwiderstehlichen Beweggründen ge-

---

*) In dem kurzen Zeitraum, vom 1. Juni 1788 bis 1. Mai 1789, waren nicht weniger als 112,000 Soldaten erkrankt, und von diesen 33,000 gestorben.

trieben, mußte Leopold den Versuch machen, die politischen Mißgriffe seines Bruders zu verbessern. Sein nächster Schritt führte zu einer Annäherung an Preußen, dessen König nichts Höheres bezweckte, als Oesterreich von dem Bündniß abzuziehen, das der Pforte so gefährlich geworden war. Zu Reichenbach, in dessen Nähe das preußische Heer stand, wurde eine Unterhandlung eröffnet, welche in kurzer Zeit zum Ziele führte; denn schon den 27. Juli wurde an dem eben genannten Orte eine Konvention geschlossen, nach welcher Leopold sich anheischig machte, der Pforte, auf der Grundlage des Status quo vor dem Kriege einen Partikular-Frieden zu bewilligen, und den Niederländern ihre alte Verfassung zurückzugeben. Die Kaiserkrone, auf Leopolds Haupt gesetzt, war das nächste Ergebniß dieser Konvention, und unmittelbar darauf erfolgte, unter Preußens und Hollands Vermittelung, der Friede mit der Pforte. Er wurde den 4. August 1791 zu Szistowe unterzeichnet, und der Kaiser gab in demselben an die Türken alles zurück, was sie an Oesterreich verloren hatten, ohne noch mehr zu behalten, als eine vortheilhaftere Gränze an dem linken Ufer des Unna-Flusses, und an der wallachischen Seite, wo er Alt-Orsowa bekam.

Mit größeren Schwierigkeiten war die Pazifikation der Niederlande verbunden. Obgleich Leopold unmittelbar nach dem Vertrage von Reichenbach, eine Erklärung erließ, wodurch er die Bewohner der belgischen Provinzen zur Rückkehr unter den Gehorsam seines Hauses aufforderte, und sie, unter der Gewährleistung Englands, Preußens und Hollands, nach ihren herkömmlichen Gesetzen zu regieren versprach, sogar mit einer allgemeinen Verzeihung

des Geschehenen: so fand er damit doch keinen Eingang. Der niederländische Kongreß war entschlossen, seine Unabhängigkeit zu behaupten; nur daß dies eine sehr schwierige Sache war. Auf der einen Seite fehlte es dem Kongreß an fremder Hülfe; auf der andern hatte sich im Innern des Landes eine Gegenparthei entwickelt, die den Unsinn einer Verfassung begriff, welche die Aufgabe einer höchsten Autorität ohne persönliche Einheit lösen wollte. Zwar fehlte es dieser Parthei an Stärke; da sich aber die österreichischen Truppen nach Luxemburg zurückgezogen hatten, so bedurfte es nur einer Verstärkung derselben, um die Niederländer zur Annahme der von dem Kaiser freiwillig zugestandenen Bedingungen geneigt zu machen. Jene Truppen waren auf 30,000 Mann verstärkt worden, als General Bender den Oberbefehl übernahm und von Luxemburg nach Brüssel vordrang. Jetzt offenbarte sich der Widerstand der sogenannten Patrioten nach seiner ganzen Schwäche. Van der Noot, der Pönitentarius van der Eupen und andere Häupter ergriffen die Flucht, als das einzige Rettungsmittel; und schon am 3. Dez. 1790 hielten die Oesterreicher ihren Einzug in Brüssel. Von jetzt an wetteiferten die einzelnen Provinzen in der Unterwerfung.

Die französische Umwälzung hatte um diese Zeit ihren Anfang genommen; und was sich mit großer Bestimmtheit vorhersehen ließ, war, daß sie die ganze europäische Welt in ihren politischen Grundlagen erschüttern würde. Da es nicht erlaubt war, den Blick von ihr abzuwenden, so mußte dieser Umstand einen Einfluß auf alle diplomatischen Unterhandlungen gewinnen. England und Preußen

sahen sich also genöthigt, der Strenge zu entsagen, womit sie bisher der russischen Kaiserin das Gesetz hatten vorschreiben wollen; und Katharina die Zweite selbst war schlau genug, den Vortheil ihrer Lage zu benutzen. Sie setzte nun zwar den Krieg mit den Türken fort; doch wurde sie dabei mehr von ihrem Stolz, als von der Ueberzeugung geleitet, daß sie ihren Hauptzweck (die Eroberung Konstantinopels) erreichen werde. Der Sieg, welchen Suworow bei Macsin über die Türken erfocht, war der letzte, den er in diesem Kriege davon trug. Die Russen waren über die Donau gegangen; da aber die Schwierigkeiten ihrer Verpflegung mit jedem Fortschritt größer wurden, so mußte die Kaiserin zum Frieden geneigt werden. Was diesen am meisten beschleunigte, war der unerwartete Tod Potemkins, welcher, erschöpft von Genüssen aller Art, auf einer Reise nach Oczakow starb, wohin er sich bringen ließ, um seine zerrüttete Gesundheit noch einmal wiederherzustellen. Vom Todeskampf ergriffen, ließ er sich aus dem Wagen heben, und auf Teppiche, die über das Gras gebreitet wurden, niederlegen. Hier verschied er, fern von seiner Gebieterin, am 15. Okt. 1791, in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branizka. Der nun nicht länger zweifelhafte Definitiv-Friede zwischen Rußland und der Pforte wurde, ohne die Vermittelung Preußens und Englands, den 9. Januar 1792 zu Jassy in der Moldau geschlossen. Er bestätigte alle, seit dem Traktat von Kainardgi zu Stande gebrachten Verträge; als ewige Gränze zwischen den beiden Reichen aber wurde der Dniester festgesetzt. Die Russen erwarben also durch diesen Krieg das Land zwischen dem Bog und dem Dniester,

sammt der Festung Oczakow, deren sie zur Beschützung der Krim bedurften. Zugleich verpflichtete sich die Pforte, den Seeräubereien der afrikanischen Raub=Staaten ein Ende zu machen, und die russischen Unterthanen zu entschädigen, wenn ihr Verlust ihnen nicht binnen einer gewissen Frist ersetzt worden wäre. Seine übrigen Eroberungen gab Rußland zurück, indem es den Bewohnern der Moldau und Wallachei einige Vortheile bewilligen ließ. Außerdem war Katharina so großmüthig, der Pforte 12 Millionen Piaster Kriegskosten zu erlassen: eine Summe, über welche die bevollmächtigten Friedensunterhändler einig geworden waren. Dies geschah im dritten Regierungs=Jahre Selims des Dritten, welcher, seit dem 7. April 1789, an Abdul Mahmud's Stelle getreten war.

So endigte dieser Krieg mit einem Ergebniß, das sehr wenig den Erwartungen entsprach, die man sich im Jahre 1787 von seinem Ausgange gemacht hatte. Die Pforte fühlte von jetzt an, mehr als jemals, das Bedürfniß, sich zu zivilisiren, um mit den westeuropäischen Mächten in ein bleibendes Verhältniß zu treten. Allein die Schwierigkeiten, welche zu diesem Endzweck überwunden werden mußten, waren allzu groß, als daß der Verstand des Sultans und seines Divans ausgereicht hätte, sie in einem kurzen Zeitraume zu besiegen. Der stärkste Widerstand lag in den religiösen Ansichten der Türken, und in dem Militär=Institut der Janitscharen. Selim der Dritte wurde das Opfer dieses Widerstandes; eben so sein nächster Nachfolger. Inzwischen wuchs die Kraft Rußlands und des westlichen Europa's mit jedem Jahre;

und die natürliche Folge davon war, daß die Türkei mit ihren barbarischen Einrichtungen in einen immer stärkeren Widerstreit mit demjenigen Theile Europa's gerieth, der als der eigentliche Repräsentant dieses Erdtheils betrachtet werden muß. Daher die politischen Erscheinungen unserer Zeit.

Noch ein Wort
über
Getraidehandel und Getraide-Produktion.

Nichts ist belohnender, weil auch nichts beruhigender ist, als die Betrachtung der Erscheinungen und der Ereignisse in ihrem Zusammenhange mit dem, was voranging, und dem, was gleichzeitig hervorgeht. Wer sich daran gewöhnt, nichts einzeln, sondern immer alles zusammen zu erwägen, den kann nichts befremden, nichts mißmüthig machen, weil jede Erscheinung sich ihm als die nothwendige Folge vorhergegangener erkannter Ursachen darstellt, und die Modalitäten derselben, als Resultate der Wechselwirkungen gleichzeitiger Emergentien, deutlich vorliegen. Diese Art von Fatalismus, wobei die Freiheit moralischer Fakultäten sehr wohl bestehen kann, gewährt dem philosophischen Beschauer seiner Zeit eine stoische Ruhe, womit das Nothwendige als solches erkannt, als unabwendbar getragen, aber zugleich mit sicherem Takt zum Nützlichen und Guten angewendet wird. Behalten wir stets die klare Ueberzeugung, daß das, was ist, seyn muß, d. h. suchen wir die Ursachen der Ereignisse zur vollständigen Beschaulichkeit zu bringen: so werden wir uns niemals in dem vergeblichen Bestreben abmühen, die Gegenwart nach unserem Dünkel zu gestalten, aber wohl werden wir es ver-

mögen, der nahen Zukunft den Schleier zu lüpfen. Wer mit der Zeit leben, sie nutzen will, der muß diese Zeit, und was in ihr vorgeht, nicht nur beobachten, sondern auch überschauen; aber zugleich alle übrige Relationen seiner menschlichen Natur mit Wärme, ja mit Gemüthlichkeit festhalten, damit nicht über dem Einzelnen alles Uebrige, und das Beste, verloren gehe. Weil wir jenes nicht thun, dieses als zu enge oder geringfügig vernachlässigen, leben wir in Unzufriedenheit, hadern mit der Vorsehung und wollen die Dinge nach unserm Willen bessern. Wir begreifen weder die Zeit, noch uns in derselben.

Der Gegenstand, welchen die Ueberschrift dieses kleinen Aufsatzes angiebt, gehört auch zu denen, welche seit langer Zeit bald von dieser, bald von jener Seite, aber immer vereinzelt, ohne den nothwendigen Zusammenhang mit allen gleichzeitigen Erscheinungen, betrachtet sind. Daher so viele Irrthümer, so viele unreife Urtheile, so viele schiefe Maßregeln. Man hat den Getraidebau bald vorzüglich begünstigt, bald vernachlässigt; die Ausfuhr des Getraides bald erlaubt, bald mit Belohnungen ermuntert, dann wieder hart verpönt, und die Einfuhr durch Opfer zu begünstigen gesucht. Der Getraidehandel ist bald frei gelassen, bald wieder mit schweren Fesseln belastet. Diejenigen, welche alles dieses anordneten, haben sich sehr weise gedünkt; die Uebrigen haben bald diese, bald wieder jene Maßregel getadelt. Nach so vielfältigen Versuchen, so zahlreichen und widersprechenden Anordnungen, so heftigem Streite und so bitterem Tadel von allen Seiten, sollte man nun wohl berechtigt seyn, zu erwarten, daß die Frage völlig entschieden sei. Gleichwohl wird auch heute

noch, mit ungemilderter Heftigkeit, hier die unbedingte Handelsfreiheit, dort die Kornsperre gefordert. Daß man doch immer nur die Einzelheit, und in derselben sich selbst sieht!

Einen sehr auffallenden Beweis von dieser, wie es fast scheinen muß, unverbesserlichen Selbstsucht, hat ganz kürzlich wieder der Kontinent dadurch gegeben, daß er behauptete oder wohl gar forderte, daß Großbritannien seine Korngesetze abändern, die Einfuhr ganz frei geben, und so den deutschen Kornprovinzen möglich machen sollte, ihr Getraide zu hohen Preisen zu verschiffen. Man glaubte an den Liberalismus des brittischen Gouvernements, welcher sich zu einem hohen Kosmopolitismus erheben sollte, um brittische Gesetze nach dem Vortheile der Deutschen zu modeln, unangesehen, daß die brittische Landwirthschaft dabei zu Grunde gehen dürfte. Das wäre wohl der ärgste Germanismus, der in England auftauchen könnte; und doch ist daran geglaubt, doch sind Hoffnungen darauf gegründet worden; — ja man hat wohl gar Ansprüche an diplomatische Einwirkungen gemacht, damit die brittische Verwaltung bewogen werde, England in eine Abhängigkeit von der deutschen Getraide-Produktion zu setzen.

Der Wunsch, den Kornprovinzen einen raschen und gesicherten Absatz ihrer Produkte zu verschaffen, ist sehr natürlich; allein die dringende Heftigkeit, womit er vorgeschoben wird, obgleich es in die Augen fällt, daß alle Umstände sich der Erfüllung desselben widersetzen, und die Hartnäckigkeit, womit er dennoch, gleichsam der Natur zum Trotz, durchgeführt werden soll, ist ein betrübendes Zeichen für den Zustand jener Provinzen, weil daraus auf

die Hülflosigkeit derselben bei dem Ausfalle des Getraide-handels geschlossen werden muß. In der That ist es sehr betrübend, daß ein Land die einzige Hülfsquelle seiner Erhaltung verlieren soll, und also zu Grunde gehen muß, wenn keine andere Auswege entdeckt werden; allein eben so nutzlos ist es, diesen Verlust, wenn er schon eintritt, hinter eitlen Hoffnungen und unthätigen Wünschen verbergen zu wollen. Es ist sogar schädlich; eine Gefahr, deren wir Meister zu werden hoffen wollen, müssen wir keck und scharf ins Auge fassen; uns dieselbe verheimlichen, ist das sicherste Mittel ihr Opfer zu werden. So wollen wir sie denn getrost anschauen.

Die Küstenländer der Ost- und Nordsee versorgten in früherer Zeit Schweden, Norwegen, England, Holland, Frankreich und Spanien mit ihrem Ueberfluß an Getraide, und dieser Verkehr war so regelmäßig, daß man in jenen Kornprovinzen fast allein der Landwirthschaft oblag, und jede andere Produktion oder Veredlung vernachlässigte. An diesen Küsten waren Häfen, in welchen große Vorräthe vorhanden waren, neue stets aufgehäuft wurden, die sich im lebhaftesten Handel bald wieder auflöseten. Während drei und zwanzigjähriger Unruhen und Kriege, welche als Folge der französischen Revolution ganz Europa aus seiner Axe hoben, wurde der Landbau in Frankreich, schon früher nicht ergiebig genug um das Bedürfniß der Franzosen zu befriedigen, wesentlich vernachlässigt; Englands Manufakturen und Fabriken machten Riesenschritte, denen die Verbesserungen des Landbaus bei weitem nicht nachkommen konnten, und die Bevölkerung in den gewerbtreibenden Klassen nahm in einem sehr großen Verhältniß gegen die

Volksmenge der Landbebauer zu. Der Krieg verzehrte ungeheure Massen von Getraide, nicht nur durch vermehrte Konsumtion, sondern auch durch schonungslose Vernichtung der Saaten. Je länger diese Bedingungen vorwalteten, desto größer wurde ihr Einfluß, desto fühlbarer der Mangel an Lebensbedürfnissen in einem großen Theile des westlichen Europa. Die Küstenländer der Ost- und Nordsee wurden zu Vorrathskammern für das Umwälzung und Krieg athmende Frankreich, für die verheerten Rheingegenden und das kunst- und industriereiche England. Im Schatten des Friedens gedieh der heimische Ackerbau jener Provinzen in dem Maße, als die Nachfrage nach ihrem Ueberflusse zunahm; weise Gesetze beförderten und begünstigten die verbesserte, die erweiterte Kultur des Bodens, und die Masse der Erzeugnisse wuchs in steigendem Verhältnisse. Vorzüglich galt dieses für die preußischen Provinzen, auf welche im Anfange dieses Jahrhunderts durch eine sehr erfolgreiche Gesetzgebung gewirkt wurde. Man kann mit vollem Rechte von dieser sagen, was zu Anfange der Regierung des Großherzogs Leopold von Toskana gesagt wurde: le savissime leggi frumentarie hanno di subito ravvivata la languente cultura dei grani, e si e veduta destinata alla sementa tanta terra, ingombrata finora della quasi sterile guercia *). So gelangten jene Küstenländer zu einem, durch das Bedürfniß gesteigerten, durch die Zeit konsolidirten Getraidehandel, dem es der Fleiß der Ackerbauer nie an dem Gegenstande

*) Raggionamento sul commercio, arti e manifattura della Toscana 1781.

des Verkehrs fehlen ließ. Fast eine Generation hindurch dauerte dieser Zustand, und dieser lange Besitz schien ein Verjährungsrecht zu begründen; man bauete den Acker für andere, und ließ durch andere für sich weben.

Nachdem jedoch das Schwert der Vernichtung durch das Schwert der Vergeltung zurückgedrängt, und beide zur Pflugschaar umgewandelt worden, haben sich andre wirthschaftliche Bedingungen der Völker entwickelt, die den Getraidehandel der Nordländer ungemein beschränken. Die große Erschöpfung nach einem vieljährigen, mit hoher Erbitterung und mit der äußersten Kraftanstrengung durchgeführten Kampfe, ist bei allen europäischen Völkern tief empfunden; man kehrte, wie nach einem langen Rausche, zur Besinnung, zur Selbsterkenntniß zurück, und das erste Ergebniß derselben war der Wunsch, die hingeopferten Kräfte wieder zu sammeln. Daher das ganz allgemeine Streben nach Selbstständigkeit, nach Unabhängigkeit von allen andern Völkern, vorzüglich in Beziehung auf die ersten Bedürfnisse des Lebens. Und daher denn auch die ganz natürlichen Bemühungen, die agrikultorischen Beschäftigungen möglichst zu heben, um die Masse der ländlichen Produkte mit den einheimischen Bedürfnissen ins Gleichgewicht zu setzen.

Es ist unnöthig zu untersuchen, ob es gut ist, und irgend einem Volke in Wahrheit frommt, sich so ganz in sich selbst genügen zu können, und nichts von dem zu bedürfen, was andere hervorbringen. Die Antwort hierauf kann leicht ein Jeder geben, der den Zusammenhang und die Wechselwirkungen der Ereignisse überschaut. Großbritannien selbst, welches den Versuch gemacht hat, niemandem

geben,

geben, aber von allen nehmen zu wollen — ein Versuch, der die Küstenländer der Ost- und Nordsee, am empfindlichsten traf — Großbritannien hat erkannt, und bekennen müssen, daß es keinen Verkäufer geben kann, wenn es keinen Käufer giebt. Als der Minister Canning im Jahre 1824 die Frage über die Korngesetze zur Sprache brachte, rieth er dazu, dem fremden Getraide unter Königs Schloß die Einfuhr, oder den offenen Markt zu gestatten, und motivirte seinen Antrag damit, daß die Fremden ihr Getraide doch verkaufen müßten um Geld zu erhalten, womit sie die brittischen Produkte bezahlen könnten. Ungeachtet dieses naiven Bekenntnisses hat der Geist der Zeit eine entschiedene und alles überwiegende Richtung dahin genommen, daß jedes Land eine möglichst vollkommne Unabhängigkeit von den Erzeugnissen der übrigen Welt zu erringen strebt. Wohl mögen die Staatsverwaltungen selbst auf mehr als eine Weise dahin gewirkt haben, die Idee der wirthschaftlichen und kommerziellen Unabhängigkeit zu nationalisiren; allein gegenwärtig ist diese Idee mehr oder weniger Volksglaube geworden, und wenn es auch nunmehr erkannt werden mag, daß dieselben auf unhaltbaren, auf ganz antisozialen Voraussetzungen beruhet: so ist sie doch nicht eher wieder auszurotten, bis sie sich gerächt, und den Völkern durch ihren eigenen Schaden die Ueberzeugung gegeben hat, wie sehr sie das gesellschaftliche Leben bedrohet. Selbst die Gesetzgeber werden von der beschleunigenden Bewegung, wozu sie den Antrieb und die Richtung gegeben haben, mit fortgerissen; das bessere Erkenntniß reicht nicht mehr hin, um Rückschritte zu thun, und wenn der Anstoß einmal gegeben ist, so üben die

Wechselwirkungen des produktiven, industriellen und kommerziellen Lebens einen so großen Einfluß auf die Gesetzgebung und die Verwaltung aus, daß die richtigsten Grundsätze erkannt werden können, dennoch aber davon abgewichen werden muß.

Dies ist genau der Fall, in welchem sich Großbritannien befindet. Seit der Revolution (1689) ist die Handelspolitik dieses Landes, mit Bezug auf das Getraide, stets von dem Grundsatz ausgegangen, daß die zu niedrigen Preise dem Lande nachtheilig sind, und es hat diesem Uebel theils durch Einfuhrverbote, theils durch Prämien auf die Ausfuhr entgegengewirkt *). Das Gesetz (act. of part.), wodurch diese Bestimmungen erlassen wurden, war im Jahre 1689 gegeben, und wurde bis zum Jahre 1756 beobachtet. Von diesem letzten Zeitpunkte ab bis zum Jahre 1774 trat ein schwankendes System ein, indem man sich durch die höhern Getraidepreise veranlaßt fand, die Ausfuhr zu verbieten, dann wieder bei dem Sinken der Preise zu gestatten, und so fort Verbot und Erlaubniß mit einander abwechseln ließ, wie es die Marktpreise zu erfordern schienen. Dies Verfahren konnte jedoch nur von den nachtheiligsten Folgen, sowohl für den Getraidehandel, als für die Produktion selbst seyn; auch hier bestätigte sich die allgemeine Erfahrung, daß die Einmischung der öffentlichen Verwaltungen in das eigenthümliche Privatleben, und das Bestreben derselben, die inneren Verhältnisse der bürgerlichen Thätigkeiten vormundschaftlich regeln zu wollen, Störungen hervorbringt, die unfehlbar

---

*) Arth. Yourg. polihical arithmetic. London 1774.

der Entwicklung aller Kultur hemmend entgegen treten. Im Jahre 1774 wurde daher das frühere Gesetz mit einigen Modifikationen erneuert, und festgesetzt, daß die Einfuhr des fremden Getraides zollfrei erlaubt seyn solle, wenn für Waizen mehr als 48 Sh., für Roggen mehr als 32 Sh. gefordert werde, und daß die Ausfuhr mit Prämien begünstigt werden solle, wenn für Waizen weniger als 44 Sh., für Roggen weniger als 28 Sh. per Quarter gezahlt würde. Diese Bestimmungen sind zwar bis zum Jahre 1790 beibehalten, jedoch in späteren Jahren wenig zur Anwendung gekommen; der nordamerikanische Krieg von 1776 bis 1783, sodann seit 1793 die französischen Unruhen und Kriege, haben die Getraidepreise bis zum Jahre 1820 weit über die, der Einfuhr in England gesetzte Gränze gehoben, und es ist selten zu einem Verbot gegen fremdes Getraide gekommen. Im Jahre 1791 veränderte man das Gesetz dahin, daß dem fremden Getraide (Waizen) ein Eingangszoll auferlegt wurde, welcher 4¼ Sh. St. betrug, wenn der Quarter unter 50 Sh. St. galt, auf 2½ Sh. St. herabging, wenn der Waizen zwischen 50 und 54 Sh. St. kostete, und nur noch 6 Pence betrug, wenn der Preis des Waizens über 54 Sh. St. stieg. Vom Jahre 1796 an bis zum Jahre 1801 wurden sogar Prämien auf die Einfuhr bewilligt. Noch weit mehr, als jene äußern Verhältnisse und diese Begünstigungen, hat die ungemein reiche Entfaltung des inneren gewerblichen Lebens in Großbritannien, auf die Steigerung der Getraidepreise eingewirkt: durch die beschleunigte Vervollkommnung aller Zweige des veredelnden Kunstfleisses, hat sich die innere Konsumtion in einem weit größeren Verhältniß ver-

mehrt, als die Produktion der Landwirthschaft, ungeachtet auch diese sehr wichtige und weit verbreitete Verbesserungen erfahren hat. Das Mißverhältniß zwischen Erzeugung und Veredlung, welches, trotz aller rühmlichen Bestrebungen der vortrefflichen Agronomen A. Young, Arbuthnot und anderer, nicht hat aufgehoben werden können, ist die natürliche Ursache hoher Getraidepreise und einer fast ununterbrochenen Korneinfuhr gewesen, wobei im Grunde Großbritannien nicht minder, als das feste Land, und vorzüglich die Küstenländer der Ost- und Nordsee, gewonnen haben.

Außer diesen äußeren und inneren Verhältnissen ist aber noch ein anderer Umstand, der vielleicht weniger in Betracht gezogen ist, aber nach meiner Ansicht ebenfalls wesentlich zur Steigerung der Getraidepreise gewirkt hat, und überdem verhindert, daß dieselben nicht wieder zu den frühern Mittelpreisen herabgehen können, ohne die größten Verlegenheiten für die Grundbesitzer und die ackerbauende Klasse herbeizuführen, woraus denn die lautesten Klagen und die heftigsten Reibungen bei den Verhandlungen über die Korngesetze entstehen. Dieser Umstand ist der brittische Geldreichthum, worüber ich einige Worte einschalten will.

Der Geldreichthum eines Landes oder Volks ist zwiefacher Art; die eine wird durch das baare, zählbare Kapital oder dessen Stellvertreter gebildet, die andere durch die Zirkulation verwirklicht, und mit der Beschleunigung derselben vermehrt. Das baare Geld ist, nach einer Vergleichung der Angaben von J. Sinclair und Colquhoun, in den Jahren 1790 bis 1810 von 63 auf 80 Millionen Pf. Sterl. angewachsen, und im Jahre 1815 betrug die

zirkulirende Geldmasse nahe an 92 Millionen. Hierzu kommen die Schatzkammerscheine, welche während Pitts Administration nicht selten zwischen 50 und 60 Millionen betrugen, und als zirkulirendes Medium im Handel und großen Verkehr dienten, wie solches auch noch jetzt der Fall ist. Es ist zwar wahr, daß der größte Theil dieser Zahlmittel nicht in klingender Münze bestand, und daß das Papiergeld im Handel nach und nach bis 10 Prozent gegen Gold und Silber verlor, so daß 66 Millionen Papier, welche Colquhoun angiebt, nur den Kaufwerth von 60 Millionen hatten; allein nichts desto weniger half dieses Papier dem Bedürfniß der Zirkulation nach seinem Nennwerthe ab. Diese Vermehrung der Zahlmittel um ein Drittel bis zur Hälfte, verursachte natürlich, daß sich in jeder Hand eine größere und steigende Masse Geld befand; und weil der größte Theil der Menschen spät oder gar nicht darauf verfällt, den größern Erwerb, der nach Befriedigung der gewöhnlichen Bedürfnisse übrig bleibt, als Ersparniß zurückzulegen, so entstand in der ganzen arbeitenden Klasse ein höheres Wohlleben. Mehr Bedürfnisse erfordern eine gesteigerte Produktion, mehr Arbeit, eine beschleunigte Zirkulation; und so brachte die größere Masse der umlaufenden Zahlmittel auch schon die zweite Art des Reichthums hervor. Diese aber hatte noch ganz andere und weit wichtigere Quellen.

Es ist zwar nicht möglich anzugeben, um wie viel sich Handel und Verkehr, in Zahlen ausgedrückt, seit 30 Jahren in England vermehrt haben; allein wir haben doch manche Data der brittischen Handels- und Finanz-Statistik, woraus sich auf eine ungemeine Steigerung der

Zirkulation schließen läßt. Nach den Angaben des Colquhoun (policy of London etc.) betrug die Summe der Ein- und Ausfuhr in den englischen Häfen im Jahre 1793 . . . 37,170,000 Pf. St., im Jahre 1798 schon 53,140,000, wozu noch 7 Millionen im Küstenhandel von der Themse aus kamen, so daß der Verkehr des großen Handels nur allein in diesen 7 Jahren um 16 Millionen Pf. St. zugenommen hatte. Seit Colquhoun seine Polizei von London schrieb, bis zum Jahre 1824, fehlt mir zwar eine tabellarische Handels-Statistik, allein ich bemerke, daß die Zoll- und Akzise-Einnahme im Jahre 1798 zu ungefähr 9 Millionen angegeben wurde, im Jahre 1824 dagegen mit 35,353,000 im Budget aufgeführt steht. Im Anfange des Jahres 1826 gab der Kanzler der Schatzkammer, Mr. Robinson, diese Einnahme sogar zu 37,446,000 Pf. St. an. Welche erstaunliche Vermehrung des Handels und der Schifffahrt setzen diese Angaben voraus, und welche außerordentliche Wirkung muß sich von diesem überschwänglichen Verkehr in den Häfen über alle Zweige des produktiven und industriellen Lebens im Innern des Landes verbreitet haben! Um nur einen einzigen Beweis von der kaum glaublichen Steigerung der brittischen Industrie, selbst in den minder wichtigen Zweigen, welche früher mehr dem Auslande, und namentlich den Deutschen überlassen blieb, zu geben, möge hier bemerkt werden, daß England im Jahre 1824 nicht weniger als 60 Millionen Yards, oder ungefähr 90 Millionen Ellen Leinwand ausführte, wogegen die ganze Einfuhr an deutscher Leinwand, Drell und Damast nur kaum 50,000 Ellen betrug. So hat sich England aller Theile der Industrie bemeistert,

eine erstaunliche Masse von Arbeit hervorgerufen, seine Bevölkerung (ungeachtet aller Emigration und Transportation) um ein starkes Drittel vermehrt, und eine Zirkulation zu Wege gebracht, für deren Beschleunigung der Maßstab fehlt.

Wie groß aber auch die Wirkung hiervon auf den Reichthum von England gewesen ist, so ist sie doch noch nicht die einzige. Die Staatsverwaltung selbst hat durch die außerordentlichen Anstrengungen, womit sie den Kampf um Englands Daseyn durchführen mußte, zur Vermehrung der Geldmittel im Volke ungemein viel beigetragen. Nach Hamilton's Angaben hat die Schatzkammer von 1793 bis 1815 eine Real-Schuld von 573,527,788 Pf. Sterling gemacht, und dafür in Staatspapieren nach dem Nennwerth 867,891,785 Pf. St. verschrieben. Von dieser ungeheuren Summe verwendete der Staat zur Kriegführung während 22 Jahren, ebenfalls nach Hamilton's Angabe, 397 Millionen, nach anderen etwas über 400 Millionen Pf. St. Real-Werth, und dieses Geld, obwohl am Ende unproduktiv verzehrt, hat doch zuvor als ein mächtiger Hebel für die Zirkulation gedient. In den Jahren 1813 bis 1815 sind jährlich 34 Millionen Pf. St. Real-Werth bloß auf den Krieg verwandt. Aber nachdem alle diese Summen eine unzählige Menge von Händen beschäftigt haben, und freilich zuletzt zerstört sind: so ist davon dennoch ein anderer bleibender Erfolg für den Geldreichthum von Großbritannien zurückgeblieben, welcher in der Zinszahlung für die Staatsschuld besteht. Die Kosten, welche diese Schuld der Schatzkammer verursacht hat, sind in mehreren Jahren weit über 40 Millionen

angewachsen, und noch im Budget des Jahres 1826 erscheinen sie mit 33,532,421 Pf. Sterl. worunter freilich 5½ Million Pf. St. für die Tilgungs-Kasse begriffen sind. Ohne die letztere beträgt die jährliche Zinszahlung aber dennoch 27,967,186 Pf. St., welche sich in der Zirkulation mit herum bewegen *).

Nehmen wir alle diese Momente des brittischen Geldreichthums zusammen, so kann es nicht mehr auffallend seyn, wenn wir in jenem Lande außerordentlichen Ueberfluß, außerordentliche Verschwendungen und außerordentliche Preise aller Bedürfnisse wahrnehmen. Das Geld hat dort einen anderen Werth, d. h. es steht in einem andern Verhältniß zu den Bedürfnissen, als bei uns. Eben deßhalb müssen auch die Getraidepreise in England höher stehen, als auf dem festen Lande, namentlich an den Küsten der Ost- und Nordsee; und wie dieses eine nothwendige Folge aller Mittel des gesellschaftlichen Lebens in England sei, dies wollte ich durch die gegenwärtige Einschaltung nachweisen. Wir können und dürfen unsre Preise mit den brittischen nicht vergleichen; nicht etwa darum, daß wir uns arm dünken sollten; die Völker sind nicht arm, weil sie weniger Geld haben, sondern nur dann sind sie es, wenn ihre Bedürfnisse mit den Mitteln zu ihrer Befriedigung aus dem Gleichgewichte kommen. Aber wir können unsre Preise nicht mit den brittischen vergleichen, weil wir einen andern Maßstab dafür haben.

Unterdessen ist dieser Maßstab nicht unveränderlich, und die Veränderlichkeit desselben führt auch in England

---

*) An inquiry concarning the national debt et cet.

schon jetzt bedenkliche Verhältnisse herbei. Der Krieg hat aufgehört; die mächtige Spannung, worin derselbe alles zur höchsten Anstrengung versetzt hatte, hat allmählig nachgelassen; die Bedingungen des Volks- und Staatslebens, welche gewaltsam wie aus ihren Angeln verschoben waren, sind nach und nach wieder in ihre Fugen gebracht, und alles ist nach seinen natürlichen Verhältnissen wieder in die geregelte Bahn zurückgekehrt. Englands Alleinhandel hat aufgehört, Englands Industrie versorgt nicht mehr den ganzen Erdball; auch andre Völker wollen handeln und schiffen, an der Esse schmieden, am Webestuhl wirken. So wie nun auf der einen Seite durch den Frieden eine unendliche Masse von Beschäftigungen, welche der Krieg hervorgerufen hatte, abgelöset worden ist, so hat auf der andern Seite die unvermeidliche Theilnahme des ganzen übrigen Europa und des amerikanischen Kontinents an den Gewerben, der Schifffahrt und dem Handel sehr viele, seit 25 Jahren fast allein brittische Arbeit in Anspruch genommen. Dazu kommt noch, daß die europäischen Staaten, in ihrer Finanz zerrüttet, in ihren bürgerlichen Beziehungen, ja sehr häufig selbst in ihrem Familienleben gestört, ermattet und ausgesogen, die Nothwendigkeit erkannt haben, ihre Bedürfnisse zu beschränken, und durch häuslichen Fleiß, durch innere Sparsamkeit wieder zu gewinnen, was durch das, alle echt-gesellschaftliche Verhältnisse zerstörende System aufgedrungener Fremdherrschaft verloren ging. Alle diese Umstände haben sich gewissermaßen in dem einen Brennpunkt vereinigt, in welchem eine übergroße Masse von Arbeiten und Beschäftigungen jeder Art aufgelöset, zerstreuet, zum Theil sogar vernichtet worden

sind. Die hieraus entstandene Leere hat für England die größten Verlegenheiten herbeigeführt, weil eine ungemein zahlreiche Klasse von Arbeitern dadurch ihre Beschäftigung und ihren Erwerb verloren hatte, und zu keinem andern geschickt, als zu dem eigenthümlich erlernten, ein Geschrei der Noth erhob, welches zwar in sich sinnlos, dennoch sehr vielen ruhigen Bürgern verderblich wurde, und selbst den Gleichmuth der Verwaltung erschütterte. Die Zirkulation erlitt einen gewaltigen Ausfall, und in so weit sie noch fortgesetzt wurde, geschah es mit verzögerter Bewegung. Die Masse der Zahlmittel, welche im raschen und gesteigerten Umlaufe ihre Anwendung gefunden hatte, wurde mehr und mehr aus demselben abgelöset, und kehrte in die Hände weniger geldreicher Personen zurück, die durch den Ueberfluß belästigt, dennoch keinen Gebrauch für denselben fanden. Das Land war reicher, als früher; aber das Volk erschien arm, weil es nur durch die Umzählung zum momentanen Besitze des Geldes gelangt, und die Preise aller Bedürfnisse in ihrer unveränderten Höhe wurden für die Volksmasse eben so drückend, als die öffentlichen Abgaben unerschwinglich wurden. Die ungeheuere Anhäufung der Reichthümer in den Händen Einzelner, oder weniger Familien, zeigte sich daneben in einem desto grellern Gegensatze zu der hülflosen Dürftigkeit der großen Masse in den arbeitenden Klassen, je mehr diese Reichthümer sich aus der schleppenden Zirkulation verloren, und nur noch dem Uebermuthe oder dem üppigen Wohlleben zur Nahrung dienten. Durch dieses äußerst bedenkliche Symptom der National-Wirthschaft, und nicht durch das eben so sinnlose als strafbare Unwesen der Ludditen, wurde die

Verwaltung dringend aufgefordert, alle Kräfte des Staats und reicher Freunde des Vaterlands aufzubieten, um Beschäftigungen hervorzurufen, wodurch der arbeitenden Klasse ein Erwerb dargeboten würde, der mit den Preisen der Lebensbedürfnisse in einigem Verhältnisse stände. Das war eine erkünstelte Zirkulation; aber sie linderte wenigstens die augenblicklichen Uebel. Ein englischer Schriftsteller, den ich eben jetzt nicht anzugeben weiß, sagt sehr richtig: the inequality in the distribution of the riches is in a great masure prejudicious to the flourishiag situation of a nation, in so much as a proper quantity of money ought to be in every hand that can promote a quantity of labour. To distribute the riches of few opulent men over the great mafs of a labouring and industrious people, at least by way of circulation, is a dilemma, the solution of which would be of the highest value both for the wealth of the nation and the increase of the public revenue. Die Wichtigkeit dieser Aufgabe wurde gewiß lebhaft empfunden, konnte jedoch, bei der eintretenden Stockung der Gewerbe durch so prekaire Mittel nur unvollständig gelöset werden. Der Preis der Arbeit sank fortwährend mit der zunehmenden Zahl unbeschäftigter Hände, und in einem Verhältnisse, welchem die Preise der Bedürfnisse des Lebens nicht nachfolgen konnten oder durften.

Ein Mittelweg mußte entdeckt werden, ein solcher, wobei die sinkenden Gewerbe sich erhalten konnten, ohne den Ackerbau alle Ermunterung zu rauben. Aber hier traten streitende Interessen gegen einander auf; die hohen Getraidepreise konnten nicht bestehen, wenn die ganze er-

staunliche Masse der Fabrikarbeiter dem Hungertode entgehen sollte, und auf der andern Seite mußten der Landwirthschaft solche Preise gesichert werden, welche dem Zustande derselben, so wie den Ansprüchen angemessen waren, die von dem Grundherrn sowohl, als von dem gemeinen Wesen in vielfacher Beziehung gemacht wurden. Das fremde Getraide auf die Hälfte des Werths und noch tiefer herabgesunken, durfte nicht mehr auf den Märkten erscheinen, wenn der brittische Landmann noch ferner auf denselben erscheinen sollte. Dies war die erste und wichtigste Rücksicht auch schon deßhalb, weil das sogenannte landed Interest die mächtigsten Vertreter in den öffentlichen Verhandlungen hat; allein auf der andern Seite mußte erwogen werden, daß der deutsche Kaufmann keine Einkäufe machen konnte, wenn ihm sein Getraide nicht abgenommen wurde. Von welchem Einflusse aber dieses auf die Gewerbe und den Handel von England seyn mußte, kann man daraus abnehmen, daß die Gesammtmasse des Verkehrs zwischen England, Deutschland und Preußen im Jahre 1798 — nach Colquhoun — bloß von London aus 11,260,000 Pf. St. betrug, wogegen derselbe Verkehr in demselben Jahre mit Ostindien nur 10½ Million, mit Westindien 11 Millionen, und mit Nordamerika noch nicht ganz 5½ Million Pf. St. machte. Man fiel daher zunächst auf das Mittel, das fremde Getraide gegen einen solchen Zoll zuzulassen, der den Unterschied zwischen den Produktionskosten in Deutschland und dem Preise auf dem Londoner Markte ungefähr ausglich. So legte man z. B. im Jahre 1822 einen Zoll von 10 Sh. St. auf 1 Quarter Gerste, d. h. etwa 20 Sgr. auf 1 Berl. Scheffel. Ein

solches Zollsystem mußte Beifall finden in einem Lande, welches den größten Theil der Staats-Einnahme aus den Zöllen und der Akzise bezieht *), und welches zu gleicher Zeit sowohl das brittische Getraide im Preise erhielt, als auch dem armen Deutschen etwas Geld in die Hand gab, um brittische Produkte einzukaufen. Den Gedanken verfolgend, zog man nähere genaue Nachrichten von den nothwendigen Preisen des deutschen Getraides, sowohl an den Produktionsorten als in den Häfen, ein, wozu bekanntlich ein Herr W. Jakob im Jahre 1825 vom brittischen Geheimenrath beauftragt wurde, die südlichen Küsten der Ostsee, besonders Preußen, sodann auch Polen u. s. w. zu bereisen. Die ganze Instruktion **), welche diesem Reisenden gegeben wurde, ist höchst merkwürdig; die nachstehenden Sätze aber geben einen vollständigen Aufschluß über das System, welches die brittische Staatsverwaltung ihrer Kornpolizei zum Grunde zu legen beabsichtigte. „Aus der Ansicht, welche Sie im Lande gewinnen, werden Sie beurtheilen, welche Vermehrung der Kultur wahrscheinlich entstehen würde, wenn durch eine Abänderung in unsern

---

*) Im Budget des Jahres 1826 ist die Einnahme überhaupt zu $52\frac{2}{7}$ Millionen Pf. St. angegeben, worunter Zölle und Akzise $37\frac{1}{2}$ Million Pf. St. betragen.

**) Diese Instruktion ist vor W. Jakob's Bericht an den brittischen Geheimenrath über Kornhandel und Kornbau im Norden von Europa, übersetzt von B. Richard, Aachen und Leipzig 1826, abgedruckt. Der Bericht selbst ist in vielfacher Beziehung, und ungeachtet mancher brittischen Einseitigkeiten, wohl auch verschiedener Mißgriffe oder Irrthümer, als ein merkwürdiges Aktenstück zu den Verhandlungen über Ackerbau, Kornpolizei und Handel anzusehen.

Gesetzen unsere Märkte beständig offen für das fremde Getraide bleiben; ferner, welche Wirkung die Ausdehnung der Kultur auf minder reiche Landtheile hervorbringen dürfte, indem Sie durch jedes Ihnen zu Gebote stehende Mittel sich bemühen, eine Abschätzung der vergrößerten Quantität zu erlangen, welche in Jahren mittlerer Fruchtbarkeit nach England eingeführt werden dürften. Da es nöthig seyn mag, einen festen Preis in England anzunehmen, um die eben verlangte Abschätzung anzufertigen, so wird gewünscht, daß Sie den ungefähren Preis von Waizen in England, von 60 bis 64 Sh. St. per Quarter, annehmen."

Das ist nun freilich eine sehr klare Sprache; Herr Jakob hat dieselbe im brittischen Geiste vollkommen begriffen. Sein ganzer Bericht dreht sich um die Fragen: welche Quantitäten Getraide sind aus den Häfen zwischen der Elbe und dem Niemen jährlich ausgeführt? Welche Wirkung hat eine vermehrte Ausfuhr auf die Kultur der Landschaften an den obern Strömen (besonders an der Weichsel) gehabt, oder kann sie wahrscheinlich haben, wenn die hohen Getraidepreise in England fortbestehn? Wie hoch belaufen sich die nothwendigen Kosten des Anbaues von Getraide (vorzüglich Waizen) im Innern des Landes, und welche Kosten erfordert der Transport bis zum Hafen von London? Die Antwort hierauf giebt derselbe summarisch dahin: „Der Kornhandel in den Häfen an der Weichsel (Danzig und Elbing) umfaßt ungefähr eben so große Quantitäten Getraide, als sämmtliche übrige Häfen östlich von der Elbe, mit Einschluß von Rußland und Dänmark; die größte Masse Getraide, welche von den

Häfen an der Weichsel ausgeführt wurde, betrug in den Jahren 1801 bis 1805, jährlich 55,000 Lasten Waizen und 21,600 Lasten Roggen, wovon 35,000 Lasten Waizen nach England gingen. In den vorhergehenden fünf Jahren, von 1796 bis 1800, wurden aus denselben Häfen jährlich 41,000 Lasten Waizen und 10,000 Lasten Roggen verschifft, wogegen in den nachfolgenden fünf Jahren, von 1821 bis 1825, jährlich nur 8350 Lasten Waizen und 2240 Lasten Roggen ausgeführt wurden. Ueberhaupt kann man annehmen, daß die jährliche Getraideausfuhr der Weichsel-Häfen in den hundert Jahren von 1688 bis 1788 an Waizen und Roggen zusammen zwischen 25 und 30,000 Lasten geschwankt hat. Daß diese Ausfuhr in den 10 Jahren von 1796 bis 1806 jährlich beinahe 64,000 Lasten betragen hat, ist dem Verfall des Ackerbaus in Frankreich, den inneren und äußeren Unruhen und Kriegen, so wie den fortwährenden Begünstigungen der Einfuhr in England, zuzuschreiben. Wenn diese oder ähnlich-wirkende Umstände dereinst wieder zusammentreffen sollten, so kann die Produktion (an der Weichsel) wiederum so sehr zunehmen, daß statt gewöhnlich 30,000 Lasten, wohl 50 bis 55,000 Lasten Getraide ausgeführt werden. Allein es ist ein Zeitraum von mehreren Jahren erforderlich, um den Ackerbau einen solchen Aufschwung zu geben. Wenn aber, wie es nun seit dem Jahre 1822 der Fall ist, die Produktions-Kosten nicht mehr erlangt werden können, so muß die Kultur des Getraides rückwärts gehen. Diese nothwendigen Produktions-Kosten aber sind für die preußischen Provinzen 105$\frac{3}{5}$r, für die polnischen 93$\frac{1}{3}$r und für die Gegend von Krakau 83$\frac{1}{3}$r. Alle Kosten der Ver-

schiffung u. s. w. betragen in Danzig und Elbing 36 r; die Transport-Kosten auf der Weichsel aber von Warschau 30 r und von Krakau 76 $\frac{2}{3}$ r. Wenn demnach die Last Waizen in London 141 $\frac{3}{5}$ r kostet, oder der Quarter zu 43 Sh. St. steht, so erhält der preußische Landwirth nichts mehr, als gerade die nothwendigen Produktions-Kosten, ohne allen Anreiz zur Kultur. Bei einem beständigen Preise von 60 bis 64 Sh. St. per Quarter könnte man das fremde Getraide mit einem Zoll von 10 bis 12 Sh. Sterl. belegen, und ziemlich sicher seyn, daß der Ackerbau in Preußen und Polen nicht merklich befördert werden würde."

Nach solchen Resultaten bearbeitete man nun das Projekt zu einem Korngesetze, wobei der Getraidehandel zwar eine nominelle Freiheit behalten, dem brittischen Getraide aber ein solcher fester Preis gesichert werden sollte, durch welchen das Interesse, sowohl des Ackerbauers als des Manufaktur-Arbeiters, gleichmäßig berücksichtigt würde. Diesen Preis nahm man zu 60 Sh. Sterl. per Quarter Waizen an, und legte dabei einen Eingangs-Zoll von 20 Sh. St. auf das fremde Getraide, so, daß derselbe bei steigendem Preise abnehmen, bei fallendem Preise zunehmen sollte. Wenn der Quarter Waizen 70 Sh. St. gilt, so soll der Zoll ganz aufhören, gilt er aber 56 Sh. St., so soll der Zoll 28 Sh. St. betragen. Für das Getraide, welches aus dem brittischen Nordamerika eingeführt wird, soll ein ermäßigter Zoll gegeben werden, welcher nur 5 Sh. Sterl. beträgt, so lange der Quarter Waizen nicht über 65 Sh. St. steigt; bei höheren Preisen wird nur ein Eingangszoll von 6 Pence bezahlt. Der Waizen ist die

Haupt-

Hauptfrucht in England, wonach sich die übrigen Getraidearten mehr oder weniger richten, für welche ähnliche Zollsätze nach demselben Prinzip festgesetzt sind.

Für die Kornausfuhr der Küstenländer an der Ost- und Nordsee hat nun dieses Gesetz folgende Wirkung: so lange der Waizen am Londner Markt unter 62 steht, wobei der Zoll 18 beträgt, erhält der fremde Kornhändler nur 44 Sh. oder 142⅓r für die Last Waizen, vorausgesetzt, daß der fremde Waizen auf dem englischen Markte eben so hoch bezahlt wird, wie der inländische, was jedoch sehr selten, und nur bei entschiedenem Mangel der Fall ist. Betragen nun die Transportkosten von Danzig, Elbing rc. nach London 36r, so ist der höchste Preis, welchen ein preußischer Produzent für seinen Waizen erhalten kann 106⅓ per Last, d. h. 22 Sgr. mehr als die nothwendigen Erzeugungskosten. Bei jedem niedrigen Stande der Getraidepreise in London werden diese letzten Kosten noch nicht einmal erlangt werden. Nun ist aber bei dem brittischen Korngesetze angenommen, daß der Waizen durchschnittlich nicht über 60 Sh. kosten werde, welches wohl das Resultat aller hierher gehörigen Kombinationen seyn wird (so wie die Preise gegenwärtig auch wirklich zwischen 58 und 56 wanken); und es ist demnach nicht möglich, Waizen nach England zu bringen, ohne eine überwiegende Wahrscheinlichkeit des Verlustes zu haben. Mit den andern Getraidearten wird es ungefähr eben so gehen. Roggen, Erbsen und Bohnen sollen bei dem Preise von 35 Sh. an Zoll 15 Sh. St. bezahlen, woraus folgt, daß die Last Roggen rc. nicht höher als 30r kommen kann. Sofern also die nothwendigen Produktions-Kosten für Roggen,

Erbsen und Bohnen mehr als 18$\frac{3}{4}$ Sgr. per Berliner Scheffel betragen, kann der preußische Landwirth kein Getraide dieser Art zur Verschiffung nach England verkaufen. Zu eben dem Preise muß auch die Gerste, der Hafer aber zu 10$\frac{5}{12}$ Sgr. produzirt werden können. Wenn aber auch dieses alles möglich seyn sollte, so würde der preußische oder deutsche Kornhändler dennoch die Konkurenz mit dem nordamerikanischen aus den brittischen Kolonien nicht aushalten können, da der letztere bei dem Waizen um 15, bei dem Roggen um 12, bei der Gerste um 7$\frac{1}{2}$ und bei dem Hafer um 5 Sh. St. per Quarter im Zoll begünstigt wird.

Nimmt man alles Vorstehende zusammen, so wird es nach meiner Meinung entschieden seyn, daß die Tendenz der im Werk begriffenen Gesetzgebung dahin gerichtet ist, der Einfuhr des fremden Getraides solche Hindernisse entgegenzustellen, welche bei allen mittlern Preisen einem Einfuhrverbot gleich kommen, und dieselbe nur für die Fälle des wirklichen Mangels, oder der Theuerung, dergestalt zuzulassen, daß dem Auftreiben der Preise oder dem Kornwucher begegnet werde. Diese Tendenz wird, da sie ganz aus dem Geiste der brittischen Verwaltung und aus dem Bedürfniß der National-Wirthschaft hervorgegangen ist, sehr wahrscheinlich festgehalten werden, wie man auch übrigens die besondern Bestimmungen des Gesetzes modifiziren mag. Man wird daher auch den ersten Zweck, die Ausschließung der deutschen Getraidehändler, gewiß erreichen. Soll auch der zweite, die Vorbeugung einer schädlichen Theuerung, erreicht werden, so wird es wohl durch die Mitwirkung der Korneinfuhr von dem brittischen Nord-

amerika, aber nicht vom europäischen Kontinente geschehen können.

Damit der Ackerbau, und namentlich die Korn-Produktion irgend eines Landes im Gleise erhalten, und nach und nach gehoben werde, müssen zwei Bedingungen erfüllt werden, welche darin bestehen, daß die Verkaufspreise wenigstens einen kleinen Ueberschuß über die Produktions-Kosten gewähren, und sodann, daß der leichte Absatz gesichert sei. Die letztere Bedingung ist noch wichtiger als die erste; denn, wenn der Landmann sich nur überzeugt, daß er für sein Getraide allemal und gewiß einen Käufer findet, so begnügt er sich allensfalls mit einem mäßigen Preise. Er kann wenigstens seine Rechnung machen, er schränkt sich ein, und er hat die Hoffnung, die Produktions-Kosten durch vermehrten Fleiß, durch sorgfältigere Kultur, durch verbesserte Geräthe oder ökonomische Einrichtungen zu vermindern, und auf diesem Wege seine Lage zu verbessern: — er hat doch einen Anreiz zur Fortsetzung seiner Wirthschaft. Fehlt aber der gesicherte Absatz, muß der Landmann von einem Markte zum andern wandern, um Käufer zu finden, täuscht ihn dennoch die Erwartung, und muß er gar sein Getraide auflagern, um es nicht wieder nach Hause zu schleppen: so wird er nothwendig muthlos. Ein zufällig höherer Preis entschädigt ihn nicht, wenn dagegen vielleicht der größere Theil seiner Ernbte unverkauft bleibt; denn er ist damit der Sorge für die Erhaltung seiner Wirthschaft nicht überhoben, sondern muß, um diesen wichtigen Zweck zu erreichen, sein unverkauftes Getraide für einen so niedrigen Preis hingeben, daß er am Ende dennoch Schaden leidet. Demnach muß eins

von beiden eintreten; entweder es finden sich auf dem Markte Käufer für jede Quantität Getraide, oder der Landwirth beschränkt seine Produktion auf das Bedürfniß der sichern Konsumtion. So sagt Jakob in seinem oben angeführten Berichte: „die Erfahrung hat gelehrt, daß der Waizen, so lange er in Warschau 100r per Last gilt, regelmäßig zu Markte kommt, daß aber bei niedrigeren Preisen die Zufuhr stockt, und die Produktion abnimmt."

Der Getraidehandel ist zwar ein lukratives, aber auch sehr mißliches Gewerbe, wobei große Reichthümer erworben, jedoch oft eben so schnell verscherzt werden. Wenn ein solcher Handel gedeihen soll, so muß derselbe nothwendig ganz frei, und es müssen überdies regelmäßige, ungestörte Wege des Absatzes gesichert seyn. Denn niemand giebt sich dazu her, die großen Kapitalien, welche zum Aufschütten des Getraides gehören, der Gefahr einer kostbaren Verzinsung durch Magaziniren und Bearbeitung des Getraides, oder gar des Verlustes durch Wurmfraß oder anderes Verderbniß auszusetzen, wenn nicht eine nahe Aussicht des Absatzes wenigstens in der Regel ist. Sind daher die gewöhnlichen und wahrscheinlichen Wege dieses Absatzes gesperrt, so können keine Kornhändler bestehen; die vorhandenen ziehen sich — oft mit großem Schaden — heraus, und suchen sich andre Zweige des Handels oder andere Beschäftigungen. Damit hört aber zugleich für den Landmann die Aussicht auf, einen offenen Markt für seine Produkte zu finden; und wenn dieser Zustand einige Zeit dauert, so ist es für eine noch längere Zeit um die Korn-Produktion geschehen. Kommt dann auch ein Jahr, in welchem der Mißwachs in einem fremden Lande die Aus-

sicht auf vortheilhaften Getraidehandel gewährt, so sind keine Vorräthe, keine Kornhändler vorhanden; denn niemand kann oder wird auf die Jahre des Mißwachses spekuliren. Aber noch mehr: es ist auch im Lande kein Vorrath an überschüssigem Getraide, weil der Landmann seine Produktion nothwendig in ein gewisses Gleichgewicht mit der gewöhnlichen Konsumtion setzen muß, und der Kornhandel wird in solchen Augenblicken unmöglich, wenn auch der Kaufmann vorhanden wäre.

Was hilft es also den Küstenländern an der Ost- und Nordsee, daß die brittischen Gesetze die Einfuhr des fremden Getraides zur Zeit einer Theuerung, die doch nur seltener eintritt, gestatten oder vortheilhaft machen, wenn die Benutzung solcher günstigen Augenblicke durch frühere und länger anhaltende Beschränkungen unmöglich geworden ist? Mit aller Anstrengung werden jene Küstenländer doch nur geringen Nutzen aus solchen transitorischen Begünstigungen ziehen; derselbe wird allenfalls Einzelnen zu gute kommen, kann aber niemals einen Handelszweig, noch auch das Gedeihen eines ackerbautreibenden Volks begründen. Der Kornhandel und die Korn-Produktion erfordern unbedingt einen Zustand der Stetigkeit, der Beharrung.

Sollten wir denn nicht besser thun, uns zu überzeugen, daß der Handel mit Getraide nach England durch alle nothwendige Verhältnisse in die Reihe derjenigen Dinge gestellt ist, welche unmöglich geworden sind?

Die französischen Gesetze liegen für den nordeuropäischen Getraidehandel in so fern noch ungünstiger, als sie die Einfuhr bis zu einem gewissen Preise durchaus verbieten. Ganz Frankreich ist rücksichtlich des Getraides in

vier Bezirke getheilt, für welche die Einfuhr verboten ist, so lange der Hektoliter Waizen weniger als 18, 20, 22 und 24 Fr. gilt. Der mittlere Preis hiervon ist 21 Fr., welcher überschritten werden muß, wenn fremdes Getraide eingeführt werden darf. Geschieht dieses, und ist der Preis z. B. 21½ Fr.: so beträgt derselbe für 1 Last Waizen 152r, 10 — 4 preuß. Kourt., welches einen geringen Reiz für ostseeische Kornhändler, aber ganz und gar keinen für die Produzenten abgiebt, da die Fracht- und Versicherungskosten nach den französischen Häfen wohl nur 4r per Last höher, als nach den brittischen Häfen, die nothwendigen Kosten also zu 145r, 18 Sgr., angeschlagen werden müssen. Seitdem diese Gesetzgebung besteht, d. i. in den letzten 9 Jahren, ist aber der Preis des Waizens in Frankreich noch nie so hoch gewesen, daß eine Einfuhr gestattet werden konnte; und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß er diese Höhe erreichen werde, wenn nicht irgend ein erheblicher Mißwachs in einem großen Theile von Frankreich eintritt. In einem solchen Falle bleibt aber noch die Frage übrig, in welchen Theilen dieses großen Landes die Theuerung herrscht; denn sind es die südlichen Provinzen welche leiden, so können sie durch die mitelländischen Seehäfen von Sizilien und den afrikanischen Küsten leichter und wohlfeiler mit Getraide versehen werden, als aus der Ostsee. Der Ackerbau hat in Frankreich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts durch die Aufhebung der Frohnen und die Vertheilung der Güter ungemein gewonnen; er ist noch im Zunehmen, und da es ihm nicht an Händen fehlt, der Werth des Geldes auch nicht so tief gefallen ist, als in England, so werden die Produktions-

Kosten für eine Last Waizen wohl nicht über 140r steigen, wenn sie diese Summe erreichen sollten. Das giebt noch nicht 20 Fr. für den Hektolitre, woraus sich denn ergiebt, daß der mittlere Preis in der Regel diejenige Gränze nicht erreicht, wobei die Einfuhr von Waizen gestattet wird.

Aus dieser gedrängten Zusammenstellung der Umstände müssen wir nun für die Küstenländer der Ost- und Nordsee den Schluß ziehen, daß ein Getraidehandel nach Frankreich bei den bestehenden Verhältnissen und nothwendigen Erfolgen unmöglich ist.

Wenn nun diese nördlichen See-Provinzen weder nach England, noch auch nach Frankreich Getraide bringen können, wohin wollen sie dasselbe denn verführen? Nicht nach Norwegen; dieses Land ist seit uralten Zeiten von Dänemark aus mit Getraide versorgt worden, welches nirgends einen bequemeren und sicherern Markt finden kann. Geographische Lage, alte Bündnisse, Familien-Verhältnisse, ja selbst gemeinschaftliches oder gegenseitiges Handels-Interesse begünstigen den dänischen Getraidehandel in den Häfen von Norwegen zu sehr, als daß preußisches oder norddeutsches Korn die Konkurrenz damit aushalten könnte. Ueberdem ist der Werth des Geldes in Norwegen seit längerer Zeit so sehr gestiegen, daß es selbst den Dänen schwer wird, erträgliche Preise für ihr Getraide zu erreichen; oft ist es nur durch eine Art von Barrat möglich, worauf keine andere Nation eingehen kann. — Nach Schweden kann eben so wenig Getraide gehen, da dieses Land sich nicht bloß bestrebt, sein Bedürfniß in dieser Beziehung selbst zu befriedigen, sondern sogar Getraide nach Livorno verschifft,

und der Welt damit den Beweis seines Ueberflusses hat geben wollen. — In Spanien und Portugal ist das Bedürfniß zweifelhaft, die Gesetzgebung schwankend, und diese Länder werden auch weit leichter vom Mittelmeere als von der Ostsee aus versorgt.

Der Stand der Kultur, die Richtung in welcher sich die Entwickelung derselben bewegt, und die eben dadurch entstandenen herrschenden Ansichten von den Forderungen der National-Wirthschaft, haben fast in ganz Europa den Grundsatz festgestellt, daß jedes Volk sich in seinen ersten Lebensbedürfnissen von allen andern unabhängig machen müsse: ein Grundsatz, der durch die allgemeine Erschöpfung nach einem vieljährigen harten Kampfe eine Nothwendigkeit erreicht zu haben scheint, woran alle andern Rücksichten oder Gründe scheitern. Es ist nicht gut, daß die Völker sich so von einander entfernen; sie sollten vielmehr die Berührungspunkte vervielfältigen, in welchen sie ihrer gegenseitigen Thätigkeit fortwährenden Antrieb geben, ihre Kenntnisse erweitern, ihre Genüsse vermehren und erhöhen, und dadurch ihren gesellschaftlichen Zwecken immer näher kommen könnten. Dies alles ist ohne Mittheilung nicht möglich; und wo dieselbe beschränkt wird, da werden auch die Fortschritte auf der Bahn der Menschenbildung gehemmt. Die Wahrheit hiervon ist zu ergreifend, als daß sie nicht lebendig erkannt werden sollte; dennoch — so streng ist das Gebot der Nothwendigkeit, so reißend der Strom der Begebenheiten — dennoch wird dagegen gehandelt. Europa's Völker entfernen sich von einander; und was suchen sie zum Ersatz für den milden Einfluß der Gemeinschaft mit gesitteten Völkern? Ihre Kultur,

ihre Kunst und ihre Wissenschaft in fernen Welttheilen auf rohe Stämme zu verpflanzen, um sich den augenblicklichen Vortheil eines überschätzten Goldgewinnes zu sichern! Bedenkt man aber auch, daß der Schleifstein, der dem rohen Granit die Politur giebt, selbst abgenutzt wird? — Indessen so ist es: diese Richtung nimmt der Strom der Zeit, auf dem wir schwimmen, und vergeblich würde das Bestreben seyn, ihm eine andere Bahn zu geben, oder sich selbst eine eigenthümliche zu schaffen. Wohin uns dieses am Ende führen wird, können wir wohl nicht ergründen, aber doch vielleicht die nächsten Ufer entdecken, woran wir uns retten oder wenigstens erholen können.

Mit der Abnahme des Getraidehandels ist eine rückgängige Bewegung in der Produktion, und — wenigstens von dieser Seite — der ganzen Landwirthschaft verbunden. Selbst diejenigen Länder, welche sich durch Zölle oder Verbote in einen Zustand der Unabhängigkeit von fremder Zufuhr setzen wollen, müssen nothwendig bald inne werden, daß ihre eigne Landwirthschaft eine nahe Gränze in dem einheimischen Bedürfniß findet. Sobald diese erreicht ist, stockt der Ackerbau, und es zeigen sich wiederum müssige Hände um so häufiger, je weniger Beschäftigung die Gewerbe, Manufakturen und Fabriken darbieten, für deren Erzeugnisse der auswärtige Markt fehlt *). Weit unmit-

*) Wie groß und schnell die Wirkung der Zu- und Abnahme der Gewerbe auf Bevölkerung und Konsumtion einer Stadt oder Gegend ist, beweiset unter vielen anderen Städten auch das so berühmt gewordene Birmingham. Zur Zeit der Revolution, 1690, zählte dieser Ort kaum 4000 Einwohner, im Jahre 1741 waren daselbst beinahe 25,000, und 1790 schon 74,000 Menschen. In dieser

telbarer ist aber freilich die Wirkung der Stockung des Kornhandels auf die Produktion des Landbaus in den ackerbautreibenden Ländern. Wenn für diese der auswärtige Absatz aufhört, wenn kein Kaufmann da ist, der die Ueberschüsse der Erndte aufnimmt: so hört auch sogleich der Reiz zur Fortsetzung der Korn-Produktion auf. Die vorhandenen Ueberschüsse werden um jeden Preis hingegeben, weil der Landmann sie versilbern muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen; die Preise sinken nicht nur wegen des absoluten Ueberflusses an Getraide, sondern auch wegen des relativen, welcher durch die verminderte Konsumtion entsteht. Wo irgend ein Gewerbe, irgend ein Verkehr stockt, da wird nothwendig eine verhältnißmässige Masse von Arbeit, als überschüssig, abgelöset: die dabei beschäftigten Menschen werden nahrungslos, beschränken ihre Bedürfnisse, verzehren so wenig als möglich, oder zerstreuen sich ganz und gar, um andre Wege des Erwerbs oder der Subsistenz aufzusuchen. Dieser nothwendige Erfolg wird gewiß auch da bemerkt, wo ein lebhafter Getraidehandel bestanden hat und aufhören muß; denn alle die Menschen, welche mit der Fracht, der Verladung, dem Messen, dem Aufschütten oder mit irgend einer andern Behandlung des Getraides beschäftigt waren, entbehren dieser Arbeiten, wodurch sie sich ernährten. Ob dieser Ausfall von Bedeutung sei, mag man aus den Angaben des vorhin angeführten Berichts von Jakob (deren Genauigkeit übrigens nicht verbürgt werden kann) abnehmen. Darnach betra-

---

letzten Periode nannte man Birmingham the toy-shop of Europe; allein die Gewerbe nahmen auch bald so sehr ab, daß im Jahre 1799 nicht mehr als 25,000 Einwohner darin waren.

gen die Unkosten des Getraidehandels nur in Danzig und von da nach London 33$\frac{2}{3}$r, und von Warschau nach Danzig 18$\frac{1}{3}$r für jede Last. Nun hat diese Stadt, nach einem Durchschnitt von 166 Jahren (von 1651 bis 1816) jährlich 28,000 Lasten Getraide ausgeführt, wodurch nur allein in dieser Stadt für Hülfsarbeiten bei diesem Handel eine Summe von jährlichen 942,600r in Umlauf gebracht ist. Diejenigen, welche dies Geld, diese Million, verdienten, verzehrten dasselbe auch, und verursachten dadurch allein schon eine beträchtliche Konsumtion, welche aufhört, oder doch sehr beschränkt wird, wenn die Quelle des Erwerbs versiegt. Legt man dazu, daß der Landmann, wenn er in der Stadt einen sichern Absatz seiner Erndte findet, sich gern den Genüssen des Lebens hingiebt, seine Bedürfnisse vermehrt, dieselben in der Stadt befriedigt, und dadurch wieder andere beschäftigt, welche ihren Erwerb daraus ziehen; betrachtet man endlich die Wirkung des kaufmännischen Gewinns, der zum Wohlleben, zum Ueberfluß reizt, und eine Menge von Händen beschäftigt, welche auch diese höhern und verfeinerten Genüsse befriedigen, und dadurch ihren Unterhalt gewinnen: so wird es wohl klar, wie sehr die ländliche Produktion durch alle diese vermehrten Bedürfnisse einer gesteigerten Menschenmasse befördert, und hingegen, wie sehr sie gelähmt oder rückwärts gedrängt wird, wenn mit dem Absterben des Verkehrs auch der ganze damit verbundene Erwerb hinschwindet. Brauche ich auch wohl noch auf das Bild der Städte und des sie umgebenden Landes zu verweisen, um die nur allzu traurige Wahrheit dieser Erfolge lebendig hinzustellen?

L'importance infinie du superflu est une idée,

sur laquelle on ne sauroit trop s'arreter, sagt Necker *) sehr wahr. Dieses ist einer von den wenigen Sätzen des Verfassers, welche einen großen, gewichtvollen Sinn haben, und mehr werth sind, als Necker vielleicht selbst gedacht hat. Es ist darin eine bedeutungsvolle Wahrheit für die ganze Volkswirthschaft enthalten, und dieselbe erstreckt sich auch auf die Produktion der Landwirthschaft, worauf sie in der angegebenen Schrift zunächst bezogen wurde. Es läßt sich in der That nicht nachweisen, und nicht einmal verständigerweise denken, daß irgend ein Land hinlänglich mit Getraide versehen sei, wenn es nicht einen gewissen, mehr oder weniger konstanten Ueberfluß daran hat. Ist die Produktion in genauem Gleichgewicht mit der Konsumtion, so reicht der geringste Ausfall hin, um Mangel und Verlegenheit zu erzeugen. In jedem Lande von einiger Ausdehnung fällt aber fast jährlich in diesem oder jenem Theile ein Mißrathen irgend einer Fruchtart ein; und es muß demnach eben so oft ein parzieller Mangel entstehen, wofern die Landwirthschaft im Ganzen auf jenes genaue Gleichgewicht eingerichtet ist. Tritt aber, wie es gleichfalls die Erfahrung eines jeden Landes lehrt, periodisch ein ausgedehnter Mißwachs ein: so wird die Verlegenheit schon viel größer, wofern nicht im Allgemeinen auf einen Ueberschuß der Produktion über das gewöhnliche Bedürfniß gerechnet werden kann. Es läßt sich daher mit strenger Wahrheit behaupten, daß da, wo nicht Ueberfluß ist, Mangel eintreten muß. Diese Wahrheit gilt für alle Erzeugnisse der Natur und Kunst, alle Entwickelungen in-

---

*) Sur la législation et le commerce des grains.

tellektueller Fakultäten, ja sogar für die gesellschaftliche Gesittigung und für die Veredlung der Sittlichkeit. Wer nicht Ueberfluß hat, darbt — aus dem ganz einfachen Grunde, weil das Genaue, das völlige Ebenmaß und Gleichgewicht nicht im Menschen liegt, und also aus menschlichen Anordnungen nicht hervorgehen kann. Es ist das erstrebte, doch nie erreichte Ziel der ganzen Welt der Erscheinungen: ein Ziel, von dem wir uns sicher entfernen, wenn wir im Untermaße bleiben, dem wir uns nur nähern können, indem wir das Maß überschreiten. Könnten wir uns die wunderbaren Wechselwirkungen der moralischen und physischen Welt entziffern, so würde uns auch dieses klar werden, was jetzt vielleicht den mehrsten als parador erscheint.

Ueberfluß muß seyn, auch in den agrikultorischen Erzeugnissen eines Landes, und auch dann, wenn dieses Land keinen Absatz davon an fremde Völker machen kann, sondern auf sein eigenes Bedürfniß beschränkt ist. Die Aufgabe wird aber dennoch bleiben, wie dieser Ueberfluß zu beschaffen, und als eine konstante Größe zu sichern sei: eine wahrlich sehr schwer zu lösende Aufgabe, wenn es an allem Anreiz zur Beförderung der ländlichen Betriebsamkeit fehlt. Dennoch ist es gewiß, daß der Anreiz ganz ausgeht, wenn die Unmöglichkeit eintritt, die Erzeugnisse des Bodens zu veräußern, und wenn zugleich jede Hoffnung schwindet, die Möglichkeit der Veräußerung wieder herbeizuführen. Dies ist aber der Fall, in welchem sich die Küstenländer der Ost- und Nordsee befinden, seitdem die Versendungen des Getraides bis auf Unbedeutenheiten aufgehört haben, und keine erneuerte Nachfrage zu er-

warten ist. Welche Aussicht bleibt denn diesen Ländern für ihren ökonomischen Bestand, und was könnte geschehen, um dennoch einen fortwährenden Ueberflüß, wodurch allein der Mangel abgewendet werden kann, zu sichern?

Streifen wir einmal die Hoffnung auf die Erneuerung des Getraidehandels mit fremden Völkern ganz ab, indem wir die Unmöglichkeit davon aus dem Zusammenhange der Erscheinungen und der Bedingungen des Lebens klar erkennen: was bleibt den ackerbautreibenden Völkern übrig? Die Antwort giebt Medea: moi! — moi dis-je, et c'est assés! Noch niemals unterlag ein Volk den schwierigsten Verhältnissen, den drohendsten Gefahren, so lange es sich selbst, seiner eigenen Kraft vertraute. Dies Vertrauen sicherte den Sieg über jedes Mißgeschick: mit demselben darf jeder Zukunft getrost entgegengesehen werden, wenn die Gegenwart sich zu trüben scheint.

Mag also den Küstenländern der Ost- und Nordsee die Aussicht auf einen günstigen Getraidehandel verschwinden, so bleiben ihnen dennoch innere eigne Hülfsmittel genug, den Verlust zu ersetzen, und es kommt nur darauf an, dieselben zu erforschen, zu erkennen und zu benutzen.

Vor allen Dingen müssen diese Fragen genügend beantwortet werden: welche Quellen des Erwerbs bietet die geographische Lage, und die klimatische Beschaffenheit des Landes dar? Zu welchen Arten der Produktion und des Gewerbfleisses eignet sich der Boden? Welche Hülfsmittel lassen sich aus den Sitten, der Lebensweise und dem National-Charakter des Volks für die Beförderung des veredelnden Kunstfleißes ziehen? Die Beantwortung dieser Fragen setzt allerdings eine sehr genaue Kenntniß des

Landes und seiner Bewohner voraus, oder, wenn diese nicht vorhanden seyn sollte, so giebt die lebhafte Ueberzeugung von der Bedeutung jener Fragen den Trieb und Sporn zur Erforschung dessen, was das Land gewährt, und was ihm Noth thut. Die Bemühung, welche mit Untersuchungen dieser Art verbunden ist, mag manches, oder auch recht viel Beschwerliches haben; aber sie trägt auch ihren Lohn für jeden mit sich, dem das gesellschaftliche Wohl der Menschen, oder seiner Mitbürger, als Sache des Gemüths werth und wichtig erscheint. Die geselligen und bürgerlichen Verhältnisse des Lebens wollen in der That mehr mit dem Gemüthe aufgefaßt, als mit dem Verstande gewürdigt seyn, wiewohl dem letztern allerdings zukommt, das gemüthlich Aufgefaßte in allen beziehenden Ergebnissen zusammenzustellen, zu ordnen, und ihm die Reife zu geben, wodurch es für wirthschaftliche Folgerungen geeignet wird. In dieser Gemüthlichkeit, Klarheit und Reife gewährt aber die Uebersicht des, durch alle äußern Bedingungen individualisirten Volkslebens, unendlich große Vortheile, wodurch die vorangegangene Mühe der Untersuchung sehr reichlich belohnt wird.

Nicht ungewöhnlich ist das Bestreben, diejenigen Erwerbszweige, welche an andern Orten, in andern Ländern, bei andern Völkern gedeihen und den Wohlstand derselben befördern, auch bei uns einzuführen, ohne daß dabei allemal eine Untersuchung vorangegangen wäre, ob sich auch das Fremdartige für uns schicke, ob es sich nationalisiren und akklimatisiren lasse. Der äußere Glanz, der die erste Einführung fremder Erfindungen oder Verbesserungen gewöhnlich begleitet, blendet nicht selten über den nachhaltigen

Erfolg; die ersten Bemühungen scheinen leicht, die ersten Opfer gering, neben der heitern Aussicht auf die reichern Erndten der Zukunft. Allein nachdem dieser Glanz durch nähere ruhige Prüfung zertheilt worden, bleibt oft nur die kalte Erfahrung zurück, daß doch das Ding bei uns, bei ganz verschiedenen Verhältnissen nicht gedeihen will, und der Schmerz tritt ein, der jeder vergeblichen Kraftanwendung folgen muß. Dazu gesellt sich sodann auch die Betrachtung von dem Nützlichen und Guten, welches durch eben diese Kraftanstrengung hätte bewirkt werden können, wenn sie auf solche Gegenstände gerichtet worden wäre, die den nationalen Bedingungen des Lebens zusagen konnten. Hätte man sich bemüht, jene Fragen über die Natur des Landes und des Volks umfassend und gründlich zu beantworten: so würde diese fruchtlose Anstrengung erspart, oder besser, in eine andre Richtung gebracht seyn. Es ist jedoch begreiflich nicht meine Meinung, das, was aus der Fremde kommt, zu verwerfen, oder den Werth desselben herabzusetzen, oder die Nationalisirung zu hemmen; vielmehr halte ich auch jetzt, wie bei manchen früheren Veranlassungen, dafür, daß es zu den schönsten und fruchtbarsten Erfolgen der Gemeinschaft der Völker durch den großen Verkehr gehöre, alles, was hier oder dort auftaucht, kennen zu lernen, und uns in so weit anzueignen, als es unserer Eigenthümlichkeit, wie sie durch Wohnort und Sitte, Empfänglichkeit und Bedürfniß bedingt ist, frommen kann.

Diese Würdigung des fremden Gewerbfleisses und seiner Fortschritte, das Urtheil über den Grad der Angemessenheit zur Verpflanzung auf einheimischen Boden, so wie

über

über die vorbereitete Empfänglichkeit des letztern für die exotische Pflanze — diese ist eine andere höchst wichtige Folge der Beantwortung jener Fragen. Sie fesselt die Wahl, und läßt nur das zu, was den Hülfsmitteln, dem Bedürfniß und dem Stande der Entwicklung des einheimischen Fleißes entspricht. Sie thut noch mehr: indem sie den Werth fremder Thätigkeit und ihrer vollendeten Resultate erkennt, entdeckt sie zugleich die Bedingungen, welchen genügt werden muß, bevor eben diese Ergebnisse in der Heimath erwartet werden dürfen, und urtheilt über die Möglichkeit, jene Bedingungen hervorzurufen, oder den gegebenen Zwecken anzupassen. Dadurch erhalten denn alle Bestrebungen eine wahrhaft nationelle Richtung, eine Gedeihlichkeit, wobei jede Kraftanwendung durch einen günstigen Erfolg in der Entwickelung der Volkswirthschaft belohnt wird.

Wenn dieses immer und überall beachtet wäre, wenn bei allem, was nachgeahmt oder aus der Ferne übertragen worden, erst recht erwogen wäre, wie viel oder wenig davon überhaupt für uns und unsern Kulturstand so brauchbar ist, daß wir unsre Kräfte mit Erfolg darauf verwenden können: so würde wohl mancher kostbare Versuch nicht gemacht seyn. Und wenn es immer recht deutlich erkannt würde, daß das gedeihlichste Leben allemal aus der innern Entwickelung der Fähigkeiten, Kräfte und Fertigkeiten hervorgeht, daß diese Entwickelung nur dann in gesicherter Bahn fortschreitet, wenn sie das Material ihrer Thätigkeit nahe vorfindet: so mögte wohl die Ueberzeugung mehr und mehr Raum gewinnen, daß auch die National-Wirthschaft in jedem Lande ihre eigene, durch

Boden und Klima vorgezeichnete Bahn betreten und einhalten muß.

Es könnte hier zu keinem ersprießlichen Resultate führen, durch Beispiele die Mißgriffe nachzuweisen, welche in dieser Beziehung, besonders in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts, Statt gefunden haben, oder deren man sich vielleicht auch noch in neuerer Zeit schuldig gemacht hat. Die Erfahrung hat bereits eindringlich genug Warnung und Lehre gegeben; es wird daher gewiß um vieles besser seyn, statt wehmüthiger aber fruchtloser Rückblicke, lieber zu einer allgemeinen Anwendung der Erfahrung und der Erkenntniß auf das wirthschaftliche Bedürfniß agrikultorischer Völker überzugehen.

Wenn die Beschäftigungen der Landwirthschaft eines ausgedehnten Landes, durch äußere Bedingungen in ihrem eigentlichen Zyklus gestört, oder wenn sie ganz vereitelt werden: so wird es ohne Zweifel nothwendig, andre Beschäftigungen an die Stelle derer zu bringen, welche in ihren Erfolgen paralysirt worden sind. Unter solchen Umständen greift wohl ein jeder nach dem, was ihm am nächsten liegt, und wählt diejenige Kraftanwendung, welche zu seiner bisherigen Thätigkeit die nächste Beziehung hat, oder durch frühere Bekanntschaft die Hoffnung des Gelingens nährt. Für den Landwirth sind dieses die Gegenstände des häuslichen, uranfänglichen Kunstfleißes, der stets als Nebenbeschäftigung getrieben wurde, und die nächsten Bedürfnisse des Lebens befriedigte. Dahin gehören zunächst Spinnerei, Weberei und Wirkerei, vielleicht hie und da auch Lederbereitung und die Verfertigung hölzerner Geräthe. Auf diese wird also der Landmann, dem

es für die Produkte seines Bodens an Abnehmern fehlt, seine Aufmerksamkeit zu richten, darauf seine Thätigkeit anzuwenden haben. Und damit die ungeübten Kräfte den Erfolg der Anstrengungen nicht durch zu kostbare Erfahrung erkaufen dürfen, mag es hier wohlthätig seyn, der Vervollkommnung und Veredlung durch Lehre und Beispiel entgegen zu kommen. So wird sich das Bessere, wodurch die Arbeit erleichtert, beschleunigt, das Erzeugniß veredelt wird, allmählig und mit Erfolg einführen lassen, weil eine Empfänglichkeit für die Benutzung desselben vorhanden oder vorbereitet ist. Sehr wesentlich wird für diese Empfänglichkeit durch Lehre und Ermunterung zu Verbesserungen in der Kultur der ersten Materien gewirkt; ganz einfach, weil das bessere Material eine vollkommnere und belohnendere Bearbeitung gestattet.

Das Getraide ist unstreitig das wichtigste und allgemeinste Erzeugniß des Landmanns; allein es ist doch nicht das einzige, welches der Boden gewährt. Wenn also äußere Verhältnisse die Ausdehnung des Getraidebaus beschränken, so wird doch die Benutzung des Bodens dadurch nicht unmöglich. Der Landmann kann aus seinem Acker, neben dem Getraide sehr viel anderes gewinnen; er kann die sogenannten Handelspflanzen, Flachs, Hanf, Oelgewächse, Taback, Farbestoffe und ähnliche Gewächse erzielen, welche bei verständiger Kultur nicht minder belohnende Erndten geben. Freilich werden hierzu andre praktische Kenntnisse, andere Bereitungen des Bodens und andre Erndte-Weisen erfordert; solche Rücksichten können jedoch den verständigen Landmann nicht davon abschrecken, seinen Fleiß auf diejenigen Beschäftigungen zu wenden,

welche ihn zu belohnen versprechen. Die Belehrung über die Kultur-Arten, die Ermunterung dazu ist aber nicht bloß für die Landwirthschaft, sondern auch für die ganze National-Industrie von erheblichem Erfolge, weil dadurch nicht nur der Boden benutzt, sondern zugleich dem Gewerbfleiß neue Mittel zur Anwendung industrieller Thätigkeit dargeboten werden. Wo Taback und Oelgesäme gedeihen, da sind Tabacksfabriken und Oelschlägereien gewiß nicht fern; wo Krapp und Waid geerndtet werden, da finden sich auch die Farbebereitungen.

Diese kurze Andeutung möge mir genügen, um auf dasjenige hinzuweisen, was bei den eingetretenen äußern Bedingungen für die Wirthschaft agrikultorischer Völker als Gegebnes oder Erreichbares vorhanden ist. Die Benutzung des Gegebnen nach Ort, Zeit und Sitte wird unfehlbar zu Resultaten führen, welche die National-Oekonomie nicht nur aus der, ihr drohenden Krisis retten, sondern ihr zugleich einen neuen und wohlthätigen Schwung geben müssen. Mit der Vermehrung und Vervielfältigung der ländlichen Erzeugnisse und des daran geknüpften Gewerbfleisses, ist die Zahl und Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen im Volke so nothwendig verbunden, daß die Zunahme der Dichtigkeit der Bevölkerung eine unfehlbare Folge davon wird. Vielleicht mag diese Zunahme nicht eben da sofort bemerkt werden, wo die Population nach Seelen oder Köpfen gezählt wird, welche mit leerem Magen eine Kopfsteuer erschwingen sollen; allein gewiß wird sie da erkannt, wo die Bevölkerung eines Landes in so fern gewürdigt wird, als sie aus thätigen, gewerbfleißigen Menschen besteht, die das Prinzip der gegenseitigen Hülfs-

leistung, Ausgleichung und des innern Verkehrs in sich tragen. — Doch wem könnte heutiges Tages wohl noch eine Masse von Stümpern oder Bettlern für eine wahre Bevölkerung gelten! — Mit der Zunahme einer kraftvollen Bevölkerung steht nun wieder die Vermehrung und Veredlung der Gewerbe, die Annäherung an das Gleichgewicht zwischen Hervorbringung und Verarbeitung, die Beschleunigung des innern Verkehrs *), das wahrste und freudigste Volksleben in einem unvermeidlichen Zusammenhange. Und hierdurch wird nun wiederum die Aufnahme des Getraidebaus befördert; denn mit der Zahl der Verzehrer muß die Zahl der Hervorbringer unfehlbar wachsen. So erheiternd dies Ergebniß ist, eben so sicher ist es;

---

*) Die überwiegende Wichtigkeit des innern Verkehrs wird nach meiner Ansicht noch immer nicht gehörig gewürdigt; daher denn auch fast überall weit mehr auf Begünstigung und Beförderung des äußern Verkehrs hingewirkt wird, ungeachtet der wahre, nationalwirthschaftliche Vortheil davon nicht selten zweifelhaft ist. Der innere Verkehr hingegen ist allemal und nothwendig heilsam: er ist das Mittel des Austausches aller Bedürfnisse, das Vehikel der Herumzählung aller Zahlmittel, und durch beides der belebende Geist aller Gewerbe im Volke. Will man eine Vorstellung von dieser Wirkung in Zahlen haben, so darf man sich nur an folgendes erinnern. Im Jahre 1799 gab Colquhoun (policy of London) den Werth der ganzen Bewegung des Hafens von London zu 49½ Million, und der übrigen Häfen von England zu ⅔ davon, oder 32½ an. Demnach betrug der Werth des gesammten äußern oder fremden Handels 82 Millionen Pf. St. Zu eben der Zeit wurde der ganze Geldwerth des National-Einkommens zu 450 Millionen Pf. St. berechnet, so daß der auswärtige Handel in England, ungeachtet einer Ausdehnung und Lebhaftigkeit, womit kein anderes Land die Vergleichung aushalten kann, doch nur ⅕, der innere Verkehr hingegen ⅘ des National-Einkommens ausmachte.

denn es ist aus einer naturgemäßen Entwickelung des Volkslebens hervorgegangen.

In diesem Zyklus wird sich bei den vorausgegangenen Ereignissen der Zeit ein ackerbautreibendes Volk bewegen müssen. Ist die Bewegung anfänglich langsam, so ist sie dagegen auch desto gemessener, und die Beschleunigung kann, nach allgemeinen Gesetzen der Dynamik, welcher auch die sittliche Welt — wir sehen es ja täglich — unterworfen ist, nicht ausbleiben. Ob aber diese erste Bewegung in der neuen Bahn doch nicht zu langsam oder zögernd seyn sollte für den Bestand und die Erhaltung eines agrikultorischen Volks, das maße ich mir nicht an zu beurtheilen; noch weniger werde ich es wagen, darüber zu entscheiden, ob eine unmittelbare Einwirkung der Verwaltung dabei eintreten kann oder dürfe. Wenn ich also noch etwas weniges hierüber hinzufüge, so wünsche ich doch vor allen Dingen nicht, als unberufener Rathgeber angesehen zu werden. Es kommt hier auf ein höchst wichtiges Verhältniß einer so großen Menschenmasse an, und dabei kann einem Jeden verstattet seyn, Belehrung zu wünschen.

Der Mangel an Absatz des Getraides setzt den Landmann auf eine so rasche und tief greifende Weise außer Thätigkeit, daß er nicht vermag, diesen Ausfall gleichzeitig durch andre, gleichen Nutzen bringende Beschäftigungen auszugleichen. Die Menge der, durch jenen Mangel an Absatz aus der landwirthschaftlichen Arbeit abgelöseten leeren Hände ist so groß, daß sie sich nicht in eben dem Maße bei andern Arbeiten unterbringen läßt, wenn auch die Geschicklichkeit dazu vorhanden wäre. Durch beides

entsteht eine Armuth und Unthätigkeit, welche die National-Wirthschaft ungemein störet oder erschüttert; und es dürfte die Frage seyn, ob es nicht in dieser Beziehung rathsam, vielleicht nothwendig erscheinen sollte, von Seiten der Verwaltung eine Art von Interimistikum eintreten zu lassen, wodurch die ländliche Thätigkeit einstweilen und so lange getragen würde, bis sich die Beschäftigungen im Volke vertheilt haben, und das Gleichgewicht derselben in ihrer Gegenseitigkeit hergestellt ist. Unter mehreren Maßregeln, welche in dieser Beziehung empfohlen oder gewählt werden könnten, wäre vielleicht die Bewilligung temporairer, und sowohl den auswärtigen Preisen, als den fremden Einfuhr- und Zoll-Gesetzen angemessener Ausfuhr-Prämien für das einheimische Getraide der Beachtung nicht unwerth. Unstreitig läßt sich manches Gewichtige gegen eine solche Anordnung sagen, und ich glaube, daß mir die wesentlichsten dagegen aufgestellten Gründe nicht unbekannt sind; allein dennoch dürfte die Sache damit noch nicht so schlechthin von der Hand zu weisen seyn. Aus der Geschichte der brittischen Korngesetze ließe sich wohl manches erfahrungsmäßig zu Gunsten der Ausfuhr-Prämien hernehmen, so wie es denn auch gewiß ist, daß dergleichen bis in die letzten Jahre der Regierung Georgs des Dritten bewilligt wurden (zuletzt von 1796 bis 1801). Ein besonnener und gediegener Staatswirth, der sich in den höchsten Verhältnissen der Verwaltung befand, der Staatsminister Struensee, gab die Ausfuhr-Prämien als das sicherste Mittel zur Erhaltung des Ackerbaus und desjenigen Zustandes im Lande an, wobei mehr gewonnen als verzehrt wird. Ein solcher Zustand kann zwar, nach der Behaup-

tung eben desselben Schriftstellers, nicht eintreten, wenn es wahr ist, wie er sagt, daß kein Land mehr hervorbringt, als es verzehrt; allein dieses hindert nicht, jenen Zustand für sehr erwünscht zu halten, und darin die Bedingung der Fortdauer der National-Wirthschaft zu erkennen. Es ist der Ueberfluß, den Necker gesichert wissen will, hier aber ist es nach meiner Meinung noch mehr: es ist eine unvermeidliche Aushülfe für eine höchst wichtige Volksklasse, deren wirthschaftliches Verderben nur gar zu nahe liegt. Die Gründe, welche gegen das Prämien-System angeführt werden können, will ich hier nicht zusammenstellen, noch weniger versuchen, sie zu widerlegen, sondern mich auf die einzige Bemerkung beschränken, daß der schwächste aller dieser Gründe von den Ausgaben hergenommen werden würde, welche der Staatskasse daraus erwachsen. Wenn es, um mit den Finanz-Verständigen zu reden, nothwendig ist, die Prästations-Fähigkeit der Steuerpflichtigen zu erhalten, und auf der andern Seite gewiß, daß dieselbe unvermeidlich verloren geht, sobald die agrikultorischen Erzeugnisse aufhören verkäuflich zu seyn: so folgt, daß die Mittel, wodurch dem letztern Ereignisse vorgebeugt wird, niemals zu kostbar seyn können. Die Prämien verursachen keinen wahren Ausfall in der Finanz-Rechnung, vielmehr kommen sie ihm zuvor, der nothwendig, nicht einmal, sondern wiederholt eintreten, und in vielfacher Gestalt erscheinen muß. Nicht allein der Landwirth, dem sein Getraide unverkauft liegen bleibt, kann keine Steuer entrichten, sondern auch die Städter, deren Gewerbe auf die Bedürfnisse der Landleute berechnet sind, bleiben im Rückstande; die Steuerpflichtigen, oder doch

die Steuerfähigen vermindern sich sowohl in quantitativer als intensiver Beziehung, und die Reduktion der Steuerrollen kann nicht mehr als ein Ausfall in der Rente, sondern muß als ein Verlust im Kapital angesehen werden. Diesem sehr positiven Verluste vorzubeugen, kann eine temporäre Rente, die nur als ein Vorschuß, als ein negatives Opfer zu betrachten ist, nie zu groß erscheinen. Diese rein finanzielle Rücksicht kann demnach zuverlässig nicht über die Frage von der staatswirthschaftlichen Zulässigkeit der Ausfuhr-Prämien entscheiden; allein es könnten wohl andre Betrachtungen die Sache mehr in Zweifel ziehen, und ich wage nicht, darüber eine Meinung zu äußern, wünsche jedoch, daß sie von denen aufs reiflichste erwogen werde, welche mehr, als ich, im Stande sind, über die Bedürfnisse und Hülfsmittel agrikultorischer Völker zu urtheilen.

Ob übrigens die Verwaltung direkte Mittel anwenden könne oder müsse, damit die allmählige Umwandlung der hervorbringenden Thätigkeit in andre Zweige des Gewerbfleisses schnell und sicher von Statten gehe, dürfte weit weniger zweifelhaft seyn. Im Allgemeinen kann man wohl die unmittelbare Einwirkung der Staatsverwaltung auf das innere und gewerbliche Leben für mehr als bedenklich halten. In dieser Beziehung weiß und erkennt jeder am besten was ihm frommt, was er zu leisten vermag: und was vom Einzelnen gilt, das wird in diesem Falle auch unbedenklich vom Ganzen gelten. Die Bevormundschaftung, die sich manchesmal ohnehin schon in dem gar viel Regieren nur zu sehr äußert, ist lästig, hemmend, und wird, bis ins innere häusliche Leben fortgesetzt, ganz unerträglich. Ueberall verfehlt das Einweisen, Richten und

Hineinschieben in eine gegebene Bahn, seinen Zweck: man muß jedes Ding seinen Gang gehen lassen. Aber man kann diesen Gang bereiten, erleichtern und ihm eine Richtung geben; man kann das Bessere und Zweckmäßige durch Lehre und Beispiel empfehlen, und so den eignen innern Trieb wecken, dem gegebnen Beispiele zu folgen, das anerkannt Gute zu benutzen. Nur so allein kann eine nationalwirthschaftliche Erziehung des Volks wirksam und heilbringend seyn, und auf diesem Wege kann die Verwaltung eines Landes nicht zu viel thun, nicht zu viel Beispiele aufstellen, nicht zu viel Hülfe gewähren, um ihre Benutzung zu verbreiten und zu vervielfältigen. Geld, welches hierzu gegeben, Mühe und Anstrengung, welche hierauf verwendet werden, sind goldne Saaten, denen die herrlichste Frucht, das Wohlseyn, das gedeihliche Leben eines Volks entsprießen: eine Frucht, die dem Säemann göttlichen Lohn — das Bewußtseyn und die Erfahrung Gutes gewirkt zu haben — gewährt; eine Frucht, darin einzig der Bestand, die Kraft, die unüberwindliche Stärke des Staats enthalten ist. — Mag aber die öffentliche Verwaltung hierin so viel thun, als höhere Ansichten oder allgemeine Zwecke zulassen und anrathen; gewiß bleibt immer der größte und wesentlichste Erfolg dem eignen Streben des Volks und den Wohlwollendsten, den Aufgeklärtesten in demselben überlassen. Dieses Streben zu erwecken, das nothwendige und heilsame darin aufzustellen, Muth und Glauben an eigene Kraft zu beleben, dieses ist der Zweck des gegenwärtigen kleinen Aufsatzes, nicht die Anmaßung, zeigen zu wollen, was die Staatsverwaltung etwa zu thun haben mögte. Mit Vertrauen können wir

hoffen, und mit Bescheidenheit müssen wir erwarten, daß dasjenige geschehen werde, was als zweckmäßig und ausführbar erkannt wird; wir können auch mit Beruhigung hoffen, daß zwei Gegenstände, welche Noth thun, mit wohlwollender Aufmerksamkeit erwogen werden: die Ordnung und Mässigung im Abgaben-System, wie es die Produktions-Kräfte des Landes gestatten, und die Beförderung der städtischen Gewerbe, wie es die Herstellung ihrer innern Verhältnisse und die Entwickelung einer zeitgemäßen Ausbildung erfordern.

v. K.

Ueber
die neuen Vergesellschaftungs-Prinzipe,
welche
Deutschland der Wiener Kongreß-Akte verdankt.

In einer Uebersicht der Fortschritte, welche Zivilisation und politische Institutionen während der letzten Jahrhunderte in Europa gemacht haben, urtheilt die Revue françoise folgendermaßen über Deutschland, indem sie sich in eine Vergleichung des englischen, deutschen und französischen National-Geistes einläßt:

„Deutschland ist der Mitte Europa's wie eine gelehrte Universität. Es zeigt sich von jener gewissenhaften Liebe des Studiums und der Betrachtung ergriffen, welche sich nur in der Einsamkeit und im Stillschweigen entwikkelt. Man dürfte aber sagen, daß sein Verstand unter der Last der Wissenschaft erliegt. Es verliert das Vermögen, sich an die Substanz der Dinge selbst zu halten, während es sich in den ganzen Umfang der Geschichte vertieft. Aus lauter Gedankenfülle schwärmt seine Philosophie; ohne nachliegenden Zweck, ohne wahrscheinliche Anwendung, verwirrt es sich gewöhnlich in seinen eigenen Begriffen, und versinkt in sich selbst, wie die Sekten, die sich der Beschauung gewidmet haben. Ob man zuhört, ob man ihm folgt, daran ist ihm wenig gelegen. Im Gegensatz von England ist Deutschland allzu uneigennützig.

Diese Uneigennützigkeit nun, welche die wirkliche Welt zur Seite läßt, erzeugt einen wissenschaftlichen Quietismus, obwohl der Pflicht, die Wahrheit zu sagen, noch eine andere nahe liegt, nämlich die: sie zu verbreiten. Wenig um Folgen bekümmert, gleichgültig gegen Schwierigkeiten, ist der deutsche Geist eine Art von praktischem Idealismus; mehr neuerungs- als reformsüchtig, findet er Freude am Entdecken, Genuß im Lernen; ihm ist die Wirklichkeit, wie der Körper für die Seele, nur nichts-werthe Sache, nur Haderlumpen für die Wissenschaft. Die diesseitige Welt erscheint ihm nur als ein Anlaß zum Studium: er stellt sie vor sich hin, als wäre der Mensch nur ein Zeuge der Ordnung des Universums. Das heißt vergessen, daß, so wie die ewige Vernunft ihm die Intelligenz verliehen, so die ewige Allmacht ihm das Handeln auferlegt hat. Die Wissenschaft verliert, selbst als reine Wissenschaft betrachtet, bei der bloß spekulativen Behandlung. Hypothetisch in ihren Axionen, gewagt in ihren Schlüssen, erhebt sie sich zwar, aber sie begränzt sich zugleich unter dem Vorwande, die reine Wahrheit zu erreichen, und setzt die größte aller Schwierigkeiten bei Seite, nämlich die Auffassung der Dinge in ihrer Gesammtheit, und des innigen aber verwickelten Zusammenhanges der Prinzipien und Wirkungen. Der Deutsche ist der Baumeister, der immer Pläne entwirft, und nie ein Gebäude zu Stande bringet. Frankreich wird vielleicht nie Deutschland den Vorrang hinsichtlich der Tiefe, der Feinheit und Schärfe streitig machen, noch ihm den reichen Schatz von Gelehrsamkeit rauben können; vielleicht soll Frankreich nie den erfinderischen Sinn, die praktische Geschicklichkeit erreichen, welche die

Engländer auszeichnet, noch die Frische der Einbildungskraft, die der Himmel des Nordens zu verewigen scheint, wie er das Grün der Wiesen und Wälder erhält. Aber durch viele andere Eigenschaften entschädigt sich dieser neue Geist, dessen eigenthümliche Beschaffenheit wir so eben bezeichnet haben. Wer wird ihn an richtigem Urtheil, an Umfang und Vielseitigkeit übertreffen? Stark durch Universalität, beschränkt er sich nicht auf einen einzigen Stand- und Gesichtspunkt. Er verändert seinen Platz mit wunderbarer Geschmeidigkeit, und versetzt sich in alle Zeiten, an alle Orte, identifizirt sich mit allen Meinungen; er vermag alles zu begreifen und alles zu beurtheilen: er ist die Vernunft selbst."

Wir sind weit davon entfernt, in diesem Artikel untersuchen zu wollen, ob und in wie fern das von der Revue françoise über Deutschland ausgesprochene Urtheil gegründet ist, oder nicht; wir haben bloß zur Verbreitung desselben beitragen wollen, weil die Schwierigkeiten des γνωϑι σέαυτον sich durch Jahrtausende gleichgeblieben sind, und weil man, so fern es sich um Selbsterkenntniß handelt, immer sehr wohl daran thut, auf das Urtheil Anderer zu achten. Sollte Deutschland selbst über sich zu urtheilen für gut befinden, so würde es offenbar in große Verlegenheit gerathen. Es würde vor allen Dingen Mühe haben, sich zusammenzufassen, um seinen Gesammt-Charakter zur Anschauung zu bringen. Getheilt zwischen 38 Suveränetäten, von welchen jede einzelne gelten will, könnte es über sich immer nur ein Urtheil fällen, das sich durch den Partikularismus, welcher der Vorliebe für den einzelnen Volksstamm eigen ist, ganz von selbst vernichtete.

Der Punkt jedoch, den wir der Revue françoise ganz unbedingt zugestehen möchten, ist ihr Urtheil über die deutsche Philosophie. Wenn sie von dieser Philosophie aussagt, daß sie schwärme: so ist in dieser Aussage volle Wahrheit. Jahrhunderte haben für Deutschlands Katheder-Philosophen nicht ausgereicht, um sich zurechtzufinden über das, was den eigentlichen Gegenstand ihrer Wissenschaft ausmacht. Noch immer wollen sie Aufschluß geben über die *ersten Ursachen* der Erscheinungen in der physischen wie in der sittlichen Welt, während dem menschlichen Verstande nichts unmöglicher ist, als hierüber ins Klare zu kommen; noch immer verschmähen sie das, was die begränzte Fähigkeit des Menschen zu erreichen vermag: *das Gesetz der Erscheinungen*. Sie entdecken nichts, sie erfinden nichts, sie führen nichts auf haltbare Regeln zurück. Abgeschlossen in dem unfruchtbarsten Metaphysizismus, glauben sie alles, was der menschliche Verstand leisten kann, geleistet zu haben, wenn es ihnen gelungen ist, durch mehr oder minder scharfe Definitionen das Wesen der Dinge fixirt, und ihre Behauptungen in einen gewissen Zusammenhang gebracht zu haben, den sie einen *logischen* zu nennen belieben. Was sie thun und treiben, ist Aristotelismus, bald so, bald anders modifizirt, nur daß die Grundlagen, d. h. die ersten Voraussetzungen immer dieselben bleiben, und daß ihre Systeme augenblicklich über den Haufen fallen, wenn sie in diesen Grundlagen auch nur berührt werden. Ein geschäftiger Müssiggang, ein ernsthafter Bau von Kartenhäusern, ist das Einzige, womit man dies philosophische Thun und Treiben vergleichen kann; und so wie dies seit zwei Jahrhunderten

gedauert hat, so wird es fortdauern, bis man mit Bacon zu der Ueberzeugung gelangen wird: „daß die von den Griechen auf uns vererbte Weisheit die Kindheit der Wissenschaft ist, gleich den Kindern sehr geschwätzig, aber zur Erzeugung viel zu ohnmächtig und viel zu unreif."

Hierbei ist nun freilich nichts zu loben; und wenn die herrschende Philosophie zum Maßstab für den in Deutschland herrschenden Zivilisations-Grad dienen sollte, so würde man nur Ursache haben, dies große Land zu beklagen. Glücklicherweise ist dies nicht der Fall. Weit davon entfernt, einen Maßstab abzugeben, ist die deutsche Philosophie, in Hinsicht alles dessen, was die gesellschaftlichen Erscheinungen bestimmt, eben so sehr aus dem Spiele, wie die Träumereien der Mönche des Berges Athos. Das Entwickelungsgesetz, das über der deutschen Welt waltet, wirkt ganz unabhängig von den Definitionen der Philosophen; und indem es von ihnen so wenig erkannt wird, ist eine starke Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es allmählig selbst über die philosophischen Katheder kommen, und die bisher unfruchtbaren Systeme in fruchtbare verwandeln werde. Ist es denn nicht überhaupt eine höchst mißliche Sache mit allem, was man National-Charakter nennt? Sind die Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts noch das, was sie im funfzehnten, sechzehnten, siebzehnten und selbst im achtzehnten Jahrhundert waren? Hat sich im Verlaufe der Zeit die Summe der gesellschaftlichen Verrichtungen nicht unermeßlich unter ihnen vermehrt? Hat der Zustand der Künste und Wissenschaften darüber derselbe bleiben können? Hat nicht selbst ihr politisches System mit allem, was sich in Gesetz und Sitte daran anschließt, seit etwa

30 Jahren die größten Abänderungen erfahren? Und schließt alles dies nicht die Wahrscheinlichkeit in sich, daß, nach etwa 50 oder 100 Jahren, von dem, was gegenwärtig den Charakter der Deutschen ausmacht, eben so schwache Spuren übrig geblieben seyn werden, als von dem, was diesen Charakter in frühern Jahrhunderten bestimmte?

Es läßt sich nicht läugnen, daß in einem Lande, welches 38 Suveränetäten in sich schließt, große Schwierigkeiten zu überwinden sind, so oft es sich um Uebergänge vom Schlechten zum Bessern handelt. Allein, welches europäische Land wäre in unserer Zeit wohl so abgeschlossen, daß es nicht den Einfluß anderer Länder empfinden sollte? Wie neue Entdeckungen und Erfindungen, wo sie auch gemacht werden mögen, sich in kurzer Zeit über die ganze Oberfläche Europa's verbreiten: eben so auch nützliche Einrichtungen. Ihre Gewalt ist, gleich der Gewalt der Wahrheit, so groß, daß sie mit Erfolg nie lange zurückgewiesen werden können. Ist nur der Gedanke, der zu Verbesserungen führen soll, ein richtiger: so bricht er sich gewiß Bahn. Was wäre es denn auch, das ihn daran wesentlich verhindern könnte? Lebt nicht in jeder menschlichen Brust der Wunsch nach Verbesserung des bisherigen Zustandes? Und sind diejenigen, von welchen man annimmt, daß ihnen nichts zu wünschen übrig bleibe — ich meine die Mächtigen der Erde — wohl von diesem allgemeinen Naturgesetz ausgeschlossen?

Gehen wir auf die Erfahrung zurück, so stellen sich uns für Deutschland seit dem Jahre 1815 die wesentlichsten Fortschritte dar; Fortschritte, die sämmtlich von einer solchen Beschaffenheit sind, daß sie neue in sich schließen,

die, wenn sie auch bisjetzt nicht in die Erscheinung eingetreten sind, deßhalb nicht ausbleiben werden.

Auf dem Wiener Kongreß wurde zuerst die Freizügigkeit, d. h. die Befugniß des freien Wegziehens der Unterthanen aus einem deutschen Bundesstaat in den andern, dekretirt. War dies noch etwas Anderes, als eine Aufhebung der früheren Einrichtungen und Gesetze, wodurch man an eine bestimmte Scholle gekettet war, und mehr oder weniger zu einem bloßen Pflanzenleben genöthigt wurde? Man darf also wohl sagen, daß durch jenes einfache Freizügigkeitsgesetz zuerst das ganze Deutschland für dessen Bewohner zu einem gemeinschaftlichen Vaterlande erhoben worden ist. Streng genommen lag in diesem Gesetz der Tod aller Feudalität, diese als denjenigen Gesellschaftszustand betrachtet, worin Einzelne nur dadurch eine Macht ausüben können, daß sie die persönliche Freiheit der Uebrigen aufs Aeußerste beschränken.

Vermittelt wurde die Sache durch Unterhandlungen von Staat zu Staat.

Die glücklichen Wirkungen der neuen Anordnung haben nicht ausbleiben können; und selbst wenn nur wenig davon die Rede ist, so folgt daraus noch nicht, daß sie nicht auf mehrfache Weise eingetreten sind; vorzüglich in einer menschlichern Behandlung derer, welche sich als Unterthanen früher alles hatten gefallen lassen müssen, sogar das Schicksal, über Hamburg nach Amerika verhandelt zu werden *).

*) Unmittelbar nach Friedrichs des Zweiten Tode, vertheidigte der Graf von Mirabeau noch das Auswanderungsrecht als ein Menschenrecht in einem Schreiben an Friedrich Wilhelm den Zweiten.

In demselben Artikel der Bundes-Akte, welcher die Freizügigkeit feststellte, wurde verheißen, daß die Bundesversammlung sich, nach ihrer ersten Zusammenkunft, mit der Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen solle.

Abgesehen von der Preßfreiheit, handelte es um die Mittel, dem literarischen Eigenthum Achtung zu verschaffen. Dies Eigenthum war nicht bloß jedem andern Eigenthume gleichzusetzen, sondern es hatte auch noch den besonderen Vorzug, das erweisliche Produkt persönlicher Anstrengung in eben dem Maße zu seyn, worin es jedes einem Kaufmann anvertraute Fabrikat ist. Hieraus folgte ganz von selbst, daß jede Verletzung des literarischen Eigenthums ein Verbrechen in sich schloß, das bestraft werden mußte, sobald der Thäter ausgemittelt war. Doch so weit reichte die Entgegengesetztheit von Staat zu Staat in Deutschland, daß jene Verletzung für kein Verbrechen galt, indem man etwas als Gemeingut betrachtete, bloß weil es in Umlauf gesetzt war.

Darf ein zwölfjähriger Erfolg entscheiden, so vermochte der Bundestag nichts über den Irrthum, der in dieser Hinsicht vorwaltete.

Preussen nahm sich endlich der Sache in Unterhandlungen mit den einzelnen Staaten Deutschlands an; und wer wüßte wohl nicht, wie viel ihm auf diesem Wege

---

Wer hätte damals geglaubt, daß im Jahre 1815 dies Recht für sämmtliche Bewohner Deutschlands würde sanktionirt werden?

gelungen ist? Nur die Buchhändler der freien Stadt Frankfurt am Main haben sich auf keinen Beitritt zur Anerkennung des literarischen Eigenthums einlassen wollen, indem sie erklärt haben, daß ein solcher ihrem privativen Vortheil zuwider seyn würde. Seltsame Erklärung! Doppelt seltsam sogar, weil sie von Buchhändlern kommt, welche das aus dem Nachdruck entspringende Uebel nach seinem ganzen Umfange kennen müssen! Wenn in jener Zeit, wo in Deutschland noch das Faustrecht galt, und reisende Kaufleute ein Gegenstand der Plünderung von Seiten derer waren, die, um volle Sicherheit zu genießen, sich nur in ihre Burgen zurückziehen durften — wenn, sag' ich, in dieser Zeit die Kaufleute selbst zu Wegelagerern geworden wären, was würde aus einer solchen Abgeschmacktheit hervorgegangen seyn? Sind die Frankfurter Buchhändler aber etwas Anderes als Wegelagerer in Beziehung auf das literarische Eigenthum, wenn sie offen erklären, daß eine Anerkennung desselben gegen ihren Vortheil sei? Womit, in aller Welt, wollen sie eine solche Erklärung auch nur bemänteln? Und wer soll sie bei ihrem unredlichen Verfahren schützen? Haben sie denn so ganz und gar nicht bedacht, in welches Licht sie den Staat stellen, dem sie angehören? Wie könnte dieser jemals gestatten, daß man ihn in das Licht einer Räuberhöhle stellt?

Es giebt jedoch eine Opposition, welche gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was bei ihr beabsichtigt wird; und wenn wir uns nicht sehr irren, so wird die Nicht-Anerkennung des literarischen Eigenthums von Seiten der Frankfurter Buchhändler sehr viel dazu beitragen, daß die Anerkennung in weit größerer Allgemeinheit erfolgt, als es

sonst der Fall gewesen seyn würde; denn welcher deutsche Staat wird sich nicht schämen, einzugestehen, daß seine Bürger hinsichtlich der Erzeugnisse des Geistes so unproduktiv sind, daß sie nur vom Raube leben können? Vorüber sind die Zeiten, wo ein . . . . r Buchhändler, der sich durch den Nachdruck bereicherte, einem Schriftsteller, welcher ihm ein Manuskript anbot, zur Antwort gab: „Sehen Sie, mein Herr! Ist Ihre Arbeit gut und einträglich, so druck' ich sie nach; ist sie es nicht, so vermeid' ich jeden Verlust dadurch, daß ich mich nicht mit dem Verlag derselben befasse." In Deutschland ist es dahin gekommen, daß man begreift, weßhalb jede Arbeit ihren Lohn finden muß; und dasselbe Prinzip, das größere Sicherheit des Eigenthums durch bessere Polizei ins Leben gerufen hat, hebt den Büchernachdruck eben so sicher auf, wie jede bekanntgewordene Räuberhöhle. Mit der größten Sicherheit läßt sich also vorhersehen, daß das literarische Eigenthum, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, allgemeine Anerkennung gefunden haben wird; und dann wird man sich nur darüber wundern, wie ihm diese Anerkennung so lange entstehen konnte, oder, mit anderen Worten, wie es möglich gewesen sei, die Natur des ursprünglichen Kapitals, d. h. der zum Vortheil der Gesellschaft entwickelten Kraft, so anhaltend zu verkennen, daß seit der Erfindung der Buchdruckerei 350 Jahre verstreichen konnten, ehe man auf entscheidende Mittel dachte, dem Nachdruck zu steuern.

Freizügigkeit und Anerkennung des literarischen Eigenthums sind unstreitig große Wohlthaten und treffliche Mittel zur Hervorrufung eines höheren Zivilisations-Grades. Der Wiener Kongreß fühlte inzwischen, daß er hierbei

nicht stehen bleiben könne, und daß zur Verstärkung der deutschen National-Kraft nichts nothwendiger sei, als Fortschaffung der Hemmnisse des Handels und des Verkehrs unter den Gliedern des deutschen Bundes. Daher der 19te Artikel der Bundes-Akte, welcher so ausgedrückt ist: „Die Bundesglieder behalten sich vor, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung in Frankfurt, wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, so wie wegen der Schifffahrt, nach Angabe der auf dem Kongreß zu Wien angenommenen Grundsätze, in Berathung zu treten."

Eine zwölfjährige Berathung hat wiederum bewiesen, daß es nicht die Sache der Bundesversammlung war, das große Werk eines freieren Verkehrs unter Deutschlands Einzelstaaten zu Stande zu bringen; aufrichtig gesprochen, worin läge wohl für sie das Mittel, 38 Suveräne, von welchen jeder seine besonderen Ansichten, und, um die volle Wahrheit zu gestehen, zugleich sein besonderes Interesse hat, so unter dem Banner einer wohlthätigen Idee zu vereinigen, daß eine allgemeine Zustimmung erfolgen könnte?

Jener Handels- und Gewerbsverein, der sich unter der Leitung des Professors List bildete, überschätzte seine Kraft in einem so hohen Grade, daß er nur bemitleidet oder belächelt werden konnte.

Inzwischen war und blieb die Idee eines freieren Verkehrs unter Deutschlands Einzelstaaten ein Gedanke, welcher in keinem Betracht aufgegeben werden durfte. Der Handel ist nun einmal das, von der Hand der Natur selbst dargebotene Mittel aller Befreundung und Vergesellschaftung in einem so hohen Grade, daß man behaupten kann,

Gesellschaft und Handel seien wesentlich eins und dasselbe. Der Handel ist sogar noch mehr: denn er ist Anregungsmittel der Arbeit: ein Mittel, das kleine Staaten am wenigsten entbehren können, wenn sie nicht ganz verkümmern wollen. In ihm ein Prinzip der Feindschaft sehen, ist etwas so Unnatürliches und Abgeschmacktes, daß man Mühe hat, sich eine solche Erscheinung zu erklären. So oft diese Erscheinung eintritt, kann sie ihren Grund nur darin haben, daß man für die Fortdauer einmal bestehender Einrichtungen besorgt ist, oder die Mühe scheut, diese Einrichtungen dahin abzuändern, daß dem natürlichen Bedürfniß des Staatsbürgers nach Austausch des Produkts seiner Arbeit genügt wird. Hierzu kommen freilich auch Vorurtheile aller Art, vornehmlich ein falscher Begriff vom Gelde, in welchem man lieber einen absoluten Werth, als das allgemeine Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit sehen möchte. Für Deutschland, in seiner Gesammtheit genommen, ist der Merkantilismus, d. h. diejenige Ansicht, wonach man Gold und Silber als alleinigen Reichthum betrachtet, noch so vorherrschend, daß sich wohl behaupten läßt, in dieser Ansicht liege eins von den allerstärksten Hindernissen freier Entwickelung und vermehrten National-Reichthums. Wer Deutschland, wie durch einen Zauberschlag, von diesem Wahn befreien könnte, würde sein größter Wohlthäter seyn; denn er würde allen Verkehr im Innern dieses großen Landes erleichtern, und indem er dadurch die Arbeitsamkeit verstärkte, würde er der Urheber eines Reichthums werden, bei welchem es am wenigsten am Gelde, d. h. an Gold und Silber fehlen würde, weil diese sich immer nur nach Maßgabe der Mannichfaltigkeit

und Intensität der Verrichtungen vermehren. Wie geldarm war Deutschland in jenen Zeiten, wo es nichts weiter hatte, als seinen Ackerbau in Verbindung mit einigen groben Handwerken! Wie viel geldreicher ist es von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die vermehrte Mannichfaltigkeit seiner gesellschaftlichen Verrichtungen geworden! Wie durchaus nichtig ist also der Wahn, daß es durch ein Mittel geldarm werden könne, das keine andere Bestimmung hat, als jede nützliche Thätigkeit stärker anzuregen! Ich bezeichne hier den Handel unter Deutschlands Einzelstaaten.

Wer zuerst sagte, „Rom ist nicht an Einem Tage gebaut worden," sprach in einer wohlbekannten Thatsache eine große Wahrheit aus; nämlich die, daß die Entwickelung vom Kleinen zum Großen für Dinge, die zu einer längeren Dauer bestimmt sind, sehr allmählig, aber eben deßwegen um so sicherer von Statten geht. Der freie Verkehr, welchen der Kongreß zu Wien als eine der größten Wohlthaten, welche Deutschland zu Theil werden können, anschauete, wird sich einstellen; aber nur nach und nach, nur durch mühsame Uebergänge, und nur auf demselben Wege, auf welchem, seit dem Jahre 1815 alles Gute zu Stande gekommen ist, d. h. auf dem Wege der Unterhandlung mit jedem einzelnen Staate, frei von allem Zwange, recht eigentlich in dem Geiste des Wohlwollens und der Gegenseitigkeit.

Wenn Preußen hierbei als Führer auftritt, und folglich die *erste* Rolle übernimmt, so wollen wir unumwunden eingestehen, daß es dazu von mehr als einer Seite berechtigt ist; nämlich durch seine Größe, durch die Ent-

wickelung seines Inneren, und durch das natürliche Bedürfniß, nicht stehen zu bleiben in einer Bahn, worin es Deutschland seit mehr als 150 Jahren so nützlich geworden ist.

Schon hat Hessendarmstadt einen Handelsvertrag mit Preussen abgeschlossen; und eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Nassau, Baden, Würtemberg und selbst Baiern nicht lange zurückbleiben werden *).

Vor allem aber bedarf es für den allgemeinen Vortheil Nord-Deutschlands eines Handelsvertrages zwischen Hannover und Preußen. Ein solcher Handelsvertrag würde hinsichtlich alles dessen, was wir Fortschritt in der gesellschaftlichen Entwickelung nennen, eine von den erfreulichsten Erscheinungen seyn. Ganz unstreitig sind beide Staaten allzu groß, um zur Befriedigung ihres inneren Bedürfnisses eine eigene Zoll-Linie aufgeben zu können; allein würde der Zweck unerreicht bleiben, wenn, ohne alle Gemeinschaft in der Zollverwaltung, gleiche Zoll-Tarife für den Eingang von fremden Waaren, und zugleich freier innerer Verkehr zum Vortheil des Gewerbes und der Betriebsamkeit beider Staaten herbeigeführt würden?

Auf dieser Grundlage würde jeder der beiden Staaten seine eigene Zoll-Linie behalten, und von den, in sein Gebiet eingehenden fremden Waaren die Zölle für seine eigene Rechnung erheben, wiewohl mit der festen Uebereinkunft, keine Waarenläger an den Gränzen zu gestatten, und die Ab-

---

*) Bekanntlich haben die Stände des Herzogthums Nassau einen solchen Handelsvertrag abgelehnt; es ist jedoch zu erwarten, daß sie darüber zur Besinnung kommen werden, da man den eigenen Vortheil nicht anhaltend verkennen kann.

fertigungen nur auf bestimmten Zollämtern erfolgen zu lassen. Auf eben dieser Grundlage könnten sich beide Staaten über eine lange Reihe von Gegenständen vereinigen, welche die gegenseitige Zoll-Linie frei und ungehindert passiren dürften, theils weil sie zu den ersten Lebensbedürfnissen gehören, theils weil sie das Material der Betriebsamkeit ausmachen, die in letzter Auflösung die Quelle alles öffentlichen Einkommens ist. Dahin würden gehören: alle Arten von Getraide; ferner Schlacht und Zugvieh; ferner Holz, sowohl Brenn- und Nutzholz, als Bauholz, Dielen und Bretter; ferner Holzasche, Holzkohlen und Pottasche; ferner Linnengarn, Hanf, Flachs, Werch; ferner Wolle und wollene Tücher; ferner Wachs, Honig und Bienenstöcke; ferner Kalk und Gyps, Steine und Theer; ferner Leder, Eisen und Stahl u. s. w. Bei einigen dieser Gegenstände würde es unstreitig der Ursprungs-Zertifikate bedürfen; allein, so wie diese keinen Aufenthalt verursachen, so würden beide Staaten für die Belebung ihrer Betriebsamkeit außerordentlich dadurch gewinnen, daß obige Artikel unbedingt zollfrei wären; denn wer weiß denn nicht, daß bei den benannten Artikeln die Formen der Steuereinrichtung für den Gewerbe und Handel treibenden Steuerpflichtigen weit lästiger sind, als die Steuer selbst? Zu noch größerer Belebung des gegenseitigen Verkehrs würde es nicht unmöglich seyn, wegen des Besuchs der Wochen- und Jahrmärkte, so wie wegen derer, die in Handlungsangelegenheiten reisen, begünstigende Verfügungen zu machen. Beide Staaten könnten sich aber auch für ihr höheres Gedeihen dadurch sehr zu Hülfe kommen, daß Hanno-

ver für Preußen den freien Transito auf der neu zu errich-tenden Chaussee von Halberstadt über Schladen und Hil-desheim nach Minden ohne Umladung, Preußen für Hannover denselben freien Transito auf der Straße von Minden nach Osnabrück bewilligte. Und würde es ein insigne, recens, adhuc indictum ore alio seyn, wenn beide Staaten ein gemeinschaftliches Münz-, Maß- und Gewichts-System annähmen? und wenn sie jährlich durch General-Bevollmächtigte das Nähere für die gemeinschaft-lichen Interessen und für den freien Verkehr zwischen bei-den Staaten verabreden und für die weitere Ausführung vorbereiten ließen? Wäre dies denn nicht ganz in dem Geiste von Gliedern eines gemeinschaftlichen Bundes, und wahrhaft aufgeklärten Regierungen? . . .

So gewiß eine Vereinbarung dieser Art den beiden Königreichen zur größten Ehre gereichen würde; eben so gewiß würde sie den ganzen gesellschaftlichen Zustand Nord-Deutschlands auf eine ausgezeichnete Weise veredeln; denn sie würde allem, was bisher feindlich in demselben war, den entgegengesetzten Charakter geben. Im Leben aber kommt es immer nur darauf an, daß in dem gesellschaft-lichen Zustande Fortschritte gemacht werden, welche das Prinzip aller Assoziation (das Sittengesetz) verherrlichen. Alles Uebrige stellt sich alsdann von selbst ein. Selbst die Wissenschaft der Wissenschaften kann und darf unter solchen Umständen nicht zurückbleiben. Ist sie also früher zum Schwärmen berechtigt gewesen, so ist sie es fortan nicht mehr; und will sie in Ehren bleiben, so hat sie keine an-dere Wahl, als von ihrem Himmel herabzusteigen, sich

mit der Erde zu befreunden, und ihre Bestimmung in der besseren Erkenntniß des Wirklichen oder des Thatsächlichen zu finden. Auf diese Weise haben wohlwollende und einsichtsvolle Staatsmänner durch ihre gesellschaftliche Anordnungen zu allen Zeiten den Zustand der Wissenschaft wenigstens auf eine indirekte Weise verbessert.

Bemerkungen
eines Pflanzers von la Martinique
über
die Emanzipation von St. Domingo
und über
das Mittel einen Sklavenaufstand von den französischen Kolonien abzuwenden.

(Aus dem Französischen.)

Sklaverei ist für den Menschen, er gehöre zu welcher Raße er wolle, ein falscher, gewaltsamer, folglich nur vorläufiger Zustand, aus welchem er sich zu befreien strebt. Ich sage damit nicht, daß alle Sklaven das ihnen wiederfahrne Unrecht empfinden; im Gegentheil, nur Menschen, welche einem freien Stande angehört haben, leiden sittlich durch die Herabwürdigung, welche sich an die Sklaverei knüpft. Ich sage bloß, daß der von der Sklaverei unzertrennliche physische Schmerz den Sklaven zu einer Empörung wider seinen Herrn geneigt macht.

Es giebt also in jeder Gesellschaft, welche auf die gesetzliche Ungleichheit der Stände gegründet ist, oder, um dies noch bestimmter auszudrücken, in jeder Gesellschaft, wo der Mensch nicht von den Dingen, sondern von dem Menschen lebt, einen Gährungsstoff, ein Prinzip der Auflösung, das die Vergesellschaftung unaufhörlich untergräbt. Dieser Nisus kann den gesellschaftlichen Körper Jahrhunderte lang bearbeiten, ohne daß es den Anschein gewinnt, daß dieser wesentlich verändert werde. So lange die verstoßenen Klassen im Elende geboren werden und sterben, ohne eine Ahnung davon zu erhalten, daß eine Verbesserung ihres Zustandes möglich sei, dulden sie schweigend ein

Uebel, das sie als Bedingung ihres Daseyns betrachten. Sie murren über den Schmerz des Augenblicks; doch kaum ist dieser vorüber, so vergessen sie das Uebel und kümmern sich nicht weiter um die sittliche Ursache desselben.

Unfehlbar aber kommt die Zeit, wo die Freilassung einiger Sklaven, die Milderungen, welche andere von dem Mitleiden ihrer Gebieter erhalten, oder auch der Begehrlichkeit der letzteren entreißen, endlich auch der Verkehr, der sich, nach und nach, vermöge der Zwischenklassen, unter den niedrigsten Klassen der Gesellschaft einstellt, diesen letzteren einige schwache Begriffe von Menschenwürde und von der Erniedrigung, worin sie leben, zuführen. Alsdann gesellt sich zu dem physischen Schmerz das Gefühl des Unwillens. Bis dahin machte der Sklave keinen Unterschied zwischen der Brutalität seines Herrn und der unwiderstehlichen Gewalt der Elemente. Jetzt aber beginnt er, hinsichtlich seiner Lage, das materielle Uebel von der Ungerechtigkeit zu unterscheiden. Kurz: ihm wird klar, daß er unterdrückt wird.

Ist die Gesellschaft einmal in diese zweite Periode eingetreten, dann wirkt das Auflösungs-Prinzip, das sie in sich schließt, mit verstärkter Kraft. Die proskribirten Raßen werden alle Tage mächtiger; die privilegirten Raßen dagegen sehen den Augenblick näher kommen, wo es ihnen nicht einmal erlaubt ist, sich mit jenen abzufinden.

So verhielt es sich unstreitig mit dem sittlichen Zustand auf St. Domingo, als die Insurrektion ausbrach; und so wird derjenige beschaffen seyn, zu welchem alle anderen Kolonien Europa's auf den Antillen über kurz oder lang gelangen werden. Hierin aber liegt nichts, was uns befremden dürfte. In welcher Unwissenheit die Weissen auch ihre Sklaven zurückhalten mögen: immer wird es unmöglich seyn, zu verhindern, daß die unermeßliche Revolution, welche ganz Amerika erschüttert, irgend ein Echo in ihnen finde. Dieses, für die Insurrektion gleichsam privilegirte Land muß den armen Neger über die Ungerechtigkeit seines Zustandes mehr oder weniger aufklären. Schon gegenwärtig darf man behaupten, daß die Ruhe der Pflanzer für immer gestört sei. Vergeblich werden sie Wachsamkeit und Strenge verdoppeln; eben so vergeblich werden die Mutterländer die zur Aufrechthaltung der Skla-

verei bestimmten Besatzungen verstärken. Der Geist der Empörung ist eingedrungen in das schwache Fassungsvermögen des afrikanischen Sklaven, und kann nicht mehr ausgetilgt werden. Früher oder später müssen die beiden Gesellschaften, welche in einem so gewaltsamen Kriegszustande denselben Boden bewohnen, sich unter der Herrschaft eines gemeinschaftlichen Rechts verschmelzen, wenn nicht die eine von ihnen vertilgt werden soll.

„Du verlangst also," wird man mir sagen, „die Abschaffung der Sklaverei in unsern Kolonien?" — Ganz und gar nicht. — „Du willst also, daß die Pflanzer alle Sklaven umbringen sollen, um nicht von ihnen gemordet zu werden?" — Noch weniger. Ich lege es auf nichts weiter an, als die Pflanzer, meine Landsleute, dahin zu bringen, daß sie sich mit der Gefahr, worin sie schweben, bekannt machen; zugleich aber möchte ich ihnen das einzige Rettungsmittel anzeigen, das mir angemessen und anwendbar scheint.

Ich erkläre vorweg, daß die Abschaffung der Sklaverei mir als ein gefährliches Heilmittel erscheint, das nichts weiter bewirken würde, als Unordnung und Mord. Ein Pflanzer, der auf la Martinique eine Zucker-Plantage besitzt, hat in einem Schreiben über die Emanzipation von St. Domingo behauptet, daß die Sklaven-Bevölkerung der Aufklärung und der Betriebsamkeit der Weissen bedarf, um für ihr Daseyn zu sorgen. Zur Unterstützung seiner Behauptung führt er eine Thatsache an, welche auch durch die brittischen Tagblätter bekannt geworden ist. In den Vereinigten Staaten wurden Versuche gemacht, das Schicksal der Neger zu verbessern, und sie zu dem Stande freier Menschen zu erheben. Diese Versuche nun sind, wie man sagt, fehlgeschlagen; und die Regierung von la Union, in großer Verlegenheit wegen ihrer unglücklichen Neger, faßte den Entschluß, sie nach St. Domingo zu versetzen. Hier wurden sie als Brüder aufgenommen; doch nicht lange darauf überzeugte sich die Regierung von Haity, daß mit ihnen nichts aufzustellen war, und sendete sie mit großen Kosten nach den Vereinigten Staaten zurück. Mich wundert das nicht; und ich sage sogar, eine ganze Bevölkerung würde noch weit mehr Mühe haben, aus der Noth hervorzutreten, als einige Hundert roher Individuen, die

sich in die Mitte einer zivilisirten Nation verlören. Man gebe allen den Sklaven, welche im gegenwärtigen Augenblick unsere Kolonien bevölkern, die Freiheit; man vertheile unter ihnen Ländereien zum Anbau; man bilde, wenn's möglich ist, sogar eine Republik aus ihnen, und man wird nur allzu bald wahrnehmen, wie gering ihre Aehnlichkeit mit den Einwohnern von Haity ist. Dies rührt daher, daß die Zivilisation erst sehr spät in die Massen eindringt. Um ein Volk, das mehrere Generationen hindurch in der Knechtschafft gelebt hat, in Freiheit zu setzen, ist es nicht genug, daß man eine Erklärung der Menschenrechte bekannt mache, die Sklaverei abschaffe, aus überfließender Gnade eine Charte ertheile, und sogar öffentliche Erörterungen gestatte. Dem Sklaven muß man vor allen Dingen begreiflich machen, was Eigenthum ist; wie dieses sich von den Dingen auf die Personen ausdehnt, und wie aus dieser wunderbaren Verwandlung für ihn eine unermeßliche Verlegenheit entspringt: namentlich die, künftig für seine Erhaltung zu sorgen und wie ein vernünftiges Wesen zu handeln, nicht aber wie ein Hausthier, das man anspannt und das man zum Schlachten mästet.

Die Sklaverei soll aufhören, und sie wird aufhören; dies ist der Wille des Entwickelungsgesetzes der menschlichen Natur. Allein sie kann und darf nur sehr allmählig abgeschafft werden. Denn, plötzlich von dem Sklavenstande zur Freiheit übergehend, würden die neuen Freigelassenen aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht bloß in der für sie neuen Atmosphäre vor Elend umkommen, sondern sie würden auch die allzu übereilte Emanzipation nicht bloß gegen ihre ehemaligen Gebieter, sondern auch gegen sich selbst gebrauchen. Zur Unterstützung dieser Meinung wollen wir ein Beispiel anführen, das vielleicht sehr viele von denen verletzen wird, deren Gesinnungen im Uebrigen die unsrigen sind. Zur Zeit der französischen Umwälzung gab es in Frankreich keine Leibeigenen mehr; der Bürgerstand übte sogar schon mehrere politische Rechte aus, sowohl als Mitglied von Korporationen, denn als Munizipal-Obrigkeit. Die Bevölkerung, bereits so geschickt in der Praxis des häuslichen Lebens, hatte ziemlich geläuterte Begriffe von der gesetzlichen und regelmäßigen Ausübung der für jede Ordnung feststehenden Privilegien. Nun wohl, wer

erin-

erinnert sich denn nicht mit einem Gemisch von Schrecken und Mitleid des fürchterlichen Gebrauchs, den die unteren Volksklassen von dem Prinzip der Gleichheit machten, das die unterrichteten, die privilegirten Klassen durch einhällige Zustimmung dekretirt hatten? Was damals geschah, war höchst wahrscheinlich unvermeidlich: die, der französischen Gesellschaft seit Jahrhunderten ertheilte Richtung mußte alles hervorbringen, was wir gesehen, was wir erfahren haben: den Enthusiasmus des Adels, die Eifersucht der Nicht-Adeligen und die Ausschweifungen der Menge. Wir glauben indeß, daß, wenn es möglich gewesen wäre, diese Bewegung zu hemmen, und den Uebergang so einzurichten, daß er minder gewaltsam gewesen wäre, alle ohne Ausnahme sich dabei besser befunden haben würden.

Gerade dies nun sollte man in unseren Kolonien thun, wenn der Augenblick, wo an die Abschaffung der Sklaverei ernstlich gedacht werden muß, gekommen seyn sollte; denn die Unordnung würde hier gerade um so viel größer seyn, als die Neger unserer Pflanzungen viel unfähiger zur Ertragung einer vollständigen Freiheit sind, als es die Leibeigenen des Mittelalters waren. Wir behaupten hierbei nicht, daß die Neger, so wie wir, mehrerer Jahrhunderte bedürfen werden, um zunächst die Praxis des bürgerlichen und später die Praxis des politischen Lebens einzulernen; wir sind genöthigt gewesen, uns unsere Erziehung selbst zu geben, während die Neger unserer Kolonien sie von uns empfangen können. Wir wollen bloß sagen, daß diese Erziehung vorangegangen seyn muß; und wir fügen hinzu, daß sie unter einer methodischen Leitung mit größerer Sicherheit erworben wird, und daß es so dringend als wünschenswerth ist, daß man das Werk nicht hinausschiebe.

Könnten wir z. B. nicht auf dem Wege der Kunst das wiederholen, was die Natur gethan hat, um uns von der niedrigsten Stufe des Elends und der Barbarei zu derjenigen Zivilisation zu erheben, welche einen Gegenstand unseres Erstaunens ausmacht? Läßt sich die Menschheit nicht betrachten als eine große Schule des gegenseitigen Unterrichts, wo die, welche die besten Fortschritte gemacht haben, den übrigen zum allgemeinen Besten als Führer dienen? Was die europäischen Nationen auf dem

natürlichen Wege, aber eben deßwegen auch ohne klares Bewußtseyn und langsam für sich selbst zu Stande gebracht haben, das würden sie für minder begünstigte Bevölkerungen mit Ueberlegung, folglich weit schneller und besser zu Stande bringen. Diese so unterrichteten, so abgeschliffenen Klassen unserer Tage, in welchen Zierlichkeit und Reichthum glänzen, stammen ab von barbarischen oder sklavischen Geschlechtern, deren Schicksal um kein Prozent besser gewesen ist, als das von den Negern unserer Zuckerpflanzungen. Ja, dies Schicksal mußte noch weit schlimmer seyn, wenn es, wie versichert wird, zur Zeit der Römer eine solche Fülle von Sklaven gab, daß einer von ihnen in dem Lager des Lukullus für 3 Fr. 50 Zentimen verkauft werden konnte. Aus einer so entsetzlichen Herabwürdigung hat sich, vermöge einer Reihe von Verwandlungen, ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung erst zur Leibeigenschaft und sodann zu den Vorrechten des Bürgerthums erhobenen, bis er zuletzt dahin gelangte, als freier, d. h. nur vom Gesetz abhängiger Staatsbürger alle politischen Rechte auszuüben.

Würde es denn unmöglich, oder würde es gefährlich seyn, zu erklären, daß alle Kinder, welche in unseren Kolonien von Sklaven erzeugt und geboren werden, das Recht haben sollen, gewisse Verrichtungen zu üben, nachdem sie ihre Meister mit einem Theile ihrer Zeit und ihrer Kraft bezahlt haben? Diese Kinder würden in dem Stande der an die Scholle gefesselten Leibeigenen leben, bis sie so viel erworben hätten, daß sie sich loskaufen könnten. Den Kolonial-Obrigkeiten müßte dieser Loskauf zur Billigung anheimgestellt seyn. Vielleicht würden zwei Geschlechtsfolgen hinreichen, um die abscheuliche Knechtschaft, welche gegenwärtig auf die schwarze Bevölkerung drückt, und sie so sehr verschlechtert, in eine Erbunterthänigkeit zu verwandeln, die, indem sie den physischen Zustand des Sklaven verbesserte, auch seine Sittlichkeit höbe, und ihn für einen noch erträglicheren Stand der Dinge geschickt machte.

Sklaven, welche das Wohlwollen ihrer Herren in Freiheit gesetzt hat, ferner solche, die sich freigekauft haben, würden nicht, mir nichts dir nichts, in den Genuß auch nur der bürgerlichen Gleichheit eintreten. Man könnte

sie, während der ersten Generation festhalten in einem Zustande, welcher die Mitte hielte zwischen Freilassung und Bürgerstand; doch würden ihre Kinder, schon um ihrer Geburt willen, zu der letzteren Klasse gehören. Erst alsdann würde der Zeitpunkt gekommen seyn, wo man die Thatsache, welche die Zeit thunlich, nothwendig und unvermeidlich gemacht hatte, für ein Recht gelten lassen könnte: ich meine die Gleichheit vor dem Gesetz, die Herrschaft des gemeinen Rechts.

So, glauben wir, könnte man ohne Erschütterung, ohne Gewaltthat, ohne merkliche Schmälerung der Sklaven-Eigenthümer, dahin gelangen, nach etwa 30 Jahren in unseren Kolonien die Herrschaft gesetzlicher Freiheit einzuführen, welche von allen philanthropischen Vereinen mit so viel Inbrunst gewünscht wird: eine Herrschaft, welche ein Gesetz der Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts ist, dessen Wirkungen also unsere Pflanzer nicht aufzuhalten vermögen.

Man wird diesem Plane den Bannal-Einwand des Eigenthumsrechts der Herren über ihre Sklaven entgegenstellen. Doch wie schwach ist dieser Einwand! Wir geben zu, daß das Eigenthum Rechtens ist, und dem geschriebenen Gesetze vorangeht, dergestalt, daß, wenn die ganze französische Bevölkerung sich vereinigte, irgend Einem aus ihrer Mitte, ohne vorhergegangene Entschädigung, deßjenigen zu berauben, was ihm rechtmäßig gehört, dies eine Gewaltthat, eine Ungerechtigkeit seyn würde. Allein, was ist rechtmäßiges Eigenthum? Kann ein Mensch, welcher Farbe er auch seyn möge, rechtmäßig das Eigenthum eines anderen Menschen werden? Die Weissen behaupten, die Neger nach Recht zu besitzen. Warum sollten denn diese, da ihnen weder Sprache, noch Vernunft, noch irgend etwas von dem abgeht, was zum Wesen der weißen Raße gehört — warum, sag' ich, sollten nicht auch die Schwarzen das Recht, Weisse in ihr Eigenthum zu verwandeln, ansprechen? Auf den Küsten der Barbarei haben sie wirklich weisse Sklaven; und man wird doch nicht läugnen, daß dieser Besitz eine wahre und gewaltsame Usurpation sei? Alles, was man für die Völker von Marokko und Algier sagen kann, ist, daß sie, wie unsere Pflanzer, Sklaven besitzen, weil sie stärker sind, als diese Sklaven.

Woher kommt nun aber die Stärke einer Handvoll Pflanzer gegen die Tausende von Negern, die sie halten? Von den Mutterländern, welche dies Verhältniß, worin alles gewaltsam und künstlich ist, durch Truppen unterstützen. Nehmen einmal die Mutterländer ihre Regimenter zurück, so werden wir sehen, daß das Eigenthumsrecht, in dessen ausschließenden Besitz die Weissen zu seyn vermeinen, und das sie unveräußerlich und heilig zu nennen gewohnt sind, zu den Schwarzen übergeht, weil diese die Stärkeren geworden seyn werden.

Wir bleiben weit davon entfernt, den europäischen Regierungen einen solchen Rath zu ertheilen; wir haben uns darüber bereits erklärt. Allein es scheint uns erwiesen, daß in einer Gesellschaft, wo alles Privilegium und Zwang ist, der Staat das Recht hat, diese gewaltsame Ausnahme von Naturrecht auf eine suveräne Weise zu regeln. Nicht einem Rechte leiht er, bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, seine Unterstützung, wohl aber einer Usurpation, deren Beschaffenheit allmählig zu mildern so lange seine Pflicht ist, bis sie gänzlich aus der Gesetzgebung verschwunden ist.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grün-Straße Nr. 18.

